Aus Höhen und Tiefen

Alfred Friedmann


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Alfred Friedmann.

Aus Höhen und Tiefen.





Aus Höhen und Tiefen

(Ernstes und Profanes)

von

Alfred Friedmann.

Mit dem Bilde des Verfassers.



Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1880.



Aus

Höhen und Tiefen

(Ernstes und Profanes)

von

Alfred Friedmann.

Mit dem Bilde des Verfassers.



Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1886.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden i. W.

Widmung.

An Wien.

Du herrliches Wien an dem Donaustrand
Mit dem offenen Herzen, der offenen Hand,
Mit den glühenden, blühenden, lieblichen Frau'n,
Den Männern, so stolz und so edel zu schau'n,
Du herrliches Wien an dem mächtigen Strom,
Du Wien im Schatten vom Stephansdom,
Umgeben von Wäldern deutscher Eichen,
Die sechszehn Jahr' ich durfte durchstreichen,
Mit Deinen Bergen, auf denen ich stand,
Und blickte in's steyrische, ung'rische Land,
Leb' wohl, und Dein Friede sei immer gewahrt,
So lange Du hegest die deutsche Art,
Das deutsche Wissen, den deutschen Sinn!
Dein denk' ich, wo fürder ich lebe und bin,
Dir sei in unendlicher Dankbarkeit
Dies Buch, das in Dir entstanden, geweiht.

A. F.

Inhalts-Verzeichniß.

Religiöses.

Aus großen Jahrhunderten.

Erzählendes.

Plauderei.

Balladeskes.

Streitbares.



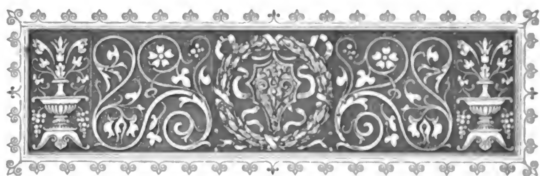
Berichtigungen.

Lector, ne te offendant errata quae operariorum in diligentia fecit, neque enim omnibus horis diligentes esse possumus. Recognito volumine, ea corrigere placuit.

Seite 45, Zeile 20 v. o. lies: Alkman statt Alkmann
„ 52, „ 8 „ „ „ steigt, statt steigt.
„ 53, „ 5 „ u. „ Lorbeer. statt Lorbeer
„ 92, „ 6 „ o. „ sanft ihn statt sanft in

Religiöses.





Jesus am Brunnen.

Das war zu Sichar in Samaria,
Dem Dörfchen nahe, das einst Jakob gab
Dem Sohne Josef, das mit Schwert und Bogen
Er streitbar nahm aus Amoriterhand.
Da wandelte, bestaubt und reisemüde,
Der Sohn Mariens durch das Sommerland,
Mit den Getreuen, die der Herzenstehler
Durch seines Wortes Zauber angezogen,
So wie die einsam düftevolle Rose
Den Bienenschwarm aus seinem Korbe zieht.
Fern von Judäa kamen sie gewandelt,
Am Leibe hungrig, aber auch im Geist
Noch hungernd nach des Lehrers Lebenswort.
Er aber wehrte sanft ihr leises Bitten
Nach buntem Gleichniß, hoher Weisheit Mantel,
Und wußte, daß sie Hungers voll und Durstes.
Da sandt' er sie gen Sichar und er sprach:
„Zieht ein zur Stadt und kauft uns Brod und Früchte,
Und was die Krämer für die Silberlinge
Euch sonst noch geben, und kehrt dann zurück.

Ich müder Wandrer will Euch hier erwarten
An diesem nun verlass'nen Brunnenrand,
Der kühl umfaßt das plätschernde Gewässer
Des Quellchens, das vom Berghang kommt gewandelt,
Das wir wohl rauschen hören, doch nicht seh'n. —
So geht denn hin und thut nach meinen Worten! —"

Die Jünger küßten seines Mantels Saum
Und gingen stadtwärts, ihm gehorsam. — Jesus
Saß an dem Brunnenrand, sah ihnen nach,
Und war sehr traurig. — „Eine kleine Zeit,"
So sprach er, „bin ich noch bei Euch und gehe
Dann heim zu Jenem, der mich hergesandt.
Dann werdet Ihr mich suchen und nicht finden,
Und wo ich bin, da kommet Ihr nicht hin!

Denn fern in fernste Zukunft geht mein Blick,
Das Nächste seh' ich und das fernste Ferne,
Mein nahes Leid und Euer fernes Leid!
Das schätz' ich sehr gering, daß Einer unter
Euch mich verräth, und daß mir Rom und Juda
Das Kreuz errichten, d'ran ich leiden soll,
Das ohn' ihr Wissen bis zum Himmel ragt.
Nein! Daraus blüht gewiß das Heil der Welt,
Denn Viele werden glaubend selig sein.
Doch ach, in meinem Namen werden And're,
Auch glaubend, Ströme Menschenbluts vergießen.
Ein Volk wird sich empören über'm Andern,
Ein Königreich sich über's andre heben,
Und Pest wird sein und theure Zeit und Noth.
Und wenn verflossen ein paar Tausend Jahr',
Da werden sie noch immer streiten, morden,
Und tilgen mit dem Schwert, die mich nicht kennen;
Doch Keiner wird mehr sein, der an mich glaubt,
Auch unter Denen nicht, die für mich streiten:
Dann kommt die Nacht, da Niemand wirken kann!"

Und Jesus' schönes Haupt sank müd' herab,
Denn was in jenen Zeiten, die voraus sah
Sein Seherauge, folgen würde, füllte
Sein mildes Herz mit unermess'nem Leid.

Und es ward Abend. Nahe aus dem Dorf,
Deß niedre Häuslein mit den flachen, hellen
Terrassendächern in der Abendsonne
Erglänzten, schallten Kinder-, Frauenstimmen,
Die Männer grüßend, die vom Felde kamen.
Still aber war's noch um den Brunnenrand.
Und Jesus sah umher. Rings schien's ein Garten.
Der Feigenbaum durchwürzte seine Früchte,
Und in der Blüthe dufteten die Reben.
In Gruppen, mit einander flüsternd, standen
Hier hohe Sykomoren — einzeln dort
Streckt' eine and're sehnsuchtsvoll den Zweig
Bis zu den Schwestern, und sie rauschten alle.
Und zwischen diesen und noch nied'rern Sträuchern —
Orangenbäume und Citronenstämme,
Schon ganz bedeckt mit rother, gelber Frucht
Und strahlend doch zugleich in Blüthenpracht!
Sie dufteten so stark, als sei der Heiden,
Der Römer schaumgebor'ne Göttin Venus
Mit ihrem Sperlingwagen durchgezogen
Und habe, von der Syrersonne heiß,
Die Falten des durchsichtigen Gewandes
Ein wenig hier vor ihrer Brust geöffnet.
Da ward auch dem Sohn Gottes weh um's Herz
Und er ersehnte der Verklärung Stunde,
Die ihn hinweg von dieser Erde hübe
An's Herz der ewigen, all-einen Liebe.

Ein wenig Schatten aber kam herab
Von den Berglehnen, d'ran das Dörflein hing,

Mit der Oliven grauem Grün bedeckt,
Sowie ein Schwalbennest im Rebengrün.

In fernster Ferne, über'm Todten Meer
Lag düster hingestreckt in dunklem Blau
Die lange Wand arabischen Gebirgs,
Die keinen Gipfel, keine Spitze zeigt,
Nur leise Wellenlinien am krystall'nen
Gezelt des Himmels, ganz, als ob des Malers
Sonst kunstgeübte Hand beim Zieh'n der Linie
Leis ein Unmerkliches gezittert hätte.

Ein Kornfeld stand nicht weit vom Brunnenrand
Schon hoch im Halm, und wenn ein leiser Hauch
Hernieder von des Jordans Wiege strich,
Dann bogen sich die schweren Aehrenhäupter
Und kosten mit dem Mohn und den Cyanen.
Nun aber rauscht' es stärker in dem Korn,
Es theilte sich, und über einem Paar
Vereinten sich die Aehren, wie im Bogen,
Gebaut wie zum Triumph der süßen Liebe.

Ein schwarzbraun Mädchen und ein schöner Jüngling,
Sie kehrten heim vom Feld und von der Arbeit. —
Er hatte seinen nackten, braunen Arm
Gelegt auf ihre halbentblößte Schulter
Und hielt die Zarte fest an sich geschmiegt.
Sie sah'n sich an und wechselten im Geh'n
Die sanften Worte bald vermählter Liebe.
Sie schritten dorfwärts, Aug' in Aug' und sah'n
Den müden Jesus nicht am Brunnenrand,
Dem war die Seele bis zum Tod betrübt.

Dann zog auch eine Römerschaar vorbei,
In Schuppenpanzerhemden, mit der Hasta,
Zu Pferd, ein Hauptmann an der Spitze, singend,

Mit Schwertern rasselnd und mit funkelndem
Gehelm, das in der Sonne blitzte. Einer
Hob hoch ein rothes, flatternd' Tuch, darauf
Vier Lettern eingestickt: S. P. Q. R. —
Doch Jesum sah'n sie nicht am Brunnenrand.

Nun aber wandelte den Dorfweg her
Ein Weib, so schön, wie Rosen und wie Frühling,
Wenn Frühlingszeit und Zeit der Rosen ist.
Blond war ihr Haar, wie jenes Kornfeld dort,
Und Rosen hatte sie hinein gethan,
Und lässig wallte das Gewand um sie,
Das weiße, mehr sie zeigend, als sie hüllend.
Ihr Schreiten war Gesang, ihr Nahen Glück,
Und ein geheimes Wunder war ihr Busen.
Und vor ihr her ging ihres Auges Strahl
Und ihres Mundes süßer Myrrhenduft
Und jener Hauch des jugendfrischen Weibes.

Sie aber kam an der Cisterne Rand
Zum Brunnen Jakob's und sie sah den Mann,
Und er erschien ihr schön, wie Keiner noch,
In seinem Auge las sie tiefe Liebe.
Er aber sah ihr durch's Gewand in's Herz,
Wie durch ein Glas den Wein man funkeln sieht,
Und las darin so deutlich und so klar,
Wie in den Schriften der egypt'schen Lehrer,
Die ihn erzogen, doch die Weisheit selber
Aus Indien hatten, aller Menschheit Wiege.

Sie aber streckte einen Arm, so weiß,
Wie Silberblitz aus lichtverklärter Wolke
Aus dem Gewand und band nun ihren Krug
An's Seil, daß kühles Naß herauf sie winde.

Und Jesus dürstete: „Gieb mir zu trinken,
O Weib!“ So sprach er und sie frug darauf:

„Bist Du ein Mann vom Stamme der Judäer?“
Und Jesus neigte sein gelocktes Haupt.
„Wie kommt's,“ fuhr sie dann fort, „daß Du mich bittest
Um einen Trunk, mich Samariterin?
Ihr habt doch sonst Gemeinschaft nicht mit uns!“

Er aber d'rauf: „Als Jesus Zehn einst heilte,
Gab nicht ein Samariter Gott die Ehre?
Trug nicht ein solcher den Erschlag'nen heim?
Seid Ihr nicht Juden von dem ält'sten Glauben?
Doch wüßtest Du, wem Du zu trinken gibst,
Du bätest ihn um's heil'ge Naß des Lebens!“

Das Weib, einfält'gen Sinnes, sprach hinfort:
„Wie gäbst Du mir das heil'ge Naß des Lebens?
Seh' ich doch kein Gefäß in Deiner Hand?“

In's blaue Aug' sah Jesus ihr und sprach:
„Von diesem Wasser habt Ihr lang getrunken
Seit Jakob's Zeit und dürstet immer noch!
Wer aber trinkt vom Naß, daß ich ihm gebe,
Der dürstet nimmer bis in Ewigkeit!“

Ungläubig lächelte das schöne Weib,
Doch staunte sie der milden Art des Herrn
Und frug: „Wie ist's, daß Ihr so mit mir redet,
Denn Keiner that so freundlich noch mit mir?“

Er sah ihr tief in's blaue Aug' und sprach:
„Nicht brauchen eines Arztes die Gesunden,
Und nicht zu den Gerechten kam ich her —
Zur Buße rufen soll ich nur die Sünder!“

Da ward sie roth — unwillig rief sie dann:
„Ich aber bin nicht siech und sünd'ge nicht!“

Und Jesus lächelte.
„Was lächelst Du?
So schrie sie.

Und er sah so tief sie an,
Daß sie die blauen Augen niederschlug:
„Brennt Dir die Sünde nicht im holden Mund,
Wie giftig Wasser aus dem Todten Meer?
Ist mir Verborg'nes denn nicht offenbar,
Ist Heimliches, das mir nicht werde kund?“ — —

„Nun, wenn Du solch' ein großer Zaub'rer bist,
So gib mir doch das Naß, von dem Du sprachst,
Das allen Durst auf einmal stillt, obwohl
Ich zweifle, ob's nicht besser dürsten ist
Und hungern, wenn die rechte Zeit genaht,
Als immer satt sein!“ — Also sprach sie neckisch.

„Es gibt ein Sattsein, das ist Himmelslust,
Und gibt ein Dürsten, das ist Höllenqual!
Ich will Dir Himmelslust zu trinken geben,
Doch Dir allein nicht — hole Deinen Mann
Und auch Dein Knäblein und Dein Töchterlein!“ —

Da ward sie zornig und verschwur sich gar
Bei Moses, Abraham und allen Vätern,
Sie sei ein Mädchen in der Mutter Haus.

Und Jesus strich die Lüge mit der Hand
Von ihr und sich. „Mich dürstet!“ — sprach er wieder.

„O hätt' ich meine Silberkanne mit
Genommen, daß ich d'raus Dich tränkte!“ rief sie.

Und er: „Dir tränk' ich wohl aus bloßer Hand,
Wenn diese weiße Hand nicht heimlich allzu-
Viel schon geliebkost und gestreichelt hätte!“

Da weinte sie, denn Jesus war ihr werth,
Und viel gelegen ihr an seinem Denken,
Und sie verschwur sich gar bei Abraham,
Bei Gottes Zorn und Moses, den Propheten:
Sie sei ein Mädchen in der Mutter Haus!

Da strich die Lüge Jesus mit der Hand
Von sich und ihr. Sie aber beugte sich
Weit über'm Brunnenrand, ihr Bild zu seh'n
Als Spiegelglanz tief unten, weil sie eitel.
Er aber sprach zu ihr, und es kam leise,
Wie Blüthenfall von der Kastanie Zweig
Im Sommermonat, ihm vom Mund das Wort.
Da fiel's wie Regentropfen in den Brunnen
Aus ihren tiefen, tiefen, blauen Augen:

„Kaum Zwanzig bist Du, heißest Magdalena,
Und warst mit Elfen schon ein willig Kind.
Wenn Dir der Bruder, der in Rom jetzt lebt,
Des Abends nahm den zarten Schwesterkuß,
Da bebtest Du, wie nicht die Schwester thut,
Und wenn der Vater Dir die Haare strich,
Da zitterte Dein Körper, wie die Espe,
Der aus der Erde Kraft in Mark und Krone
Gestiegen kommt. —

Ein Sommerabend war's —
Da lagen Römer in der Eb'ne dort,
Und einer (war er Flaccus nicht genannt?)
Der kam in's Dörfchen oft als Nahrungskäufer.
Er ging vorbei am Hause Deines Vaters.
Da las er auch in Deinen blauen Augen
Schon, daß es nun um Dich geschehen sei!
Wie küßtet Ihr in jener Sommernacht,
Die folgte auf den Tag! Dreiviertel nun
Des Jahres weiltest Du in Zion's Stadt
Und ließest dort Dein Knäblein. Aber da
Gewannst Du lieb des Hohenpriesters Sohn
Und weiltest dann des Jahres Hälfte und
Noch ihre Hälfte mehr in Galiläa. —
Dort ließest Du Dein Töchterlein zurück! —
Dann kehrtest Du in's Heimathsdorf — ein Weib!

Als Blüthe gingst Du und Du kamst als Frucht,
Von der zu kosten Keinem Du verwehrt.
Und gestern noch — — —"

„O schone!" rief das Weib.
„Ich sehe wohl, Du bist von den Propheten!
Nichts ist Dir unbekannt und nichts verschlossen,
Das Ferne siehst Du und das Kommende,
Und meine Sünden weißt Du alle, alle,
Wenn lieben anders sündigen auch heißt! —
Warum hat Gott nicht anders mich geschaffen
Und gab mir dieses heiße, rasche Blut,
Wenn er mich kalt und ohne Fühlen wollte?"

Und Jesus sprach noch: „Hadre nicht mit Gott!"
Und sie fuhr fort ganz aufgelöst in Thränen:
„Ich sehe wohl, daß Du der Christus bist,
Von dessen Thun ganz Palästina hallt.
Ich aber bin so sündig, so voll Fehl,
Daß Du mich nimmer, nimmer reinen kannst!
O geh' zu streng nicht mit mir in's Gericht!"

Sie seufzte. Und er nahm sie bei der Hand:
„Das Wasser, das Du mir zu trinken gabst,
Zu Wein verwandeln könnt' ich's, so ich wollte,
Und Wasser war doch niemals Wein! Und sollt' ich
Nicht rein Dich machen können, wie Du's warst?
Denn nicht zu richten ward ich hergesandt,
Nein, Selige zu machen und Verlor'ne
Zu suchen! Magdalena, Dich zu richten
Begehr' ich nicht, daß mir nicht Richter kommen,
Dich nicht verdammen, denn auch ich will Gnade!
Du aber sündige hinfort nicht wieder!!"

Da fiel sie nieder vor ihm in den Staub
Und löste ihrer Flechten üppig' Gold,
Die dufteten von Narden und von Myrrhen,

Und tauchte sie in ihren vollen Eimer,
Den sie heraufgewunden aus dem Brunnen,
Und wusch mit ihrem Haar des Heilands Füße. —

Und er ließ sie gewähren. — Doch sie rief:
„Ich glaub' an Dich, von Gott Gesandter, Lichtgott,
Denn wer verzeiht, der ist von Gott gesendet!
Erhebe, meine Seele, Du den Herrn,
Der gütig angeseh'n hat seine nied're Magd.
Von jetzt ab preisen mich die Enkel alle,
Denn großes Ding hast Du an mir gethan,
Du, der Du mächtig, und deß Name heilig!"

Inzwischen aber war es spät geworden,
Und fern im Westen standen Wolkenberge,
Dazwischen wandelte die rothe Sonne.
Und Männer, Weiber, kamen aus dem Dorf,
Und staunten, als sie Magdalena sah'n
Mit ihrem Goldhaar seine Füße kühlen.
Sie schalten sie und geizten mit dem Wasser,
Im Sommer fließ' es spärlich nur zum Trunk,
Sie aber streu' es auf die heiße Erde.
Und Jesus mahnte sie: „Viel giebt's des Wassers,
Doch mich habt Ihr nicht bei Euch alle Zeit!"

Sie frugen. Und Sie rief: „Er ist der Heiland,
Denn Alles weiß er, was ich heimlich that!"

Und als sie so erniedert sah'n die Stolze,
Die sich soviel gewußt mit ihrer Schönheit,
Da glaubten sie an ihn, die Samariter,
Und sprachen: „Ja! Er ist von den Propheten!"

Nun kamen auch die Jünger, die im Dorfe
Gekauft und sich gestritten mit den Priestern
Und unter sich, wer wohl der Größ're sei!

Und Einer sah das Weib zu seinen Füßen:
„O Herr, o Herr, wen hast Du da bei Dir?
Ich kenne sie und, ach, nur zu genau,
Die Sünderin!“

Und Jesus streichelte
Das Haar des Jüngers, das in Locken fiel
Bis an den weißen Mantel ihm, und sprach:
„Mein lieber Freund! Wenn Du zwei Schuldner hättest,
Dem liehst Du fünfzig, Jenem tausend Groschen,
Und Beiden schenktest mild Du ihre Schuld —
Sag' — welcher würde Dich am meisten lieben?“
Und Simon: „Der, dem ich zumeist geschenkt!“ —

„So ist's. Und Diese da hat viel gesündigt,
Je mehr der Sünden aber ich verzeihe,
Um so viel mehr wird lieben sie den Herrn!
Nicht Seelen zu verderben kam ich her,
Nein, Seelen zu erhalten und zu machen
Das selig, was nun schon verloren scheint!
Und noch ein Gleichniß, meine Leidgenossen:

Hört! Wanderten wir Dreizehn über Feld,
Und Einer unter Euch, der bräche Beeren
Und suchte Wurzeln tief im Waldesgrund,
Und ginge einem Schmetterlinge nach,
Verirrte sich und fände nicht den Weg —
Würd' ich die andern Elf nicht harren lassen,
Auf staub'ger Landstraß' unter'm Sonnenbrand,
Und suchte Jenen, wär' er Judas auch,
Und brächt' ihn wieder, Arm in Arm gelegt?
Und also ist es mit der Sünderin,
Denn ihre Buße ist dem Vater lieber,
Als hundert Weiber, die kein Lüsten anficht!

Und ferner sag' ich Euch: So wie durch diese,
Die voll von Sünden, die sie ab nun wirft,

Ein ganzes Dorf zum ew'gen Glauben kam,
So werden And're sein, die sich bekehren
Und von sich werfen ihren Sündenpurpur
Und in der Wüste, an die vierzig Jahr',
Von dreien Broden leben, nur bekleidet
Mit ihres Haares langen Seidenfalten!
Durch solches Beispiel wird die große Welt,
Durch diese und das Martyrthum der Andern,
Theilhaftig werden ew'gen Seelenheils" — — —

Da beugten sich die Jünger. Doch die Frauen
Samaria's, schwarzlockig, schön geformt,
Wie Urnen aus des Griechentöpfers Hand,
Sie traten Jesus nahe, daß er bleibe
Zwei Tage und sie lehre. — Und er blieb.

So leiteten sie dorfwärts ihn. Ein König,
So schien's, mit dem Gefolge. Aber Demuth
Erfüllt das Herz ihm. Und er wendet sich
Zur Sonne, die, blutroth, ein müder Held,
In's Purpurwolkenbett des Todes steigt! —

Ein Gleichniß schien es. Doch er sprach's nicht aus. —

Das war zu Sichar in Samaria! —





Jesus auf dem Oelberge.

Als nahe war das Fest der süßen Brode,
Das bei den Menschen Ostern ist geheißen,
Da sandte Jesus Petrum und Johannem,
Das heil'ge Abendmahl für ihn bereiten.
Sie nahmen es und theilten Wein und Brod,
Und der Verräther weilte unter ihnen!
Sie stritten auch, wer wohl der Größte sei,
Und Jesus nannte sich der Zwölfe Diener.
Und Simon Petrus zeigte sich bereit
Mit in's Gefängniß und den Tod zu gehen.
Er aber sprach: „Der Hahn wird heut' nicht kräh'n,
Es sei denn, daß Du dreimal mich verleugnet!"

Dann, nach gewohnter Weise, ging der Herr
Mit jenen Zwölfen nach dem heil'gen Oelwald,
Dort im Gebet mit seinem Gott zu sein,
Der ihm, wie allen Menschen, Vater war!
Er wußte Alles, was da kommen würde,
Doch dacht' er nicht an Alles, darum sprach er:
„Betrübt ist meine Seele bis zum Tod!

Kniet Ihr hier nieder, betet so, wie ich,
Auf daß Ihr nicht in Anfechtung verfallet!
Und wachet! —"

Einen Steinwurf weit, so weit,
Man jenen Todesstein wohl werfen konnte,
Von dem er sprach: „Wirf Du den ersten Stein
Auf sie, der ohne jede Schuld Dich weißt!" —,
Ging er von Jenen und sah lang sie an,
Wie sie sich lagerten im Gras Judäa's.
Doch Einer, rothen Barts, stahl sich hinweg!

Nacht war's. Ringsum nur Felsen und Oliven,
Die Felsen reglos, wie der Menschen Mitleid,
Und kalt, wie Greise, von der Zeit versteinert.
Doch die Oliven rauschten, sangen leise,
Wie fromme Frauen, die Gebete lispeln.
Wie jenes Haar Maria's von Bethania,
Das einst Ihm trocknete die müden Füße,
So wiegte sich das Blattwerk, niederhangend.
Er aber kniete lautlos auf dem Felsen,
Durch den, wie Schlangen, schwarze Wurzeln brachen,
Von jenen singenden Olivenbäumen.
Er sah zurück in seinem lichten Geiste,
Wie Alles kam bis zu der herben Stunde,
Und vorwärts sah er mit Prophetenaugen:
Die Zeit der herbsten Stunde war nicht weit!

Denn zornig tobten gegen ihn die Mächt'gen.
Gleichgültig Alle, denen Wohlthat er,
Ein Reicher, der verschwendet, angethan;
Voll eig'ner Sorgen war Octavian,
Feindlich und ferne Rom, und bei den Jüngern,
Die bei ihm wachen sollten, wachte schon
Ungläubigkeit, Verrath, kurzsicht'ger Zweifel,
Verachtung, und sie ahnten nicht, daß sie
Mißkannten im Gesandten seinen Sender.

Vergebens sprach er ja vordem zu ihnen:
„Ein Seher gilt nur wenig bei den Seinen,
Und nirgend wen'ger, denn im Vaterlande!"

Dann hob er leis und still die bleichen Hände,
Die festverschlung'nen, wie zwei Liebende,
Die von einander nicht im Tode lassen,
Langsam und schweigend über's Haupt empor.
Und langsam, so wie sie, kam mit herauf
Ihm über's Haupt der bleiche Mond gegangen,
Wie angezogen durch der Hände Kraft.
Er sog die Dünste über'm Oelberg auf
Und schuf sie um zu einer lichten Wolke,
Die um den Betenden sich lagerte,
So wie ein Nimbus, eine Gloriole,
Auch wie ein Teppich für die hehren Geister,
Die kämen, um ihn im Gebet zu trösten,
Zu heil'gen Fußes, diese Jammererde,
Die froh sie mieden, nochmals zu berühren.

Des Mondes volle Scheibe aber traf
Mit gold'nem Glanz das blasse Dulderantlitz.
Der Körper blieb in jener Wolke Schatten
Und nur die Hände, über's Haupt erhoben,
Sie glänzten heller, als das Haupt, im Mondlicht,
Der Inbegriff inbrünstigsten Gebetes.
Sie preßten sich so schmerzlich an einander,
Daß in den Adern und im Mondenschein
Das Blut wie sichtbar hinzurollen schien,
Das hinfloß, um die Menschheit zu erlösen.
Und sah Gott damals auf die Welt herab
Und wurde Nichts gewahr, denn diese Hände:
Er mußte allen Schmerz und alles Leiden,
Die Armuth, Noth, den Hunger und die Krankheit,
Die Qual verheerender Gewalt der Liebe
Erkennen und verstehn durch sie, und Lind'rung
Von seinem Throne senden, — sonst nicht Gott sein!

Er mußte auch verstehen und erkennen,
Die mehr als jene Peiniger des Körpers
Beschwerlichen und fürchterlichen Leiden
Des Geistes: Mißverstanden sein, verkannt,
Verrathen von dem Liebsten und zu sein
Ein Räthsel, nicht gelöst von seiner Zeit.
Er mußte Lind'rung senden, sonst nicht Gott sein.

Er aber, schon im Todeskampf begeistert,
Dieweil er wußte, daß er siegen würde,
Riß durch Gebet des Todes Stachel aus
Und zog die Menschheit nach sich in das Licht.
Denn lang versunken blieb er in Verzückung,
Vereint mit seinem Gott durch sein Gebet.
Doch bat er ihn um Nichts, als dieses Eine:
„Herr, Vater, willst Du, nimm den Kelch von mir,
Doch nicht mein Wille werde, sondern Deiner!"

So tief ist in des Menschen Herz gepflanzt
Das grüne, wunderbare Reis der Hoffnung,
Daß, wer auch weiß, wie Alles kommen wird,
Noch glaubt, es könne doch sich anders wenden.

Herrlichen Trostes voll, wandt' er sich um.
So gut war seine Seele, keinen Trost
Wollt' er allein genießen, theilen ihn
Mit seinen Jüngern. — Und er sah, sie schliefen!

Da überkam ihn nie gefühltes Weh,
Noch mehr, als in der spätern Todesstunde,
Als ihn Pilatus zu Herodes schickte,
Herodes zu Pilatus; eine Krone
Von Dornen sie um's bleiche Haupt ihm wanden,
Ihn anspie'n, schlugen und verspotteten,
Ihn kreuzigten und ihn mit Essig tränkten
Und ihm die Lanze in die Seite stießen.

„Könnt Ihr nicht eine Stunde mit mir wachen!
Ihr wider mich, weil Ihr nicht mit mir seid!“
So rief er aus und weinte bitterlich.
Und o, es ist des Höchsten Thränen werth,
Wenn sich der Mensch, auf Menschen angewiesen,
Verrathen und verkauft fühlt von den Seinen,
Wenn ihm kein Helfer wird in höchster Noth,
Und kein Mitfühlender bei der Entscheidung,
Wenn er sich aufschwingt in den reinsten Aether
Und Gottes Wort aus hehren Höhen holt,
Des reinen Herzens eigenste Verkündung;
Wenn er ein Großes thut und Wunder wirkt
Und naht, es Brüdern selig mitzutheilen,
Und findet Alles achtlos und im Schlaf!
Da sank sein Haupt herab auf seine Brust
Und er war muthlos, wie noch nie. — —

Jetzt kam
Ein Glanz vom Himmel, nächtlich, doch wie Sonne,
Ein Rauschen ging durch den Olivenwald,
Wie vor dem Regnen. Dann: ein Wolkenzug,
Der einem Feuerwagen glich, gezogen
Von Feuerrossen. Und es trat heraus
Und auf die Wolke, die um Jesus lagert',
Ein Greis im Silberbart und weitem Mantel
Und tröstete den gar so Einsamen:
„Es ist mir leid um Dich, mein Bruder! Höre!
Elia bin ich, den der Herr gesandt,
Mein Herr dereinst, so wie er heute Deiner,
Zu dem Bach Crith, der in den Jordan fließt.
Mich nährten, mehr als Menschen mild, die Raben!
Gen Zarpath ging ich, das bei Sidon liegt.
Dort ward nicht leer das Oel im Krug der Wittwe,
Und in dem Cad das Mehl ward nicht verzehrt.
Der Wittwe Sohn starb und erwachte wieder!
Sei Du getrost. Dem Herrn ist Alles möglich!

Ich bin im Wetter himmelwärts gefahren,
Zwiefältig bei Elisa war mein Geist!
Du wirst aus dunkler Grube auferstehn,
Dein Geist wird immerdar auf Erden ruh'n!"

Und Jesus dankte seinem Tröster, sprechend:
„Der Herr ist's, thu' er, was ihm wohlgefällt!"

Und wieder Nacht. Die Jünger schliefen weiter.
Sie sahen nicht die leuchtenden Gesichte,
Die Jener hat, der voll des Genius ist
Und im Gespräch steht mit den gold'nen Sternen,
Und Jener, der schon nahe ist dem Tod!
Sie schliefen, wie die große Einfalt schläft!

Doch schweigend wandte Jesus sich zu Gott,
Streckte die Hände betend vor sich aus
In gleicher Höhe mit der wehen Brust,
Und diesmal ist sein Antlitz rückgebeugt,
Vom Mond beschienen, höher, als die Hand!
Schön ist es, wie es Liebe nie geträumt.
Licht wird das Auge und verscheucht die Nacht,
Es scheint der Mond, von ihm sein gold'nes Glänzen
Und seinen mild'sten Strahl erst zu empfangen.
Und aus des Beters schmerzdurchzucktem Mund
Wallt ein Gebet, so heiß, wie Opferflamme,
So süß, wie Myrrhenweihrauch; innig,
Wie einer jungen Mutter Blick zum Kind,
Das eben „Mutter" sie zuerst genannt:

„O, laß die Menschen sich einander lieben,
Und wenn sie, Herr, sich dennoch hassen müssen,
O, laß es nie gescheh'n in meinem Namen!" —

Ein Windhauch wirft ihm Bart und Haar zurück,
Daß sie umfluthen ihn, wie gold'ne Schlangen.
Der Hauch der Gnade, der von oben kommt,

Kühlt ihm die heiße Stirn; sein Körper, ganz
Entnervt, wie nach Verschwendung der Gedanken,
Bricht unter ihm zusammen, seine Füße
Berühren sich, wie Hände im Gebet,
Die Kniee wollen nicht den Dienst mehr thun,
Und jetzt ihn tragen, wie dereinst das Kreuz;
Der Felsen, von der jüngsten Erderschütterung
Geborsten und zerwühlt, birst unter ihm,
Und die Natur, obwohl nun wie in Andacht
Vor ihm versunken, schweigt nur, wie ein Krater,
Der eben Feuerflammen heben wird. —
Sie ist der Hohepriester vor dem Gott,
Bereit, beim Opfer Opfer selbst zu sein. —

Voll Herzensweh's, in trüber Vorahnung
Von seines heil'gen Namens schnödem Mißbrauch,
Sieht er zurück nach jenen ersten Folgern,
Die in die Welt sein Trostwort tragen sollten,
Und spricht zu ihnen, die ein wenig tiefer
Und weiter an der Erde lagen: „Theure,
Geliebte — Brüder!" — Doch kein Hauch, kein Laut.
Sie schliefen fühllos, wie die Einfalt schläft,
Theilhaftig nicht des Geistes selbst in Träumen!
Unwillig war ihr Geist und schwach ihr Fleisch,
Leer war ihr Herz und voller Schlaf ihr Auge.
Da änderte sich sein Gesicht und dunkel
Ward ihm auch vor den Augen; doch sein Kleid
Erglänzte hell im Mondlicht und ward weiß.

O Weh, o Leid, in höchster, größter Noth,
Zu Menschen rufen, ungehört zu sein,
Die Brüder taub, die Mitwelt stumm und blind,
Allein das Große wollen und allein,
Ganz, ganz allein es endwärts führen müssen!
Kein Herzschlag, der dem Herzen Antwort schallt,
Kein Augenlid, das sich zur Höhe hebt,

Und dem Hochstehenden ein glanzvoll' Auge
Voll innigsten Verständnisses entschleiert!
Kein Händedruck der fieberkranken Hand
Und keine süße, freundliche Umarmung!
Kein Trostwort und kein Mitleid und gewißlich
Nicht jener Balsam in die Wunden: „Liebe!"
Allein und einsam — einsam und allein!
Da fragte Jesus: „Und für diese Menschen,
Die mir Vertrautesten und Nächsten, geh'
Ich in den schmerzensvollen, blut'gen Tod!
Und werden besser sein, die kommen werden?
Gleichviel, gleichviel — ich will Euch All' erlösen!" —

Da ließen sich zwei Strahlen von Demant
Mit Sprossen von Rubinen und Saphiren
Vom Himmel nieder; denn die Frühe nahte.
Und Engel stiegen an der alten Leiter
Hernieder, Palmenwedel schwingend, singend
Mit Stimmen, die wie Kinderlachen klangen:
„Ehre sei Gott in der Höhe."
Und Einer kam wie schwebend an ihr nieder
Mit hoher Stirn, Jupiter Ammon gleich,
Mit Flammenaugen und gewalt'gem Bart,
Gott gleich, und Göttern aller Religionen,
Ein Eherner, ein Marmorner, ein Großer.

Er sprach: „Der Nilfluth ward ich ausgesetzt,
Sohn Amram's, der Jochebeth Schooß entsprossen,
Wie Alle, aus dem heil'gen Stamme Levi!
Vom Dornbusch sprach mir meiner Väter Gott,
Mein Volk führt' ich aus der Egypter Land,
Das schlug mein Herr mit unerhörten Plagen,
Das Volk, so wie das Land, nicht unverdient
Die Beiden. — Und zu Ostern zogen wir
Gen Fluß und Wüste, und da ist die Zeit,
Da Du Dein letztes Osterlamm gegessen.

Du stiegst zum Oelberg, wie zum Sinai ich,
Und wie die Thoren unter Dir jetzt schlafen,
So tanzten Thoren um ein gold'nes Kalb!
Thorheit ist in der Welt und wird nicht sterben,
Bis nicht der letzte Mensch die Welt verläßt.
Halsstarrig' Volk war stets der Menschen Volk,
Und wahnumnachtet, wird's vom Wahn nicht lassen!
Ich kam vom Berg, wo ich mit Gott verweilt,
So wie Du jetzt; doch länger ich, als Du,
Und stiftete den Thoren eine Hütte,
Die dauert noch, und Du wirst eine stiften,
Die dauert länger, und wird fester sein,
Doch neben Deinem wird mein Volk bestehen!
Wer wird es schelten, das der Herr nicht schilt,
Wer wird ihm fluchen, dem der Herr nicht flucht!
Ich gab Gebote, die der Welt Gebote sind,
Ich gab Gebote, die der Herr mir gab,
Und mein Gebot, es ist auch Dein Gebot,
Nur anders werden sie dereinst es deuten!
Ich war ein Loblied Gottes und ein Segen
Für mein Volk, also wirst Du Deinem sein.
Vom Berge Nebo sah ich Kanaan,
Das Land, von Milch und Honig überreich,
Ich sah noch Jericho, die Palmenstadt,
Ich sah sie noch, die Lande der Verheißung,
Doch welkt' ich, eh' mein Fuß sie selbst betrat.
Du aber bist Verheißung und Erfüllung!"

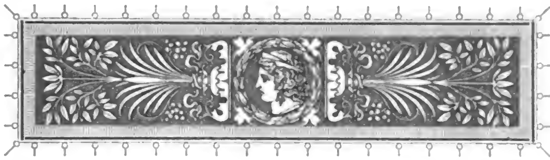
Da, wie ein Erdenstrahl, der sonnenwärts
Sich wendet, schwebt der Gottgeweihte auf.
Und an den Himmel trat der Morgenstern.

Da klang's wie Taktschritt aus dem Thal herauf
Und eine Rotte bärtiger Gesellen,
Judäer und Jerusalemitaner,
Verwirrten Haar's, in Lumpen eingehüllt,

Mit Stangen auf den Schultern oder Schwertern,
Ungleich, voll Rost's, des Glanzes baar, und schartig
Zog wüsten Lärm's den Oelberg jetzt heran,
Wie eine Heerde Vieh's in einen Tempel!
Sie schaarten sich um eine Römerfahne
Und ein paar Gallier, die in Roma's Sold.
Und Judas führte sie und trat herzu
Und küßte Jesum heuchelnd auf die Wange.

Doch der um Mord's und Aufruhrs willen im
Gefängniß saß, der grimme Barrabas,
Ward freigelassen und der Herr gekreuzigt.





Elieser und Rebecca.

Als nun die Zeit des greisen Abraham
Gekommen, da die längst verwirkte Schuld
Des Lebens zu erstatten war dem Tod,
Bedacht' er einmal noch Geschick und Glück
Und Noth des Daseins, dessen er nun satt. —
Die müden Glieder dehnt' er auf dem Ruhbett,
Das Hagar einst mit ihm getheilt und Sarah.
Die Linnen hatte Sarah's Hand gewebt,
Das Fell, das jetzt den magern Fuß ihm deckte,
Es kam vom Lieblingslamm der Sklavin Hagar.
Wo war nun Hagar und ihr Ismael,
Den sie den „Spötter" nannten; dieses Kind,
Das er gehütet, wie des Auges Apfel,
Das Sarah haßte, als ihr Isaak kam,
Die seiner Hagar Liebe doch gebilligt!
Wo war nun Hagar und ihr Ismael?
Wo bleichte ihr Gebein in ferner Wüste,
Vielleicht im Grab, vom Schakal aufgestört?
Und Ismael? Der liebe, braune Knabe?
War todt er? Nein! — Der Freund des Abraham,
Der große Gott, der oft mit ihm verkehrt,

So wie ein Sterblicher mit Sterblichen,
Sprach Er nicht: „Laß Dir Sarah's Wort gefallen
Von Ismael, dem Knaben, und der Magd
Hagar: aus ihm soll noch ein Volk ersteh'n!"
Und wahrhaft war ihm stets der Herr erschienen!
Wo war nun Sarah? — In der Doppelhöhle
Gegenüber Mamre, im Land Kanaan,
Schlief sie den Schlaf, den Gatten dort erwartend.
Nach jener Grabeshöhle nun verlangte
Des müden Patriarchen müde Seele.
Nacht ward's um ihn und Schlaf sank ihm herab.
Doch durch die Ritzen seines weißen Zeltes
Sah'n Sterne, zahllos, wie der Sand am Meere,
Wie ihm Gott Vater ein Geschlecht verheißen,
So zahllos, ach, so ruhlos wie die Sterne —
Doch dieses hatte ihm sein Gott verschwiegen.

Im letzten Schlaf, der schon dem Tode glich,
Sah noch der Greis den blüh'nden Sohn im Traume
Mit Mägden aus dem fremden Lande scherzen.
Und qualvoll war sein Schlaf und auch sein Traum.
Es überkam ihn eine Sehnsucht nach
Dem Vaterlande Ur, fern in Chaldäa, —
Das, wußt' er, würd' er nimmer wiederseh'n!
Und eine and're Sehnsucht überkam ihn,
Ein züchtig Weib, das glücklich macht den Mann,
Geartet, wie die Weiber seiner Väter,
Zu seh'n geschmiegt an seines Sohnes Seite!
Er weiß es wohl und hat es selbst erprobt:
Der Urquell jeder reinen, höchsten Lust,
Es ist das Weib an seines Gatten Brust;
Der Urquell des geheimsten, tiefsten Leides,
Es ist das Weib, — und er erprobte Beides!
Und als am Morgen Abraham erwachte,
Schaut' er vor seines Zeltes hoher Stelle
Das Vorbild unbescholt'ner Diener-Treue,

Eliefer, walten vor dem Haus, den Hütten,
Den Mägden wehren und den Knechten weisen,
Und zuseh'n überall, daß Recht geschehe.
Und wie er sah die Mägde, hoch geschürzt,
Entblößten Arm's, mit Anruf und Geberden
Am Brunnen scherzen mit den Männern Heth's,
Verdroß es ihn, in diesem Land zu leben.
Und zu sich rief er seinen treuen Knecht,
Und gab geheim ihm eine heil'ge Sendung,
Und ließ ihn schwören nach der Väter Sitte,
Die heil'ge Sendung treulich zu vollführen!
Und Eliefer schwur. Dann, in der Nacht,
Als er geordnet seines Herrn Gehöfte,
Verließ er Abimelech's Land, des Königs
Der Philistäer, und Bar=Saba, ziehend
Mit zehn Kameelen, jedes reich beladen
Mit goldenem Geschmeid', Aloen, Myrrhen,
Mit bunten Teppichen und Fell von Lämmern,
Zum alten Land Mesopotamien. —
Dort lebten Thara, Abram's Vater, einst,
Nahor und Haran, Abram's theure Brüder;
Und in Eliefer's Herz erklang ein Ton,
Als er der süßen Heimath näher kam,
So wie die Saite, die von Thubalkain
Auf eine leere Schildkrötschale hin
Gespannt war und die eines Zickleins Sehne!
Die Thräne rollte ihm von grauer Wimper,
Als er gedachte seiner Jugendzeit,
Und seiner Gattin, die er hier begraben,
Am Tag, da sie gebar ein todtes Söhnlein. —
Und Morgen ward's und Abend, Sonnen kamen,
Wie Feuersbrünste aus des Ostens Haiden,
Und Sterne sanken, groß, wie kleine Monde,
Vom Erdenrand in's Unermeßliche.
In Städten schlief der Wandrer und sein Häuflein
Von Dienern, und auf freiem, offnem Feld.

Im Schatten von Kastanien, Haseln, Pappeln,
Und dann am Fuß von schlanken Stachelpalmen;
Im Grün der Dattelpalme dann, die wie
Ein Kornfeld Aehren, Früchtebüschel beut. —
Sie litten Durst und fanden süßes Wasser,
Sanft murmelnd, wie ein lieb geword'nes Lied.
Der Staub bedeckte ihnen Haupt, Sinn, Füße,
Und der Oase Quelle reinte sie;
Und nach der letzten Sonnenfeuersbrunst
Sah'n sie ein Städtchen aufwärts steigen am
Gebirg. — Die weißen Häuslein stuften sich
Wie Würfel und die Fenster schienen Augen.
Und aus den Thüren in das Haidethal
Trat nun zur Zeit der Mittagsgluth das Volk.
Das drängte lechzend zu des Thales Brunnen,
Dem einzigen, der süßes Wasser gab,
Der, wie die Mutterbrust dem Kindlein, war
Der Stadt. Die Bursche kamen mit gebohnten
Hebeimern; rauh und roh an Wort und Weise,
Verstießen sie die blüh'nden Mädchenbilder
In purpurrothem oder blauem Linnen,
Durch welche schimmerte die Form der Schönheit,
Und gaben ihren Thieren von dem Trank
Und speiseten Kameele, Schafe, Hunde
Und stellten ihren Eimer auf die Schulter,
Zurück zum Hause achtlos wieder wandernd. —

Dann blieben wohl die Mägde noch gelagert
In Mittagsgluth auf den Cisternenrändern,
Und auf den Stufen, die aus Marmor waren,
Und harrten, bis die Rieselmelodie
Des Wassers vollgefüllt die blanken Tröge.
Sie reckten sich, den Augenblick der Ruhe
Nach steter Arbeit wollustvoll genießend.
Die lehnte ihren Kopf mit wirren Flechten
Behaglich an der Nachbar-Freundin Busen,

Und Jene schlenkerte die drallen Beine
Vom Brunnenrand, die Binsenhalme streifend,
Und Alle plauderten von ihrer Herrschaft,
Von ihrem Liebsten; Hoffnung oder Furcht
Ward ausgetauscht; geschmält, gekost, gekichert,
Doch Keine gab dem Fremdling ihren Krug. —
Sie lachten Alle ob des Fremden Tracht,
Und seines würdigen und weißen Bartes,
Der wie ein Schneefall ihm zum Gürtel fiel.
Auch seine Thiere ließen sie verschmachten
Und räumten nicht den Platz, bevor der letzte
Der Krüge nicht zum Ueberrand gefüllt,
Und in den durst'gen Staub vom Ueberfluß
Geflossen. — Nahe war der Abend. — Blut
Vergoß die Sonne über das Gebirg,
Dann färbte sich mit stillern, matten Tönen,
Mit feinem Blau, bescheid'nem Lenzesgrün
Der Horizont, bis in ein schweflig Gelb
Die lichte Nacht des Morgenlandes tauchte. —

Ein wenig früher schritt vom Städtchen her
Ein hohes Mädchen, ganz in Weiß gehüllt,
Daß weder sichtbar war des Halses Anhang,
Noch auch der feine, wohlgeformte Knöchel.
Die Urne trug sie auf dem Purpur-Wulst,
Den über's Rabenhaar sie hingebreitet.
Sie hob sich, von der Stadt zum Brunnen schreitend,
Von dem im Sonnenuntergang verglüh'nden,
Wechselnden Hintergrund so herrlich ab,
Wie später eine Statue vor Tempeln
In lebensfreud'ger, heit'rer Griechenwelt.

Wie nun erkennbar ward der Lieblichen
Schneeklare Stirn, der Brauen Doppelbogen,
Des dunklen Augenpaares feuchter Glanz,
Die stolze Nase und der rothe Mund,

Vergleichbar einer schimmernden Granate,
Und dann, im leisen Selbstgespräch sich öffnend,
Der nie vom Mann geküßten Lippen Schatz,
Die weißen Perlen, Jasminblüthen gleich —
Da schien des alten Eliefer Auge
Ihm wieder jung und sehend, wie in längst
Den Lebensstrom hinabgerollten Zeiten.

Nun, in der Dämm'rung, hob ein Vogel an
Ein unbelauscht geglaubtes Schwermuthslied.
Es klang wie Sehnsucht nach dem unverstand'nen,
Dem niebesessenen und nie verlor'nen
Glück unzufried'ner, armer Menschenkinder.
Und wie die Jungfrau inne hielt, um dem
Zu lauschen, was in ihrer Heimathsprache
Laut sie wohl fühlen, doch nicht sagen konnte —
Da fiel ein Scheidestrahl der Sonne auf
Ihr hehres Mädchenhaupt und es ward golden.
Und aufwärts richtete sie ihre Augen,
Daß ihnen zu verdanken allen Glanz
Der Himmel schien im Ringen mit der Nacht,
Und des holdsel'gen Wesens Lippen flüstern:
„Von dort her zog ein Stern zu uns'rem Thal
So manche Nacht. — Nun seh' ich ihn nicht mehr!"
Da traf sich ihr Blick und der Eliefer's. —

Und eines Volkes Schicksal war entschieden.

Die Beiden aber sah'n sich schweigend an.
Das Mädchen dachte: „Ueber seinem Haupt
Steht, wenn auch ferne, fern am Himmelszelt
Ein Stern, dem ähnlich, den ich nächtlich träumte!"

Und Abram's Knecht: „Wie eine Hindin lieblich
Ist sie, holdselig, wie ein junges Reh! —
Wenn sie erfüllt die Weissagung des Herrn,
Dann ist die Auserles'ne sie, die Braut

Des süßen Sohnes meines Meisters, ist
Die Mutter eines ungezählten Volkes,
Das lieben wird der Herr — und züchtigen!"

Das Mädchen: „Wie denn kommt's, daß ich den Fremdling
Wie einen Vater achte, mehr, als Brüder?"

Und Eliefer: „Meines Herrn Gott, höre!
Steh jetzt zu mir in Allbarmherzigkeit!"
Und sich an jenes Marmorbild dann wendend:
„O neige Deinen Krug und laß mich trinken!"

Da nahm mit königlicher Handbewegung
Rebecca von der Schulter ihren Krug
Und stieg hinan des Brunnens Marmorstufen,
Den Krug tief senkend in das reine Wasser,
Das von ihm rollte, wie ein Sternenregen.
Und das Gewand, den Hüller der Gestalt,
Verfolgte liebend ihrer Beugung Anmuth,
Doch züchtig that sie Alles und erröthend.
Dann schritt mit Füßen, weißer, als der Marmor,
Sie hin zum Fremden, reicht' in beiden Händen
Den Krug ihm bis zum Mund und sprach: „Herr! Trinke!"

Und als der Bärtige sich satt getrunken,
Daß ihm die Seele war im Leib erfrischt,
Stieg wieder sie in ihrer Anmuth auf
Und sprach: „Ich will auch Deine Diener tränken,
Und Deine Thiere!" Und sie reichte Allen,
Den durst'gen Menschen und den durst'gen Thieren,
Und ward nicht müd', wie edlen Weibes Art.

Da wollte sie mit ihrem Krug und Haar
Des Alten Füße feuchten und auch trocknen.
Doch er, bestürzt, verbot's und fiel vor ihr
Hin auf die Knie' und winkte zu sich her
Den Diener mit dem Schatzkästlein des Hauses.

Und eine gold'ne Spange, glänzend, wie
Der Abendstern und wie des Mondes Sichel,
Schwer, wie die Krone müder Könige,
Setzt' er ihr auf des Haares Rabenflügel;
Und an das feine, weiße Handgelenk
Legt er ihr breite Bänder, schwer, wie Fesseln, —
Und Fesseln sind's bei ungeliebtem Mann, —
Daß sie erstaunte. Und dann sprach der Knecht:
„O meine Tochter, wem gehörst Du an?
Du Rose unter dieses Städtchens Dornen,
Du Blume, süßen Duftes voll im Thal?
Du süße Stimme, liebliche Gestalt!
O glücklich, dessen Linke unter Deinem
Haupt, dessen Rechte Dich liebkosen darf!"

Sie lächelte, geschmeichelt, im Erröthen:
„Unter den Jungfrau'n nennt man mich Rebecca,
Bethuel's Tochter bin ich, der ein Sohn
Der Milca, deren Gatte Nahor hieß — — —"

Da unterbrach der Knecht sie und rief weinend:
„Und der ein Bruder war von meinem Herrn!
O Gott! Wie führtest Du mich wundersam."

— Und ihre Füße küßte schluchzend der
Getreue; doch sie hob ihn auf und lenkte
Den Zitternden zu der Cisterne Rand.
Dort saßen sie und wuschen ihre Thränen.

Dann sehend, daß die Nacht den Tag besiegt,
Lud sie ihn ein, in ihrem Haus zu wohnen.

Beflügelt, wie ein Vogel, flog sie fort
Und kehrte wieder mit dem Bruder Laban.
Der ward geblendet von der Spangen Glanz
Und Werth und sprach: „Gesegnet sei Dein Nahen.
Dein Ausgang auch! Raum ist genug und Nahrung!"

Da wanderte die kleine Karawane:
Der Knecht, gestützt auf der Rebecca Arm,
Der Bruder Laban dann, und die Kameele,
Zehn an der Zahl, mit allen Kostbarkeiten,
Mit Stachelstöcken nun die Diener drein,
Von der Cysterne in die stille Stadt,
Und wie, wenn Täuscher einen Trug vollenden,
Und auf's Geschehene ein Vorhang fällt,
Verschwanden in den Falten sie der Nacht. —

Im Hause Laban's ging es hoch her. — Magd
Und Knecht erwies geschäftig sich den Gästen,
Die Thiere führten sie zum Stall, ein Lager
Bereitend dann für des Uroheims Boten.
Doch der, mit Laban, mit Rebecca und
Deborah, dieses Mädchens alter Amme,
Und mit den Uebrigen, saß in dem Saal
Und ward gelabt nach Patriarchensitte.
Die Hand erhoben sie zum leckern Mahle
Und aßen Fleisch und Eier, Kürbisse
Und Pfeben, löschten auch des Durstes Qual
Mit süßem Most und Wein aus Noah's Trauben. —
Als nun gestillt Gelüste, wie Begier,
Frug Laban um die Dinge in der Fremde.
Und Eliefer, stets auf jene Magd
Den Blick gerichtet, die er Herrin ahnt,
Erzählte, während Laban's Auge weilte
Auf Armring, Spangen an der Schwester Händen.

Es sprach der Knecht: „Nicht essen hätt' ich sollen,
Und nicht benetzen meine trock'nen Lippen,
Bis ich nicht vorgebracht das Wort des Herrn.
Doch bin ich alt in seinem Dienst geworden,
Und hart habt Ihr den Hungernden genöthigt!
So hört denn: — Abram, Euer Ahn, ist reich

Und angesehn im Land der Cananiter.
Gott gab ihm Vieh und Silber, Gold und Knecht
Und Magd, Kameel und Esel und — Verheißung
Von einer Zukunft, die unendlich ist!"

Und Laban: „Sprich doch, wie das all' gekommen!"

Darauf erwiderte der alte Diener:
„Ihr wißt, wie Gott aus diesem Land der Freundschaft
Abram, den Bruder Thara's, segnend führte,
Mit Sarai, seinem Weib, aus Ur Chaldäa's.
Egypten sah'n sie, und der Pharao
That ihnen Wohlthat, daß des Reiches Umfang
Zu klein ward dem Erträgniß ihrer Heerden.
Lot war dabei, der Brudersohn des Abram.
Sie wandten sich zur Rechten und zur Linken
Vor Ueberfüll' an Menschen und an Vieh:
Denn dieses ist ein Unglück, so wie Mangel:
Noch besser kann die Erde fortbestehen,
Wenn keine Menschen auf ihr, denn zu Viele.
Und wo im Raume sich die Menschen drängen,
Ist Neid und Mißgunst, Niedertracht und Todtschlag.
So war's zu Sodom, so war's zu Gomorra,
Darum beschloß der Herr, sie weg zu tilgen,
Und Abraham hat mit dem Herrn gehandelt,
Daß der Gerechten willen er die Sünder
Verschone! Doch sie trieben es zu arg!
Es giebt ein Maaß. Wenn voll, so läuft es über! —
Und Abram hatte nur ein Weib, die Sarai.
Sie war sein Süßestes und auch sein Leid,
Denn Alles kann das Weib dem Manne sein,
Der Himmel leicht, und leichter noch die Hölle!
Sie plagte Abram, weil sie kinderlos,
Und gab ihm Hagar und verstieß die Hagar,
Aus Neid, weil die den Ismael geboren,
Wie doch ihr Wunsch. Das Frau'nherz bleibt ein Räthsel. —

O höre mich, Rebecca, süße Maid,
Dieweil Du mich nicht lange mehr wirst hören,
Denn ich bin alt und will nur Eines noch:
O glücklich, wem ein edles Weib bescheert!
Der, dem bescheert ein tugendsames Weib,
Hat besseren Besitz, als Edelperlen;
Das Wohlthun wohnt bei ihr, sie lockt den Reichthum,
Die Früchte ihrer Hände loben sie,
Es ist Verlaß auf sie, denn sie ist Liebe!" —

Und auf den Busen sah beschämt Rebecca,
Denn sie begriff nicht Sarai's falsches Thun
Und dachte, nimmer könne sie so handeln!
Doch nimmer kennt sich, wer nicht ausgelebt.
Denn ihr auch sollte nah'n einst die Versuchung,
Daß sie betrog und unwahr ward befunden,
Doch nimmermehr als ungetreues Weib!
Sie liebte nur den Jakob mehr, denn Esau.
Der Frau'n Herz bleibt ein Räthsel, selbst der Mutter
Herz! — Und Rebecca sah voll Scham hernieder!

Doch Elieser, feuchten Aug's, fuhr fort:
„Nun aber scheint beschlossen in dem Rath
Des Herrn, daß, wenn ein Großes kommen soll,
Er seine Engel schickt zu der Verkündung,
Sowie der Mensch, will er ein Mächt'ges thun,
Auch seine Engel ruft, es zu vollführen.
Sie heißen Eingebung, Begeist'rung, Liebe
Und anders, denn der Name thut's allein nicht.

Drei Männer sprachen einst bei Abram ein,
Bewirthet wurden sie, wie ich von Euch.
Die Füße wuschen ihnen Abram's Mägde,
Ein Bissen Brodes hat ihr Herz gelabt,
Und ein Schluck Wein erheitert ihre Geister,
Die weissagten von eines Sohnes Größe.

Und Sarai lachte und war glaubenlos.
Hört! — Hundert Jahr' war Abram alt, mein Herr,
Da hat ihm Sarai Isaak geboren,
Und Abraham, das heißt: der Völkervater!
Und Gott versuchte seinen Freund, befehlend,
Daß er den süßen Sohn der treuen Gattin
Ihm auf dem Berg zum Brandopfer hinschlachte.
Das Feuer flammte und das Messer klang,
— Denn Gott in Allem war mein Herr willfährig —
Doch nahm ihm Gott den Stein vom allzu schweren,
Geprüften Herzen, das des Sohn's nicht schont,
So ihm sein Gott des Lieblings Tod befiehlt. —
Und damals that Gott göttliche Verheißung
Vom eignen Sohne, den er opfern wollte,
In einer Zeit, die jetzt noch ungeboren!
Auch einen Bund schloß Gott mit Abraham.
Gewiß ist's, Gott wird halten die Verträge,
Denn auf die Treue ist die Welt gebaut.
Und mutterlos ward nun das Lieblingskind,
Denn Sarai liegt in Mamre's Hain begraben!"

Da sah Rebecca Eliefer an
Und es gefiel ihm, daß ihr Auge feucht ward.

„Und Abraham fühlt nahe seine Zeit,
Die Lebensschuld dem Tode zu erstatten,
Drum sandt' er aus mich mit bestimmter Weisung,
Im Land der Freundschaft um ein Weib zu werben,
Verläßlich, treu, mit Tugend angethan,
Wie's unauffindbar in der fremden Heimath.
Sieh, Laban! Alle Zeichen, die erfordert,
Rebecca hat sie wundersam erfüllt,
Den Krug hat sie geneigt dem Dürstenden
Und sich erbarmt der Knechte und des Viehes.
So knie' ich denn vor dieser Reinen hin
Und werbe sie dem Sohne meines Herrn!

Wollt Ihr nun Freundschaft, Treu' dem Greis beweisen,
So gebt sie mir und segnet unsern Weg!"

Da ging ein Schweigen durch die große Halle,
Das ward verscheucht dann durch der Mutter Schluchzen,
An deren Brust Rebecca sich verborgen,
So wie ein Schwälblein unter'm Schwalbenflügel.
— Es winkte Eliefer. Knechte brachten
In Teppichen und Schachteln und Gefäßen
Geschenke mancher Art, von Gold und Silber
Und Edelsteinen aus der Erde Schoß,
Myrrhen und Salben, daß selbst Laban staunte.

Rebecca sah jedoch das Ding nicht an
Und hob den greisen Knieenden empor:
„Ich gehe mit Dir, Treuer!" — sprach sie einfach.

Da gab's ein Lachen unter Weinen und
Ein Weinen unter halberstricktem Lachen.
Und Red' und Gegenred' und Halten, Bitten.
Doch sprach der Knecht: „Ich möchte meinen Herrn
Noch einmal sehn, denn Gott hat ihn gerufen!"
Da fügte sich selbst Laban, der die Schwester
Der Tage Einen oder zehn der Tage
Noch gern gesehen hätte lichtvoll wandeln
Im Heimathort, denn sehr ward sie geliebt.

Doch, als der heil'gen Ruhe sie gepflegt
Und neu zu Kraft der Bote war gekommen,
Da gaben Mutter, Bruder, Schwestern, Alle
Der herrlichen Verlobten ihren Segen,
Auf daß sie wachse tausend, tausendmal,
Und setzten sie auf eines Lastthiers Rücken,
Gar hoch und weich, und weinten viel beim Abschied.

Dann zogen sie aus lieber, süßer Heimath,
In's bitt're, ungewisse Land der Fremde,

Und ihre Seelen waren hoffend und
Betrübt. Das Hochland kam, die Wüste ging,
Die Flüsse wurden zögernd überschritten.
Des Tag's verschmachteten die Reisenden
Vor Hitze und sie zitterten des Nachts
Vor Frost. Kaum kam der Schlaf in ihre Augen.

Und in der Reisewochen zagem Lauf
Erzählte der Rebecca Elieser
Von ihrem Anverlobten und dem Land,
Das Allerkleinste und das Allergrößte,
So daß sie nicht als Fremde käm' in's Haus.

Und so geschah's, daß sie ein Feld erreichten;
Darüber stand ein blauer Sonnenhimmel,
Die Lerchen wiegten über gold'nen Aehren
Den Liederflug, und aus den ungemähten
Brodhalmen und den schon gebund'nen Garben
Erklang ein Mägdelied zum Lob des Herrn.

Vorn aber stand ein hoher, schöner Mann,
In weißem Kleid, der überwachte Alles,
Gebot voll Milde, tadelte mit Einsicht,
Und wo es fehlte, half er selber nach.
Der legte nun als Schirm die Hand vor's Auge
Und sah gen Osten. Und ihm schien, die Sonne,
Sie gehe zweimal heut' im Osten auf.
Da wuchs es aus der Ferne, und am Rand
Der Erde zeigte sich zuerst ein Haupt,
Wie sonnenschön, zu einer Prachtgestalt
In weißem Kleid gehörig; die Erscheinung
Trug ein Kameel ihm näher zu, ein weißes,
Und andre Thiere folgten, unabsehbar,
Wie eine Spiegelung der gold'nen Wüste.
Nun sind sie da. Und rings in der Natur
Vernahm man nur das Klopfen zweier Herzen.

Doch vom Kameel glitt nun Rebecca hin,
Es brauchte Niemand ihr zu sagen: „Er ist's!"
Sie hüllte sich noch tiefer in den Schleier
Vor'm Brand der Sonne und der Mannesaugen:
Und sprach wie flüsternd: „Heilig ist die Stätte!
Mein Herr in Zukunft, anders ist sie nicht,
Als Gottes Haus und seines Himmels Pforte."
Und Jener dann: „So willst Du sein mein Weib,
Von dieser Stunde bis zum Ruf des Todes?"
Und sie: „Herr, prüfe und versuche mich,
Mein Inn'res schaue, blicke in mein Herz!"

Da rief mit Donnerstimme weit in's Thal
Der junge Herr, daß ihn sein Vater hörte:
„Macht weit die Thüren und die Thore hoch,
Daß einziehe die Königin der Ehren!"

— Und nieder beugt' er zu der Magd sein Haupt
Und küßte diesen Kuß auf ihre Stirn:
„Gott gebe Dir von seines Himmels Thau
Und von der Feuchtigkeit von seiner Erde,
Von seinem Wein komm' über Dich die Fülle!"
Er hob sie, und sie hob sich; angesichts
Des Himmels mit dem leuchtenden Gestirn,
Der Erde mit dem Reichthum ihrer Garben,
Und allen Volks verlobten sie sich an,
Zu hüten und zu schützen Eins das And're,
Sich nicht zu trennen an dem Tag der Noth,
Einander beizusteh'n in der Gefährniß
Und sich zu lieben, komme, was da wolle!

Das hörte noch im Zelte Abraham
Und feierte das heil'ge Fest der Hochzeit
Mit ihnen, denkend seiner eig'nen Jugend,
Die ihm so ferne, wie ein Märchen schien.

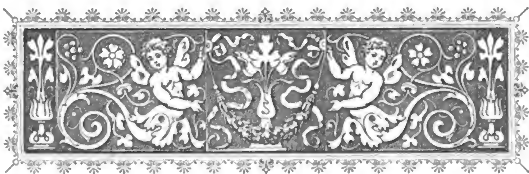
Und in dem Schatten der glückſel'gen Ehe
Gebar Rebecca dem glückſel'gen Mann,
Zu dem ſie ihn gemacht, die Syrerin,
Nächſt Gott, gebar ſie ihm den Jakob,
Der ſpäter wie ſein Volk hieß — Israel!

Wer will ihm fluchen, eh' ſein Gott ihm flucht?



Aus großen Jahrhunderten.





Timotheus von Milet.

(....κλεινὸν ἐλευθερίας τεύχων μέγαν Ἑλλάδι κόσμον...)*)

Setzet Euch still zu mir her und lauscht einem Lied aus der Vorzeit,
Wenn es die Zeit Euch erlaubt, die Ihr hinlebt in wildem Vergnügen,
Oder bedacht nur, zu häufen das schimmernde Gold zu dem Golde.
Sagt nicht: „Was soll mir der Grieche?"
Ihr selbst seid Timotheus' Griechen,
Und nur den eigenen Schmerz singt Euch der Dichter im eig'nen.

Fern in der glorreichen Sparta, der blühenden Stadt Lakedämon's,
Lebte vor Zeiten ein Sänger, berührt vom Hauch des Apollo,
Stets erfüllt vom Gesang und bedacht auf schönere Weisen.
Weit aus ionischem Lande, dem meerumspülten Miletus,
Wo einst die heim'schen Trieren gekämpft mit phönikischen Schiffen
Jenes Darius, der immer der Freiheit Hellas' ein Feind war,
Kam er durch Wogengebrause und Inselgewirr gegen Sparta,
Mit sich nur führend ein Kind, die Tochter der liebenden Gattin,
Die zu den Schatten zu früh ihm geleitet der Führer der Seelen.

*) Welcher der Freiheit glänzenden Schmuck für Hellas errungen.
(Pylades aus Megalopolis.)
(Pausanias: Arcadia.)

Länger nicht wollt' er nun schauen die Weingelände der Heimath,
So verkauft' er das Häuschen und suchte sein Brod in der Fremde.
Strenge sind, rauh die Sparter und abgeneigt gänzlich der Arbeit,
Männer der Fremde nur schufen die Werke der Kunst auch in Sparta.
Dort nun gedachte das Leben Timotheus leicht sich zu fristen. —
Und nun weilt' er schon lang' im Staate des großen Lykurgus,
Unter dem düsteren Grün der spitzen Cypressen und unter
Duft'ger Orangen, Oliven weitschattendem Haine. — Von ferne
Raget gewaltig herein des Taygetos drohendes Berghaupt
Mit den glänzenden Firnen, dem Helios werth und geheiligt.
Dorthin wendet er oft die Schritte vom lärmenden Marktplatz,
Der sich säulenumgeben erhebt in der Mitte von Sparta,
Wo sich auch breitet „die Halle der Perser", zum dauernden Zeichen,
Wie einst für griechische Freiheit kämpften spartanische Männer.
Aber er fliehet den Lärm des beweglichen Volks, und die Stunden,
Die er dem Lehren geweiht der heiligen Kunst des Gesanges,
Sind ihm verlorene Stunden des pfeilschnell schwindenden Daseins.
Aber er lehrt, um zu leben, und leget den Lohn in die Urne,
Die für das reifende Mädchen, die Tochter, er birgt in der Kammer,
Daß sie, die Freie, nicht darbe dereinst in der Stunde der Trennung,
Daß sie das Opfer nicht werde der Noth und ein Raub der Verführung,
Wenn ihn der Stab des Hermes berührt zu der Fahrt in den Hades. —
Selbst die Spartaner, die rauhen, sie liebten Timotheus' Weisen.
Doch ein Spötter Athens, der als Gast ihn gehört in der Aula
Eines befreundeten Mannes, sprach: „Wahrlich, gar theuer zu zahlen
Ist dieses Herrlichen Lied, wenn, ein Neuling, der Schüler herantritt,
Denn für Kalliope's Kunst erschließt er das Herz und den Sinn ihm.
Aber den doppelten Lohn, beim Herakles, sicher verdient er,
Wenn schon ein früherer Lehrer den Knaben mit Uebungen quälte,
Die nun der Meister erst mühsam vergessen muß machen den Schüler,
Eh' er die durstige Seele ihm füllt mit eigenem Wohllaut." — —
So erhielt sich denn schwimmend der Greis auf dem Meere des Lebens.
Aber er war wie ein Gott, ein in's Leben erst schauender Jüngling,
Wenn er einsam die Höhen des wilden Taygetos hinschritt,

Folgend des Orpheus Spuren, gedenk der Sänger der Freiheit,
Denen zu gleichen er strebte durch Wohllaut, Formen voll Anmuth:
Teos' Anakreon, fühlend mit silbernen Locken sich Jüngling,
Der nur von Rosen und Wein und lieblichen Jungfrauen träumte,
Auch Mitylene's Alkäos, der krieg'rische Sänger im Schlachtlärm,
Und die herrliche Sappho, Erfinderin lesbischen Wohlklang's,
Waren ihm Vorbild, Sterne, zu denen die Seele sich aufschwang,
Wenn sie die hüllenden Schleier vergeblich zu lichten versuchte,
Welche dem ringenden Menschen verbergen der himmlischen Klarheit.
Nur vor dem Einen, Homeros, gleich ihm in Jonien heimisch,
Senkt' er im Geiste das Haupt, nicht hoffend, ihn je zu erreichen!
Oft auch an Alkman's Grab im lauschigen Hain Plataniſtas,
An des Eurotas Ufern, umspielt von dem schwankenden Schilfrohr,
Saß er verkehrend mit Schatten in ihm nur vernehmbaren Lauten.
Alle die Hehren, sie kamen, sobald er die liebliche Flöte
Faßte mit kunstreicher Hand und hauchte, wie einstens Athene
In des Prometheus Gebild, in sie auch den Athem der Sprache.
Ach, der Sprache, die Götter erfinden, wenn werbend um Liebe!
Oder auch, wenn er die Leyer, die künstlich besaitete, rührte,
Dann stieg Alkmann auf, der im Leben ein sardischer Sklave,
Aber der frei sich gelöst durch die Macht der berückenden Lyra.
Und er frug ihn dann aus nach den seligen Inseln der Todten,
Oder er pries ihm des Meers Schönheit und des Tags und der Erde,
Während ihm glänzt' in dem Schoße das Haupt der reifenden Glykis.
Glykis, der Süßen, mit Locken, wie wallendes Korn in der Sonne,
Welcher er Weisheit lehrt, und die kundig des Spiels auf den Saiten.
Diese nur durft' ihn begleiten und lauschen den Klängen des Vaters,
Die in den Luftraum hallten, verschwebende Formen im Nebel,
So sich am Morgen und Abend erheben, dahinzieh'n und schwinden.
Wenn nun ein heutiger Mann nach Hellas um Schätze der Alten
Auszieht, wohl auch ein Lied, ein melodisches, noch zu erhaschen,
Das einst ein griechischer Mund zu Perikles' Zeiten gesungen,
Mag es wohl sein, daß die Welle des Strands und das Rauschen der Zweige,
Auch das Gezwitscher der Vögel ihn täuscht, und er glaubt zu besitzen
Einen verschollenen Sang, Melodie'n aus den Zeiten der Sage!

Aber wenn heim er nun kehrt, mag Vieles er führen zum Strande,
Marmor und Erz und vielleicht auch ein liebliches Kind, wie die Glykis,
Doch des Timotheus Sang bringt nimmer er mit in die Heimath.
Dieser verkehrte mit Schatten, vom Klange der Leyer beschworen,
Und es rauschte, dem Strom gleich, entfesselt sein Lied in die Lüfte:
„Seliger Sänger, wie herrlich, Du weißt's, ist die Stunde des Abends!
Still ruh'n jetzo die Häupter der Berge, die finsteren Schluchten,
Schimmernd erglüht nun der Meerfels, lauschet der düstere Abgrund,
Alle belebten Geschöpfe, genährt auf der dunkelnden Erde,
Thiere der Waldanhöh'n und der Bienen geschäftige Schwärme,
Auch im Purpurmeere die Ungeheuer der Tiefe
Ruhen, es ruht auch der Vögel Geschlecht, das fröhlich beschwingte. —
So hast Du selbst einst gesungen; ich aber, ich höre im Schweigen
Aller Natur noch die Hymnen der Dinge zum Lobe der Götter!
Jegliches wird mir Gesang, die Sprache der Thiere versteh' ich,
Ueberall hör' ich Musik, — wenn die Welle zerstäubt an dem Strande,
Wenn die ewigen Sterne die Sphären hellglänzend durchrollen,
Wenn sich das Staubkorn schwingt durch den Strahl der himmlischen Sonne,
Wenn der Glühwurm sucht die Freundin im Laub der Akazien,
Und die Platane sich regt im Anhauch flüsternden Nachtwinds,
Siehe, gefüllt ist mein Ohr alsdann mit den lieblichsten Lauten
Und mit der Gottheit glaub' ich dann selber zu stehn im Gespräche. —
Aber nur, wenn ich allein bin, allein mit dem Töchterlein Glykis,
Die mich voll Ehrfurcht, Angst anstaunt zu der Zeit des Gesanges,
Die mich auch schweigend versteht, nicht scheuchend die Stunde des Wohllauts,
Selber mir Muse wohl werdend, — bestaun' ich die Augen der Jungfrau,
Keusch, wie der Spiegel des See's, darin sich kein Schwan noch gebadet.
Doch auf dem Markt ist verschlossen mein Ohr; der Streit und das Zanken
Scheucht mir die klingenden Geister, verstimmt mir die innerste Seele,
Und so wandl' ich verdrossen die peinlichen Stunden des Tages,

Da im Verkehr mit dem Volke der streitenden, kleinlichen Menschen
Mich Kalliope flieht und Erato, die süßeste Muse. —
Wieder dann eil' ich hinaus zur Stunde der süßen Befreiung,
Stimmend ihn an, den Gesang der wildesten, menschlichen Klage,
Weil mir verwehrt ist zu sagen im Aufschwung göttlicher Sprache,
Was die Seele erfüllt und bewegt, was hinaus an das Licht drängt —
Und dann fühlt sich zu schwach auch der Götter edelster Liebling.
Nie vollhältig ja giebt das Wort, das geprägte, die Seele,
Und stets eilet voraus der Wunsch dem wirklichen Können!
Wie auch spräche Unendliches aus das endliche Wesen,
Wie als begrenztes Gefäß enthalten das Nimmerbegrenzte?
Was wir ersehnen, wir können mit Worten doch nimmer es sagen,
Aber erlösende Worte, die können stets mehr wir ersehnen,
Aber jemehr wir sie suchen, je tiefer wird, schöner die Klage,
Also erzeuget sogar die Unmacht wieder das Schöne,
Und nur das Schöne allein ist ja doch, was ersehnet die Sehnsucht!
Ewiger Schmerz, im Vollgefühl der edlen Empfindung,
Ganz von dem Schönen erhoben, doch nimmer das Lied, das vollendet,
Als ein Abbild sehen der heiligen Zeit der Begeist'rung!
Nie wird die Statue schön, wie der Künstler sie plant vor dem Marmor,
O du mein Schmerz, der Gesang gleicht nimmer dem Traume der Hoffnung!" —
Also entrang sich das Lied ihm, begleitet vom Klange der Saiten,
Die harmonisch verrauschten, wie Wellen italischer Meere,
Wenn in den lichten Voluten sie bergen die Zweige vom Lorbeer
Oder die goldenen Früchte der Gärten der Hesperiden,
Schatten von fliehenden Möven und Strahlen von scheidenden Sonnen,
Wenn über Kiesel und Sand sie gießen die silbernen Tropfen. —
Aber die schweigsame Glykis, die nie noch die Stunde der Weihe
Brach und den Vater, den greisen, gehemmt mit störenden Worten,
Stets nur den Beifall zeigt' in dem schönheitstrunkenen Auge,
Sprach nun: „Vielleicht ist, o Vater, die schmiegsame Sprache nicht machtlos,
Auch des Sang's Allmacht ist ganz in das Herz Dir geleget,
Unbehülflich ist nur, klanglos die Laute, kein Echo

Weckt in dem Innersten ihr der Menschen beweglicher Klag'ruf,
Und doch muß jeglich' Gefühl ihr entlocken verschwisterte Töne;
Sehnsucht, Hoffen und Schmerz, und bittere Enttäuschung, wie Freundschaft,
Rufen mit anderen Lauten, und andere Saite giebt Antwort.
Einst nur zeigten sich vier von den Saiten auf uns'rer Kithara,
Vier Elemente nur gab es; bis dann Terpandros mit sieben
Saiten bespannte die Phorminx, vielleicht nach der Anzahl der Farben,
Die uns die Iris zeigt, wenn die Sonne sich spiegelt im Regen.
Wohl auch die himmlische Leyer, besaitet mit sieben Planeten,
Jeglicher eigenen Licht's, geweiht einem Gott, einer Göttin,
Auf der Menschen Geschick begabt mit besonderem Einfluß,
Weckte melodisches Echo der Brust des unsterblichen Sängers,
Daß er die Phorminx bespannte mit Saiten, verwandt den Gestirnen.
Auf denn, mein Vater, vermehre die Federn des singenden Schwanes,
Daß er sich näher zum Lichte des heiligen Helios hebe!
Zwölf sind der Götter! Es trage fortan die Leyer zwölf Saiten!
Jeglich' Empfinden des Menschen erzählt sie dann zitternd den Menschen,
Fürder nicht klagst Du der Unmacht an Dich, kannst Alles dann sagen!
Siehe, die menschliche Seele ist selbst eine Leyer, an der Dir
Unter den Händen erzittern die Saiten verschiedensten Tones,
Denn Du erweckst ihr den Schmerz und die alleserlösende Freude,
Löseſt nach scheinbarem Mißton Alles dann herrlichsten Einklang's!" —
Staunend hört sie der Vater, das Antlitz sieht er des Mädchens
Leuchtend im glühenden Roth, wie Wolken beim Nahen der Sonne,
Und er fragt sie: „Wer hat Dich, mein Kind, dies Alles gelehret?
Welch ein Gott hat berührt Dir die Stirn mit dem Finger der Weisheit?"
Aber die liebliche Glykis, in kindlich holder Verwirrung,
Wirft an das Herz sich dem Vater und haucht ihm in's Ohr das Bekenntniß,
Fürchtend, der plaudernde Vogel im Zweige mög' es erlauschen. —
„Vater, erschlossen, so scheint es, ist rings mir das All und die Schöpfung!
Siehe die Saiten, die stumm und reglos schlummerten, rauschen

Alle mir plötzlich ein ewiges Lied von der Liebe im Einklang!
Ja! Ich liebe, mein Vater, und mich auch liebt der Geliebte!
Bald ein Jahr ist es her, da sah ich ihn einst bei den Spielen,
Den karnäischen, welche Apollon alljährlich hier ehren.
Aber wir sprachen uns nie, bis endlich er keusch sich genähert.
Während des Abends Dein Haupt schon müde sich barg auf dem Lager,
Kam er zur Thür, es planten für Dich Ueberraschung die Kinder.
Lieber! Kephisodotos, ein Jünger der Kunst des Hephäst ist's,
Sohn gleichnamigen Vaters, wie dieser bestimmt noch zu Großem,
Der ein dädalisch' Bildwerk meines Entwurfes gefertigt.
Eine gewaltige Leyer, die harrt nur der tönenden Saiten:
Zwei der Caryatiden, sie tragen wie Säulen den Aufbau,
Herrlich auf Elfenbein so ragen hinan sie, gefaltet
Liegt das Gewand um die Schultern und fällt zu den leuchtenden Knieen.
Drüber gewölbt ist ein Bogen; auf jeglicher Seite gelagert
Siehst Du zwei nackte Sirenen, die lieblichsten Leiber von Jungfraun,
Die, nach der Mitte gewandt, anstaunen die Muse des Sanges,
Welche als Krone dort prangt, dithyrambisch verzückt und umflattert
Von schönschwebenden Falten, bewegt vom Anhauch des Parnes.
Silbern sind die Sirenen und ganz aus Gold ist die Muse.
In dem Elfenbeine flattern Dir Falter und Bienen,
Kunstvoll mit Steinen verziert und den schwirrenden Tönen vergleichbar,
Die Du der Leyer entrauschen wirst lassen im ewigen Wechsel.
Nur noch der Saiten bedarf's, schon fertigt mein Freund zu den Schrauben
Köpfchen; der Götter Antlitz leuchtet auf jeder der Schrauben.
Du nun bestimme die Zahl und zürne nicht, Vater, der Glykis!" —
Ernst vernahm und ergriffen Timotheus Jener Geplauder.
Endlich erhob sich der Greis und faßte die Leyer am Boden,
Hielt in den Luftraum sie hoch und zerschmettert' sie dann an dem Grabmal. —
„Ja, Du hast recht, meine Tochter, veraltet ist längst schon das Spielzeug.

Nur dem edlen Behälter entperle der Wein des Gesanges,
Daß berauschend an's Ohr des staunenden Hellas er schlage!
Doch elf Federn nur wollen dem Schwane, dem neuen, wir fügen.
Siehe, es mag sich der Mensch wie immer auch winden und wenden
Durch das Gewirre des Lebens, nicht kann er beschwören das Unglück,
Daß es die Bahn ihm nicht kreuze. Dann klagt er thöricht den Gott an. —
Wohl, zwölf Götter bestürmen wir täglich mit Bitten und Beten,
Einer ist immer uns unhold, bleibet ein Feind uns und Räthsel.
Dem nun opfern die letzte, die zwölfte der Saiten wir, ohne
Irgend den Namen zu kennen und wollen die andern der Saiten
Auch nur weihen den andern der Götter, nicht nennend die Namen.
Naht uns Unheil, so hat es der Eine, Vergess'ne bereitet,
Nicht dann wollen wir zürnen dem Gotte, der nicht uns bekannt ist!" —
Sprach's, und sie wandten die Schritte hinab zu der einsamen Wohnung. —
Schön war vollendet die Leyer, besaitet mit goldenen Drähten,
Silbernen, ehernen auch, nach des Sängers Wahl und Bedürfniß,
Der sich nun übte — bewältigt ist bald die verbesserte Lyra;
Und es gelang ihm ein Lied, wie noch keines den Dichtern gelungen!
Glücklich pries er sich selbst und sagt' es den liebenden Kindern,
Sagte, daß einst sein Gesang dem herrlichsten Antlitze gleich war,
Dem es aber gefehlt an Seele und Tiefe des Ausdrucks;
Aber nun sei sein Gesang herschreitend melodisch in Rhythmen,
Wie ein junges Gesicht, erleuchtet vom Feuer der Liebe,
Und er gab sie zusammen, die Hände der theueren Kinder,
Küßte die Häupter der Beiden und sprach von Glück und Verbindung. —

Wieder genaht ist das Fest, die sangreiche Zeit der Karnäen,
Wo sich von Nah und von Fern um Sparta die Griechen versammeln.
Sänger erscheinen aus jedem der Gaue des blühenden Hellas,
Sich zu ersingen die Alles ersetzenden Zweige von Lorbeer! —
Für neun Tage nun ruhte der Streit in dem traurigen Kriege,
Der schon zu lange verwüstet die Länder verbrüderter Kämpfer;

Aber es gleicht doch Sparta dem männererfüllten Lager,
Denn es umgeben die Stadt rings Hütten für alle die Gäste,
Ordnung hält auch ein Herold, des Festspiels Weise verkündend.
Chöre von jungen Spartanern, gehüllt in weiße Gewande,
Wallen zum Festplatz, singen zum Klange der heimischen Phorminx,
Oder sie führen gemessen tyrtäische Tänze im Reigen.
And're folgen zu Pferde, die Meister der herrlichen Reitkunst,
Andere wieder geleiten breitschultrige Stiere zum Opfer,
Die sie mit Bändern geschmückt, mit Kränzen, gefällig den Göttern.
Aber die Könige thronen, umgeben von greisen Ephoren,
Ueber'm versammelten Volk, goldmundigen Sängern die Richter.
Aus holdlockigen Jungfraun glänzte vor Allen doch Glykis,
Einfach im weißen Gewand, die schneeigen Arme nicht hüllend,
Das, an den blühenden Schultern von kleinen Agraffen gehalten,
Aufwärts gezogen im Gürtel, bis hoch zu den schimmernden Knieen
Offen an jeglicher Seit' auch, die göttliche Form ließ errathen.
Reglos lauschte den Klängen der kämpfenden Künstler sie täglich
Neben dem Liebsten, der sanft die Hand ihr mit seiner umfaßt hielt. —
Und so kam denn die Zeit, da Timotheus griff in die Saiten. —
Schon beim Schauen der Leyer ging leises Gemurmel durch's Volk hin,
Denn nicht der Menschen Kunstwerk schien sie dem staunenden Haufen,
Als sie nun traf ein Strahl der Alles vergoldenden Sonne.
Aber Timotheus sang ein Lied zum Lobe der Freiheit,
Und wie gefällig den Göttern es ist, wenn sich Brüder vertragen!
Alle gedachten der Zeit, wo vereint sie den Meder einst schlugen,
Der, gleich Heuschrecken, drohend dem blühenden Hellas, heranzog.
Alle beweinten den Krieg, der der Heimath Ströme mit Blut füllt;
Ach, und so viele der Saiten berührt er im Busen der Hörer,
Ach, so mächtig erschüttert er alle die lauschenden Herzen,
Daß sie lautlos saßen, wie Menschen, die Statuen wurden,
Doch hochklopfenden Busens, nicht mächtig des leisesten Lautes.
Wohlklang füllte den Raum, es war, wie die Sphären im Chorklang,
Welchen die Seelen erlauschen, die nicht noch die Erde berühret,

Die noch wandeln im Lichte des Urbilds göttlicher Schönheit.
Aber das Schönste muß enden; Timotheus rief aus den Saiten
Milde verhallende Klage, wie Lispeln erschütterter Zweige,
Ferne verklingende Laute, wie Wellen, am Meerstrand sterbend,
Schwieg dann, es sank ihm die Hand, und sowie nach verschwundener Sonne
Nacht wird, so war es den Lauschern, als wären versunken in Nacht sie.
Aber, wie, goldener Pracht, auch am Morgen die Sonne in's All steigt.
Rang aus unendlicher Menge sich plötzlich entfesselter Beifall:
Jünglinge, Jungfraun stürzten dem göttlichen Greise zu Füßen,
Lorbeer regnet, mit Rosen durchflochten, herab, und es trägt ihn,
Heilig erreget, die Schaar der Edelsten durch die Arena.
Doch die Ephoren berathen sich ernst mit den Königen. — Siehe,
Einer nun schreitet gelassen hinab zur Mitte. — Und still wird's
Rings im wogenden Raum, wo Kopf sich gedränget an Kopf hält.
Sieger, der Preis ist nun Dein! Vor Allen hast schön Du gesungen! —
Und der Ephor tritt heran jetzt: „Den Königen hat es geschienen
Und den Ephoren zugleich, Du sei'st ein Verderber der Jugend,
Der Du den Sinn nur verdrehst mit süßen und weichlichen Worten,
Rhythmen voll Klage und ganz unkrieg'risch, nicht spartischer Tonart! —
Einfach erklinge, die Klang hat in Lakedämon, die Weise.
Aber Dein neueres Lied, es beleidigt die Muse der Tonkunst,
Schamroth glüh'n ihre Wangen, nicht braucht sie so viele der Saiten,
Anzufachen den Muth und die männliche Todesverachtung.
Stolz, wie die dorische Säule, steht weithin geseh'n des Lykurgos
Herrlicher Staat, und Gewinde von Blumen und Reben entmarkt nur
Unseren Baum, wie die Eiche verdorrt, wenn der Epheu sie aussaugt.
Neuerung soll uns mit Nichten erschüttern die Veste des Staates,
Den nur die Strenge der Sitten bewahrt hat vor schmählichem Hinfall,
Weil uns doch rings nur Verderbniß umgiebt und das schlechteste Beispiel! —

Vier von den Saiten soll trennen, — so lautet der Spruch der Ephoren —
Ich von der Leyer, sag' an, ob ich rechts oder links sie zerschneide?
Auch aus Sparta verbannen wir Dich, den Zerstörer des Alten!"

Sprachlos Alles, das Volk und Timotheus. Doch der Ephor schnitt
Vier von den Saiten entzwei mit der Schärfe des richtenden Schwertes
Und in die Arme sinkt Glykis dem trauernden Freund und Geliebten.
Wehruf schallt, und es weinet die Seele des göttlichen Kunstwerks.
Aber schon hat sich gewendet der Sinn des beweglichen Volkes,
Alles verläßt nun den Mann, den das Urtheil richtete Mächt'ger,
Ja, sie zischen ihn aus, den sie eben noch göttlich gepriesen!
Also ergreift denn noch einmal Thimotheus mächtig die Leyer,
Die wie ein Sterbender seufzt nun unter den Händen des Sängers,
Und er schleudert entgegen dem Volk des Begnadeten Bannstrahl:
„Wahrlich, so war es noch immer und wird sein bei thörichten Menschen!
Frühe zu finden das Rechte ist unentschuldbares Unrecht! —
Einer thut nie sich genug, fragt Gott und Natur in Verzweiflung
Um das Geheimniß der Welt, das Geheimniß der Seele des Menschen —
Hat er ein Bild dann vollendet, wie's Träume dem Phidias zeigen,
Schleudern die Thoren, geschlagen mit Blindheit, ihm's vor die Füße,
Und es zerschellt an dem Felsen des Unsinns — göttlich Gebilde!
Kleinliche Geister begreifen ja immer Gefühl nur und Handlung
Klein, wie sie selber, und Alles, was über ihr Denken hinausgeht,
Wird zum Unmöglichen stets und zum Wahne von ihnen gerechnet, —
Lang' habt so Ihr's gehalten! Den glücklichen Findern der Schandpfahl!
Nemesis wollen sie spielen, weil offen den Himmel wir sahen,
Aber die richtende Nachwelt löst von der Schmach durch den Lorbeer
Andere Zeiten verlangen auch andere Sitten. — Es kommen
Nimmer die Dinge, sowie sie der Mensch will richten und fügen. —
Lange schon wankt Euer Bau! Dahin sind lykurgische Zeiten!
Niemals haltet Ihr auf den Verfall des entweiheten Tempels!

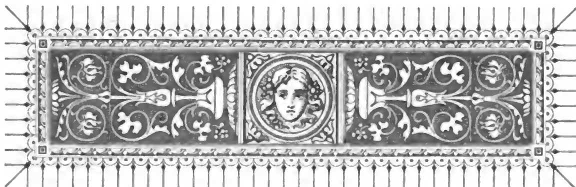
Doppelt ist's sträflich, die Tugend gepflegt einst zu haben und später
In den gewöhnlichen Pfuhl gemeinsamen Lasters zu sinken.
So auch weintet Ihr einst, wenn Griechen die Griechen besiegten,
Jubeltet, wenn die Barbaren gesunken hellenischer Thatkraft,
Heute zerfleischt Ihr Euch selbst; Athen ist und Sparta bedacht nur,
Eins zu vernichten das And're, und wenn es auch einst Euch gelinget
Hinzustürzen die Tempel des glorreichen Lieblings der Pallas,
Sinkt Ihr gemeinsamem Feind zusammen doch bald in die Hände,
Und von der spartischen Zucht wird kaum noch genannt sein der Name! —
Ach, wie wohnen beisammen bei Euch so Freiheit und Sklaven,
Aber dem Volk ist dahin doch Alles zugleich mit der Freiheit!
Seht, es entzücken nicht mehr den veränderten Sparter von heute
Einfache Lieder von Einst, die Marathon's Sieger entzückten.
Nun Ihr verjagt habt die Sitte, drängt kühn sich heran die Verlockung,
Und Ihr haltet nicht auf uns den Hochstrom neuer Gedanken.
Nie kommt wieder die Tugend zurück durch kleinlich Verbieten!
Aber den Sänger, das leichte, geflügelte, heilige Wesen,
Willst Du zügeln, und schlagen in Bande verzückte Begeist'rung:
O, dann schreibe doch vor auch dem Vogel den Flug nach der Höhe,
Sag' ihm, erreiche die Wolke, nicht aber die and're dort droben;
Schreibe dem Falter auch vor, von welcher der Blumen er nippen
Dürfe, verbiete ihm aber den Flug zur herrlichen Rose! —
Sieh, der Poet ist das Echo der Muse, so sag' auch der Muse
Was und wie sie soll singen, dann hast Du geübet Dein Richtamt!
Bitter ist's, ach, zu verlassen die Stätte der traulichen Heimath,
Bitter, die Stätte zu meiden, die später uns lieb dann geworden —
Aber die Erde ist groß! Wenn hier uns Entfaltung versagt ist,
Steuern das Schiff wir des Lebens in höhererbrausende Fluthen,
Schütteln den Staub vom Fuß und lassen die Thoren dahinten!" —

Sprach's. — Die zerstümmelte Leyer allein errettend aus Schiffbruch,
Stolze Verachtung im Antlitz, marmorn, den Mantel gefaltet,
Schreitet durch drohendes Volk er hin, durch die Gassen von Sparta,

Wandernd den steinigen Pfad zu den Räthseln verschleierter Fremde.
— Doch gleich Kronen vom Lorbeer umwindet der Arm ihn der Kinder! —

Sparta sank und Athen! Erstanden sind andere Größen.
Heimathland, Du prangst stolz nun in heiliger Macht:
Besser belohne die Sänger, die edlen, und laß' sie nicht sagen,
Daß Dir, ein Dichter zu sein, sei schon der Strafe genug!





Apollo Sauroctonos.

(Eidechsentödter.*))

Motto.

Das Können des Schönen ist die Kunst,
Das Kennen des Schönen ist Genuß!

Kallophil trug schon lang' im Herzen die blonde Thalattis,
Und er that es ihr kund mit Worten und duftenden Blumen,
Andere Gaben zu bieten verwehrt' ihm leider die Armuth.
Arm war Thalattis, wie er, doch schön, wie homerische Lieder,
Schön, wie die Erd' im Lenz, wie Artemis und Aphrodite.

— Oft, wenn das Mädchen erwachte und thauig im Garten einherging
Und sich die Rosen besah, die fleißige Spinnen umwoben,
Mädchenhäuptern vergleichbar, gehüllt in serisch' Gewebe,
Perlenverziert, — da fand auf der Mauer, auf Rinden der Bäume,
Ihren Namen sie stehen, geschrieben mit flüchtiger Kohle,
Eingeritzt auch zuweilen, dabei stand: „Schön ist Thalattis!"

*) Von der Praxitelischen Statue des jugendlichen Apoll, der mit dem Pfeile in der Hand einer einen Baumstamm hinankletternden Eidechse auflauert, sind mehrere Repliken in Marmor und Erz erhalten. Die berühmteste besitzt das Louvre zu Paris.

Das war fern in Athen in längstversunkenen Zeiten,
Deren der sinnige Geist mit Schwermuth denket und Sehnsucht,
Tiefempfindend, wie anders doch damals das Leben, die Welt war,
Ach, eine Welt noch der Jugend, getaucht in unendliche Schönheit!

Schön war damals das Weib, um so viel schöner, als heute,
Als, gefestet in Formen, die sechszehnjährige Jungfrau
Ueberraget an Schöne die halbverwelkende Gattin!
Aber schon damals war das Weib vom Geschlecht Aphroditen's,
Jener Göttin, entstiegen den Wogen der wechselnden Meerfluth,
Unbeständig; und treu allein nur im Wechsel verharrend.

Schön war Kallophil auch; ihm sagt' es die spiegelnde Welle,
Deren Nymphen ihm rauschten Gesäng' unsterblichen Wohllauts,
Wenn, der Liebsten gedenkend, am Quellrand einsam er träumte,
Oder der eig'nen Bestimmung, die stets ein Räthsel ihn dünkte,
Denn ihm ahnt' ein großes Geschick in dunkeler Zukunft!
Doch in welcher Gestalt das Schicksal einst sich ihm nahe,
Blieb ihm verhüllt. Er wußte nur Eins: ihm müsse das Große,
Sollt' es Verhängniß sein, im Gewand erscheinen der Schönheit!

Oft entfloh er den Menschen, vereinsamte Pfade zu wandern,
Weil er dort sich erhoffte die heißersehnte Begegnung.
Geht doch die Sage, daß oft den sterblichen Menschen erschienen
Hellumlockt in holder Gestalt urewige Götter:
Wird nicht ihm, den Götter geschmückt mit himmlischer Anmuth,
Auch sich neigen einmal der Schönheit göttliches Urbild? —
Und so wie es geschieht, daß oft bei eifrigem Suchen
Wir ein Anderes finden, als was im Traum wir ersehnten,
Doch kaum minder an Werth, und mehr mit dem Leben im Einklang,
War er Thalattis begegnet, der hoheitstrahlenden Jungfrau,
Schön, wie Phryne, und wie Antigone makellos sittsam;
Und so standen sie Beid' in Seh'n und Staunen versunken,
Denn so schön war nie ein Knab' erschienen dem Mädchen,
Nie so schön ein Mädchen dem Blick des Knaben begegnet.

Und sie wurden vertraut im Lenze des knospenden Lebens,
Da so gerne das Herz sich erschließt dem schwellenden Herzen,
Nur die Armuth stand, ein Wächter, vor'm Thore der Hochzeit. —

Damals lernte den Künstler Praxiteles Kallophil kennen,
Jenen Göttergeliebten, des Skopas würdigen Folger,
Der mit neuen Gestalten von ungeahnetem Liebreiz
Griechische Städte bevölkert, schon damals groß und gefeiert.
Freunde wurden sie bald. — Praxiteles ahnte das Kunstwerk,
Das Natur hier erschaffen im schlanken, geschmeidigen Jüngling,
Und er hoffte zu kirren den Widerstrebenden, Scheuen,
Daß er den Reiz der Glieder, der blühenden, einst ihm entschlei're,
Und als Bacchos, Apoll ein herrlich' Modell ihm dann biete. —
Kallophil aber verehrte im Künstler den Schöpfer des Schönen
Und er liebte zu wandern im friedlichen Oelhain der Schule,
Hold die Stirne gekränzt mit dem schimmernden Rohr und am Arme
Seines berühmteren Freunds, in der Muße Genuß, und umduftet
Von dem zitternden Epheu, umlaubt mit dem Silber der Pappel
In des Frühlings Erscheinen, wenn leis die Platane und Ulme
Flüstert im Zwiegespräch.
Da begann Praxiteles oftmals
In das lauschende Ohr des jüngern Genossen zu flüstern:
Wie er einst bilden ihn wolle, so schön, wie Phöbos Apollon;
Viele Talente Silbers vermög' er dem Freund auch zu reichen,
Daß er sodann als Braut heimführe die schöne Thalattis. —
Aber in unerklärlicher Scheu verharrte der Knabe,
Sagend, er heg' ein Gefühl des Grauens, sich selber im Marmor,
Wenn auch verherrlicht, zu seh'n; er meine, er sei dann des Todes
Nimmer entrinnende Beute, und ach, nach dem Reiche der Schatten
Heg' er noch gar kein Verlangen; viel lieber Kallophil oben
Wünsch' er zu bleiben, als drunten Achilles und Herrscher der Schemen!
Siehe, da raschelt durch's Laub ein Lacertchen, behende und schillernd,
Zierlich und grün und mit gold'nen Pünktchen besät und mit Flecken;
Furchtsam gar nicht, belauschte das Erchen die plaudernden Beiden.

Und Praxiteles sprach: „Nun, glaubt' ich an Zeichen von oben,
Dieser Teiresias müßte mir deuten Dein künftiges Schicksal,
Weil im Moment er erschienen, da Du so gewichtiges Wort sprachst:
Nennt doch das Volk die Lacerten: Verkünder der Zukunft, Propheten!
Droht ihm vom Marmor Gefahr? Sag', Unthier, an, Du geschwänztes!?"

„Läuft sie die Eiche hinauf, zu der sie soeben sich wendet,"
Also der Knabe, „dann komm' ich zu Dir!" — Fort schnellte das Thierchen!
Herzlich lachte der Schöne und rief: „Das Schicksal, es will nicht,
Daß Du mich Aermsten versteinst!" —
„So mußt Du ein Ernstes beginnen!"
Sprach Praxiteles ernst. — „Nicht kannst Du die Jugend verschlendern,
Aehnlich dem Müßiggänger, der walddurchwandelnd sein Lied pfeift.
Willst Du Thalattis zum Weib, bemühe Dich, wähl' Dir ein Handwerk!"
— Kallophil streckte sich schmollend hinein in das wuchernde Farnkraut,
Zwischen die helleren Fächer und Blüthenbüschel des Salbey,
Gelb und seltsamen Duftes. — „Ein Handwerk, sagst Du, ein Handwerk!"

Aber Praxiteles sprach, der unerreichbare Künstler:
„Wohl, das Handwerk, That der Barbaren, verpönen die Griechen,
Doch, mein Kallophil, ziemt sich's denn, ewig zu träumen, dem Jüngling?
Unbenutzt zu lassen der Eltern und Götter Geschenke,
Die in uns nur schlummern, die leicht ein Versuch doch wachruft.
Raffe Dich auf und beginn' und vollend' ein Großes!" —
„O Meister!
Wer bei kleinlichem Thun und gemeiner Arbeit die Tage
Hinlebt, ihm in der Brust kann ebensowenig ein hoher
Sinn und der Muth der Jugend erblühen, als je in der Seele

Dessen, der Rühmliches treibt und Edles, ein kleinlicher Geist und
Niedere Denkungsweise hochwuchernd zu sproßen vermögen!
Meine Bestimmung ist einzig, vom Schönen zu suchen das Urbild!
Ohne Leiden erringt kein Ruhm sich, doch was ich erdulde
Auf der Fährte des Schönen, im Kampf — schon das ist das Schöne!
Denn, Praxiteles, bin ich nicht immer ein Sucher des Schönen?
Dies ist Zweck auch des Lebens!" rief Kallophil, höher erglühend.
„Viel ist des Schönen auf Erden und wiederum, Freund, auch zu wenig:
Viel für den, der leichthin das wechselnde Leben hindurchstürmt,
Der den Becher, die Fraun, Gesänge, Gemälde und Bildwerk
Hinnimmt, wie er sie findet! Doch wer von dem Allen das Schönste,
Auserlesenste sucht, der ist für sein Leben beschäftigt!
Nicht, Praxiteles?" —
„Nein! Du willst nur genießen, nicht schaffen,
Ewig bleibst Du Empfänger und niemals wirst Du ein Geber!"
— So der Bildner darauf. „Du gleichst, beim Zeus, den Gefährten
Jenes Ulysses, von dem uns Homer Unsterbliches kündet,
Die zu den Lotophagen, Genießern blühender Speise,
Strömung verschlug und Fluth und die Mißgunst nordischer Winde!
Wer nun des Lotos, süßer denn Honig, als Nahrung gekostet:
Nicht der verheißenen Heimkehr dacht' er, noch traulicher Rückkunft,
Sondern beim Sinnengenuß vergaß er der Freunde, der Heimath.
So verzehrst Du geistig und müßiggehend das Schöne! — —
Aber da fällt mir ein anderes Märlein des guten Homer ein,
Laß es mich schleunig erzählen, zu Nutzen vielleicht Dir und Frommen
Und mir ist nicht bekannt, daß mir gleich es Einer gedeutet!

Nun denn: Entronnen dem Sturm und dem Anprall tückischer Meerfluth
Warf das schwebende Schiff des Ulyß bei Trinakrien Anker.
Da war Helios' Trift; breitstirnige, üppige Rinder
Weideten dort zugleich mit vliessigen, trefflichen Schafen.
Sieben Heerden nun waren der Schafe und sieben der Rinder,
Fünfzig in jeglicher Heerd', und niemals mehret sie Anwachs,

Nie auch wird kleiner die Zahl; zwei Göttinnen haben die Wacht dort,
Herrlich gelockte Nymphen, Lampetia und Phaethusa,
Töchter des strahlenden Gotts und Neära's, edelgeboren.
Nun war Ulyssen verheißen mit allen Genossen die Heimkehr
Von Teiresias drunten im traurigen Reiche der Todten,
Falls sie, von widrigem Winde gebannt an Trinakria's Küsten,
Nimmer erschlügen die Heerden, zu stillen den quälenden Hunger
Doch wer sich immer verginge an Helios' Thieren, erschaue
Ithaka nie! — Nur thöricht ertheilen die Seher den Wahrspruch,
Wissen sie doch, daß die Menschen, trotz Warnung, vollenden ihr Schicksal,
Blind dem Triebe gehorchend und rennend in's eig'ne Verderben.
Sie erschlugen die Heerden — und Helios drohte dem Zeus dann,
Würd' vollgültig nicht Buße, zu leuchten fortan nur den Todten!
Aber sie schlugen die Heerden — und Zeus zerschmettert' ihr Fahrzeug. —
Schuldlos, einsam, gelangte Odysseus gen Ithaka endlich. —
— Kennst Du den tieferen Sinn und ahnst Du der Heerden Bedeutung?"
Jener verneint es. — Praxiteles d'rauf: „So laß' Dir es melden:
Siebenmal fünfzig der Rinder und siebenmal fünfzig der Schafe,
Die breitstirnig schön und jene in dunkelen Vließen,
Sind dreihundertundfünfzig der Tage und Nächte des Jahres,
Helios eigen, der Sonne, die Alles erblickt und erkennet. —
Weihest die Tage Du wohl der Arbeit, dem Schlummer die Nächte,
Wirst an ein Ziel Du gelangen, ein herrliches, heiß auch ersehntes;
Tödtest Du albern die Zeit, so magst Du wohl Wen'ges vollenden:
Aber nur spät, unglücklich, entblößt von allen Genossen,
Nämlich von Reichthum, Kindern, verlassen vom eh'lichen Weibe,
Von den Freunden verkauft, schiffbrüchig im Meere des Lebens
Deinem Ithaka nah'n, es sei, wo es sei auch gelegen!"
. . . .
— Lange schwieg nun der Künstler und Kallophil sann nun auch lange,
Wendend, empfänglich im Geiste, die Deutung des kindlichen Märleins.
Endlich rührte das Kinn dem Praxiteles flehend der Jüngling,

Fassend zugleich ihm die Rechte und sprach: „So nimm mich zur Werkstatt.
Lehre mich kneten den Thon und mich zwingen den trotzigen Marmor,
Und aus korinthischem Erze hellenische Götter zu formen.
Willst Du, Gütiger?“
„Komm, versuche die Kraft!“ — So der Bildner. —

Und mit Praxiteles ging der Knabe. — Geräumige Hallen
Nannte sein eigen der Künstler. Die Werkstatt war ihm gelegen
Nah bei dem Dipylon, das sanft vom Piräus zur Stadt führt,
Und sie gingen vorbei am Parthenon droben, der prangend
Stand, wie ihn baute Iktinos und Phidias schmückte mit Göttern,
Ruhiger Würde und Stille, den Leidenschaften enthoben,
Denn die eigene Seele, die große, gab Phidias Jenen.
Nun trat Kallophil plötzlich vor Kinder des neueren Künstlers,
Sohnes erregterer Zeit, und Staunen erfüllte das Herz ihm! —
Hier auch war Adel und Größe und Reiz der Erfindung und Schönheit,
Aber dort oben im Giebel, da thronten unnahbare Götter,
Und hier athmeten, lebten, so schien es, lebendige Menschen.
Näher tretend erblickte der Knabe den Gott Dionysos,
Herrlich und epheubekränzt, ein reizend gebildeter Jüngling —
Hold erröthend erkannte der Knabe im Gotte sein Antlitz.

Auch ein Satyr war da in zartaufblühender Jugend,
Ein Narkissos am Wasser, ein süßer, versunkener Schwärmer,
Träumerisch, wie sich der Jüngling selbst oft am Quell überraschte,
Wenn er sich endlich erweckte aus stundenlangem Geträume,
Weichem Sichselbstvergessen und süßester Weltentfremdung!
Hier auch rasen Mänaden, umschlungen von frechen Silenen,
Dort wird Persephoneia geraubt vom König der Todten.
Ach, und hier ist Eros, der Herrscher der Menschen und Götter,
Aus pentelischem Marmor; vergoldet sind Pfeile und Flügel.
Sinnend blickt er zu Füßen und schelmisch, als woll' er sich fragen:

„Wen doch, wen doch verwund' ich nun wieder von Allen den Schönen?"
Fließende, wellige Linien, weiche und knospende Formen
Waren dem Eros gegeben; man brauchte ihn nur zu erblicken,
Und schon stahl sich das Gift durch die Seel' und den bebenden Körper. —
Seiner Gestalt nach der Kleinste, beherrscht als der Größte die Welt er!
„Zeus, Allmächtiger, hilf!" — Und Kallophil barg schon die Wangen,
Hocherglühend vor Scham, in den heißen, erzitternden Händen,
Die er vor's Auge, geblendet, doch hingerissen auch, legte.
„Liebling des Zeus, Aphrodite, hier stehst Du in schämiger Schönheit,
Nackt, zum Bade bereit, sowie nach den Werken der Liebe,
Oder, wie vor den Werken der Liebe begehrend die Kühlung;
Knidische Aphrodite, holdseligste Göttergestalt Du!
Ist das ein marmornes Auge, so voller Verlangen und Sehnsucht,
Ach, und empfindest Du nicht, so ganz zur Empfindung geschaffen?"

. . . .

Schwül ward dem Jüngling. Ihn überkamen die alten Dämonen,
Die stets unruhvoll vom Genuß ihn trieben zur Sehnsucht,
Und er frug: „Wo ist Schönheit? Schönheit, wo bist Du? Wo bist Du? —
Heiliges, hier ist's verwendet, die Sinne zu reizen, zu wirren:
Heiliges brauchen, das heißt, es entweih'n! Und heilig ist Schönheit!" —
— Rief's! Und warf den Mantel sich um und floh aus der Werkstatt. —

Lange durchirrt er die Straßen, ein geistig und sinnlich Erregter,
Scheu, wie ein flüchtiges Reh, das verfolgt von der bellenden Meute,
Floh er dahin, die Menschen vermeidend, ausweichend Bekannten!
Einen Tempel ersah er nun, leuchtend vom ragenden Hügel,
Myrthen- und rosengeschmückt, geheiligt der Aphrodite.
Diesen betrat er in Hast und sank auf die Stufen des Altars,
Betend: „O, sende mir Schönheit, wahre, nie wandelnde Schönheit,

Heilige Aphrodite, Beglückerin sterblicher Menschen!
Schönheit, die nicht verwirrt und nicht mit Wünschen erfüllet,
Die, nie wechselnd, besteht im ewig wechselnden Zeitlauf!" —
Siehe, da raschelte wieder hervor aus den Fugen des Marmors
Ein behäbiges Erchen und klomm hinauf an der Säule
Zwischen dem Rosengewind', und als es nach oben gelangt war,
Fiel eine blühende Rose zu Füßen des Betenden nieder.
„Sei mir ein günstiges Omen!" so rief er und floh mit der Rose. —
Träumend am leuchtenden Tag entschritt er nun schwankenden Fußes,
Der ihn hinaus vor das Thor, wie gewohnt des täglichen Weges
Zu Thalattis trug. — Aufjauchzte die herrliche Jungfrau,
Als ihr der Knabe die Rose zugleich mit dem herzlichsten Gruß bot.
Aber sie merkte alsbald Verstörung im Auge des Jünglings,
Denn allsehend ist Liebe, so lange sie dauert:
„Was ist Dir?
Sag' mir's, mein Freund! Unheimlich erglühet in Feuer Dein Auge,
Und Du bist nicht, wie sonst. — Hat irgend ein Unglück betroffen
Meinen geliebtesten Freund?" — „Wie kann mich betreffen ein Unglück,
Da nicht Du mir geraubt, die ich einzig auf Erden besitze?
Willst Du mit mir in's Freie hinaus an das funkelnde Meer geh'n?
Siehe, Dein Mütterlein schläft, es wird so bald nicht erwachen,
Wie ich es kenne. So komm'. Es plaudert sich besser da draußen!"
— Eilig mit Spangen befestigte nur ihr Gewand noch Thalattis,
Band die Sandalen sich fest an die kleinen, leuchtenden Füße,
Und dann jubelten auf die Beiden, wie glückliche Kinder,
Einten die Hände und wanderten Stunden in traulicher Eintracht.

Und so gingen sie hin, vorbei an der Grotte der Nymphen,
Wo mit Murmelgeräusch der Kephissos über den Grat stürzt,
An zwei mächt'gen Platanen vorbei, durch dunkles Gehölze,
Folgten der schaurigen Schlucht und der Windung der felsigen Ufer,
Bis auf den Weg sie gelangten, der führt Athenwärts von Chalkis.
Herrlich lag sie nun da, die gold'ne, athenische Eb'ne:
Herzu winkt, tiefblau, der Hymettus in scheidender Sonne,

Wenig mit Schnee noch bestreut, und hinzu grüßet der Parnes,
Musenbewandelt, im Licht, dem sinkenden, purpurn und golden.
Und der Pentelikon steht wie ein marmorgebildeter Tempel
Nach Kephisia zu und unter des Helios Abschied
Schwand, fast sichtbar dem Auge, der Schnee auf den Gipfeln zusammen.
Einsam ragete, groß, die Akropolis. — Weithin erglänzte
Ueber Eb'ne und Meer die Lanze der Pallas Athene. —
„Das," rief Kallophil, nieder sich werfend, „Thalattis, ist Schönheit!"
Ihn bewältigt' der Anblick. „Doch ach, ich kann sie nicht fassen,
Nicht umarmen, nicht drücken an's trostlos pochende Herz hier,
Ach, und nicht fühlen ihr eig'nes, den Schlag des Busens erwiedernd!"
Zürnend wandte Thalattis das Haupt ab, das golden gelockte,
Und sie schmollte mit Recht: „Suchst ewig Du, ewig doch And'res,
Sprichst von Umhalsung, Schönheit, breitest begehrlich die Arme
Aus nach der Sonne, dem Meer, den seligen Augen der Sterne,
Die doch nimmer erwiedern das liebende Grüßen Dir können,
Und nichts können dafür, daß sie herzlos Götter erschaffen!
Wär' es nicht besser, Du suchtest ein Gutes und Schönes auf Erden,
Das Dich fördert, Dir nützt, Dich hebt in den Augen der Mutter,
Auf daß bald sie gestatte, daß heim Du führest Thalattis?
Dies wär', Liebster, wohl gut!"
— „Praxiteles sagte ein Gleiches,
Süße Thalattis, noch heut'; ich aber, ich bin nur ein Träumer
Und ich verlange vom Traume, er solle das Wirkliche werden!
Hat er Talente Silbers mir heut' doch, Thalattis, versprochen,
Wenn ich —" ... „Nun wenn Du" ... „Wie sag' ich's, Thalattis, nur sonder Erröthen?
Wenn er in Marmor —" „Und Du, Du Narr, Du hast es verweigert?"
„Ja! ich hab' es verweigert!" — „Du Thor, und Du sagst noch, Du liebst mich!
Könntest bei künft'gen Geschlechtern erwerben unsterblichen Nachruhm,
Die da sagen: O seht das herrliche, marmorne Bildwerk,
Das war Kallophil einst, der Liebling der schönen Thalattis!

Könntest erwerben zugleich Thalattis, die Liebste, und Reichthum,
Aber Du hegst nur Grillen und achtest sie mehr, als Dein Liebchen!"
— Und sie weinte. Doch Jener, begütigend, sprach: „O Geliebte,
Siehe, es ist der Leib der Behälter der göttlichen Seele,
Sowie das Grab und der Sarg der Behälter des sterblichen Leibes.
Mir widerstrebt's in der Seele, der Seele göttliche Hülle
Bloßzulegen dem Auge, so daß es die Seele erkenne,
Oder sie gar zu verkaufen, der Neugier der Spätern zur Freude!"
„Glaubst Du, o thörichter Knabe, Dein Göttergeschenk sei ein ew'ges?
Was Du als Heiligstes hegst, es zerrinnt Dir unter den Händen!
Schöne des Körpers, sie gleicht den meisten Freunden des Lebens,
Abtrünnig werden sie bald und ziehen gesonderte Wege,
Aber ein liebendes Weib und ein Haus und sonstiges Gut noch,
Echtester Freundschaft gleich, erlangt ohne Müh, bleibt im Tod noch!
Ewig rufst Du der Schönheit, siehe, sie wohnt bei Dir selber;
Ruf' nicht, was nutzlos, herbei, benütze Dein eig'nes Besitzthum!
Freilich, ich bin Dir ein Nichts!" —
— „O süße, geliebte Thalattis,"
Rief mit Thränen im Auge der leichtverwundete Jüngling,
Zog sie hernieder in's Gras und küßte ihr Wangen und Stirne,
Drückte das lockige Köpfchen sich sanft an die Brust und begann so:
„Wahrlich, ich bin wie Narciß, die arme begehrliche Seele!
Ach, nicht lassend vom eigenen Ich nimmt Schein sie für Wesen,
Und sie zerfließt in der Selbstlust; sühnend dies Alles im Tode,
Wenn sie als duftende Blume nun wieder vom Lichte begrüßt wird.
Aber ein Anderer werd' ich, Thalattis, und Alles wird gut noch!"

Heimwärts gingen die Beiden nun schweigend. Es fielen die Schatten
Hinter ihnen zurück und lächelnd ersah noch die Sonne
Wie zu einander sie oft sich neigten, die Schatten, und küßten.
An der Schwelle des Häuschens, da drückte der scheidende Jüngling
Einen Kuß auf die Rose am Busen des glühenden Mägdleins,
Und sie faltete drüber die Hände, als sollte bewahren
Still in der lauschigen Nacht die Rose den Kuß des Geliebten! —

Und es verstrichen die Tage. Praxiteles bildete Phryne,
Jene vollendete Schöne, gefährlich selbst richtenden Greisen,
Herrlich in Marmor. Thalattis erwartete still ein Ereigniß,
Das den Kallophil ihr als Gatten bescheere. — Der Träumer
Wanderte weltverloren umher am Klippengestade
Und es wuchs ein Gedanke ihm auf und rankte sich wuchernd
Um sein Fühlen und Thun, wie Epheu die Säule umstricket:
Irgend ein Herrliches schaffen, das wollt' er und ein ihm hauchen
Ganz seine Seele, und ginge darüber die Seele verloren,
Ginge sie über in Jenes, so daß sie nur lebe im Kunstwerk,
Sei auch er selber vergessen, verloren und gänzlich verschollen!! —

. . . .

Oftmals kam er zum Hause des herrlichen Mädchens Thalattis,
Und oft ging, wenn er kam, ein herakleotischer Kaufmann
Fort von der Schwelle. Mit Mißtraun, schlecht verhohlenem Aerger
Sah er den Fremden umschleichen und scheiden, sowie er sich nahte.
Bucklig war der Krämer und häßlich von Antlitz und Bildung,
Und Nichts war so verhaßt dem ewigen Sucher des Schönen,
Als aesopische Mißgestalt, ihm Bild auch des Innern!
Und so wich er ihm aus, wie giftigem Kraut und der Schlange.
Doch er dachte nichts Böses und frei war die Seele von Argwohn,
Denn er schloß auf die Seele vom lieblichen Aeußern Thalattis',
Und nicht vermocht' er zu glauben, das Häßliche wirke auf's Schöne. —
Aber er warf sich auch vor, die Thalattis genug nicht zu lieben,
Nein, nicht genug ihr zu zeigen, wie innig er, wahrhaft sie liebe,
Als die herrliche Stufe zur letzten und traumhaften Schönheit,
Die ihm, so sprach er seufzend, doch nimmer auf Erden begegne.
Und er eilte am Morgen zum Markte, wo Kränze und Tänien
Lächelnde Mädchen ihm boten zum Kauf und gerne dem Käufer
Mit der Tänie, dem Kranz, sich selbst noch gaben zu eigen.

Und er trug das Geschenk voll Freude zur schönen Thalattis,
Drückt' es der Sitte gemäß sich selbst erst in's duftende Hauptthaar,

An verlassenem Ort, wo unbelauscht er sich glaubte.
„Ja, den Liebenden,“ rief's nun hinter ihm spöttelnd, „verräth doch
Stets das fallende Blatt aus dem Kranz, im Gewande verborgen.
Denn die entsinkenden Blätter, sie gelten als Zeichen der Liebe!“ —
Kallophil wandte sich um. — Sieh, Gibbus, der bucklige Kaufmann
War's, der mit höhnisch verzogenem Mund die Worte gerufen. —
Aber der Knab' enteilte. Ihn zog's nicht zu weitern Gesprächen:
Konnt' er dem Wohllaut horchen doch bald aus dem Munde Thalattis'.
Als er nun schied von dem Mädchen, das hocherfreut war und dankbar,
Kam ihm ein schlimmer Gedanke. — Der bucklige Gibbus umschlich noch
Immer das Haus. So that er, als bög' er zum Hafen den Weg ein,
Schlich nun selber zurück, und ein Lorbeerbäumchen verbarg ihn.
Und so konnt' er nun sehen, wie zögernd der Höcker herantrat
Und aus dem Hausthor bald das Mädchen sich zu ihm gesellte.
Gleich begann auch der Fremde zur Blonden die spottenden Worte:
„Wahrlich, das nenn' ich Geschenke, zu werben um magdliche Liebe,
Einen getragenen Kranz, noch duftend vom Salböl des Trägers,
Kündend, so möcht' ich Dich tragen auf Händen den Staubpfad des Lebens;
Oder angebissene Aepfel, in denen die Zahnspur
Hieroglyphisch vermeldet: Es dürstet nach Dir meine Liebe,
Theile doch mit Deine Schöne, so thun es auch Früchte und Blumen!
Lockt Dich der alberne Tand?“ —
„Geheiligt ist jegliche Gabe,
Die dem Empfänger verkündet die endlose Liebe des Gebers!
Freilich, Du achtest den Kranz nicht, den vielbedeutenden, wär' er
Dichterlorbeer sogar, Preis edlen olympischen Wettspiels! —
Und in den Apfel vergebens bemühst Du Dich Hieroglyphen
Einzudrücken! Die Zeit biß längst Dir den vorderen Zahn aus!“ —
— Hellauf lachte das Mädchen und zeigte die blendenden Zähne
Hinter den rosigen Lippen, daß blitzend ein Schein durch den Hof fuhr,
Aber die Lippen biß sich blutig der bucklige Schmäher.
Wieder begann er nun also: „Geheiligt ist jegliche Gabe,

Die dem Empfänger verkündet die wirkliche Liebe des Gebers!
Und Dich befriedigt ein Kranz und ein billig zu habender Apfel!
Was nun würdest Du sagen, da heilig Dir jeglich' Geschenk schon,
Send' aethiopische Sklaven ich her Dir mit Körben und Kisten,
Irdenen Hydrien auch, gefüllt mit mendäischem Weine,
Und in den Kisten und Kasten, was immer Indiens Waldung
Zeuget an seltenem Holz, an Elfenbein und Gespinnsten,
Köstlichen, und die Gefilde Arabiens an Narden und Salben?
Alles, was wandernde Schiffe gelandet von stürmischen Küsten,
Send' ich Dir freudig in's Haus, willst Gattin Du sein mir und Hausfrau!"
Sieh, wie ein Schatten flog's jetzt über das Antlitz des Mädchens,
Und in ihr Herz fiel zersetzend das Gift der verführenden Rede.
Aber sie lächelte noch, fand Kraft, wie im Scherz zu erwidern:
„Zweierlei Pfeile hat Eros im schwerbeladenen Köcher,
Beide verschiedener Kraft. — Der scheucht und jener erzeugt Gluth,
Der sie verscheucht, ist stumpf, und Blei ist verborgen im Rohre:
Diesen entsandte der Gott mir für Dich, Du thörichter Werber,
Und ich kann Dich nicht lieben, selbst wenn ich selber es wollte!
Aber mit jenem durchbohrt' er den Kallophil und die Thalattis!" —
Nun der Bucklige drauf: „Selbst Eros läßt sich bereden,
Daß er um Opfer und Gold den anderen Pfeil auch versende!
Siehe, ich will nur Dich selber, Dein Herz kannst Du füglich behalten
Noch vorerst, doch wanderst mit mir Du zur traulichen Heimath,
Wo Dich ein prächtiges Haus, und was ich vorher Dir gepriesen,
Soll als die Herrin empfangen, dann kommt mir Dein Herz schon von selber!
Nimmer ermannt sich Dein Freund zu einiger That noch im Leben,
Immer denkt er an sich, und nur der Gespinnste des Hirnes,
Die er sich spinnt, wie die Parze den Faden des Lebens verspinnet;
Doch ich weiß, er schneidet sich selber ihn kürzer, den Faden,
Durch sein Sinnen und Träumen; den Mann erhält nur die Thatkraft,
Arbeit nur und der Handel und füllt ihm mit Segen den Hausstand. —
Drunten im Hafen, da liegt vor Anker mein stattliches Fahrzeug,
Längst schon hab' ich der Mutter Wort. — Wir segeln noch heute,

Du, die Mutter und ich. Sieh, Glück verleiht auch der Reichthum,
Nicht nur die Liebe der Armuth; klug sei, Thalattis, und folge!
Willst Du, so eil' ich zum Hafen und ordne den Rudrern die Heimfahrt,
Eile dann nochmals zurück, und — find' ich die Pforte geschlossen —
Nie mehr siehst Du mich wieder, ich weilte um Dich schon zu lange!
Aber ist offen die Thür', so nehm' ich's als günstiges Zeichen,
Gehe zum Strand, Ihr folgt; allein, daß Keiner es merke;
Und dann vertrau'n Poseidon wir an das hoffende Leben.
Reich' mir die Hand, als Zeichen, Du wollest Dir's wohl überlegen!" —

Kallophil sah und hörte den Vorgang trauernd: „Ihr Götter,
Nun reicht gar sie die Hand, die Rechte; er streichelt sie lange,
Aber nun wendet er sich!"
Gelehnt an den schattigen Lorbeer,
Stand mit erhobenem linken Arme der lauschende Jüngling,
Auf den rechten Fuß sich stützend, die bebende Rechte
Hielt ein kleines Stilet aus bläulichem Stahl, das er immer
Bei sich trug; er stieß es wohl zehnmal dem Lorbeer in's Mark schon,
Um sich zu üben, wenn nun er's stieße in's Herz dem Kaufmann.
Auch ein Lacertchen war wieder hinauf an dem Stamm geklettert
Und er hatt' es im Lauf erreicht und gespießt an den Lorbeer —
Nun entzog er die Klinge, das Thierchen fiel leblos zu Boden. — —
Während des Zwiegesprächs der Beiden erwog er im Geiste,
Ob er den Kaufmann gleich ermorden solle und ob er
Werde das Zeichen erharren der Thüre, gesperrt oder offen,
Um zu erproben, ob treu ihm sei das herrliche Mädchen.
Diese Entscheidung erschien dem Zweifelnden endlich die Beste:
Abzuwarten den Abend und dann als ein Richter zu handeln.
Wie vor nahendem Sturm das Meer, nun ein Spiegel, sich kräuselt,
Welle um Welle sich hebt, und die blendenden Zähne der Schaum zeigt,
Bis im Windstoß plötzlich zerstörend das Chaos hereinbricht,
Also wandelt er hin zuerst mit verhaltenem Grimme:
Höher dann hob sich die Brust, wie Elfenbein und wie Marmor,

Und Verwünschung und Flüche nun gegen das Weib und die Liebe
Stieß er aus und zerschmolz, wehklagend, in heftige Thränen:
„Aphrodite und Eros, Ihr seid mir die grausamsten Götter,
Immer liebt zu zerreißen Ihr Herzen, die Euch nur geweiht sind!
Habt Ihr, o Götter, das Weib so zauberisch schön nur gebildet,
Daß um so sich'rer der Mann zerschelle am Fels der Sirene!
Flößtet Ihr ein der Schönheit Gier nach Besitz und nach Reichthum,
Weil Ihr dem ärmlichsten Manne die heißeste Liebe gegeben,
Daß der Hoffnung bar er sei und der Lust nach Erhörung?"
.... Also klagt' er und lenkte die Schritte zur Schwelle Thalattis'.
Offen stand noch die Thür', zum Glück wie zum Tode der Eingang.
. . . .

— O, wie lagerten schön sich diesen Abend die Berge
Der aeginetischen Insel und dann des ferneren Isthmus
Ueber den Spiegel des Meers; und Salamis schwamm auf den Wogen,
Wie einst zur Heldenzeit, da Griechen erschlugen den Perser,
Und vereint sich erhob das nun zerklüftete Hellas!
In das nachtende Blau, auf Marmor gleichsam gezeichnet,
Hob die ragenden Säulen der Parthenon, einzig und herrlich;
Zwischen die Säulen, die dunklen, schob sich ein Ausschnitt des Himmels,
Und in dem Blau, so begrenzt, erfunkelten leuchtende Sterne ...
.... Um die Stunde zog Thalattis, gefolgt von der Mutter,
Wie ein fallender Stern vom Himmel der traulichen Wohnung
Strandwärts. — Kichernd empfing sie der Bucklige. Siegerin bleibt doch
Ewig die gold'ne Verführung. Es schwebten die magdlichen Füße
Ueber das Brett in das Schiff, und die Hand bot lenkend der Kaufmann.
— Als die Mutter nun auch im Fahrzeug saß, und der Räuber
Setzte den Fuß auf das Brett, um dann zurück es zu stoßen —
Hob aus dem Schatten des Schiffs sich bleich der verrathene Jüngling,
Wie die Erinnye schüttelnd die Schlangen des lockigen Hauptes,
Zückte den Dolch nach dem Mann — aufschrie die thörichte Jungfrau!

Nieder fuhr schon der Stahl — doch jählings gehemmt vom Gedanken
Hielt der zückende Blitz — der Dolch fiel weitab in's Wasser,
Und es erscholl in die Nacht die zürnende Stimme des Jünglings:
„Fahret denn hin! Fahrt wohl! Ihr seid nicht werth mir der Mordthat!
Fahrzeug, stoße vom Strand, beladen mit all meiner Hoffnung!
Hisset die Segel und fallt, Ihr Ruderer, singend im Takt ein!
Leuchte, silbern beglänzt vom Monde, Du Träger des Wimpels!
Nicht sei Charon's Nachen das Schiff, das Euch birgt, und geleitend
Pforten des Hades zu! Es führ' zu glückseligen Inseln!
Agathetyche, die Göttin des guten Erfolges, sei mit Euch!
Χαιρε! fahr' wohl, Thalattis!“
Am Busen der Mutter verbarg sich
Weinend das Mädchen. Das Schiff stieß ab und bald war's verschwunden!

Einsam nachtet der Strand. — Und Kallophil fühlte sich einsam,
Völlig, als sei er allein mit dem Meer und dem herrlichgestirnten
Himmel, den Bäumen, den Blumen, und sonst kein Mensch auf der Erde.
Höher stiegen die Wellen und netzten den Sand ihm zu Füßen,
Und sie sangen ihm zu ein nievernommenes Traumlied:
„Schönheit ist nur ein Schleier, der Unvollkommenes zudeckt,
Unvollkomm'nes des Geist's und Unvollkomm'nes des Herzens!
Mag auch die Schönste Dir treulos sein, Dir bleibt doch das Schöne!
Suche das Schöne mit Macht und solltest Du selbst Dich verlieren!
Wenn selbst das Schöne verginge, so bleibt doch die Liebe zum Schönen,
Und die Liebe, sie würde wieder das Schöne erzeugen!“
— Also sangen die Töchter des Meeres, die Okeaniden,
Hebend die Hälfte des Leibes empor aus der salzigen Meerfluth. —
Und der Jüngling hörte die Worte der Okeaniden.
Um den Busen zerschmolz ihm die eisige Rinde der Wehmuth,
Daß er in Thränen zerfloß, erlösende, lindernde Thränen:

„Liebliche Töchter des Meers, umeilet mir schützend das Schifflein,
Das mir in's Weite die Täuschung trägt mit der Täuschenden selber!
Ja, Ihr habt Recht! Vollkommenes sucht' ich; Vollkommenes war's nicht,
Nur Dein Aeuß'res war schön, Thalattis, und unschön die Seele!
Aber die glänzende Form muß bergen den herrlichsten Kern auch;
Hesperidenäpfel allein sind werth der Bewachung
Durch den nieschlafenden Drachen, und werth nur des Raubs des Herakles! —
Oft in der ärmlichsten Schale mag schlummern die Perle, die preislos,
Aber die prächtigste Muschel umschließt oft ein wiedriges Schalthier.
Auf denn! Und kannst Du nicht außer Dir selber Vollkommenstes finden:
Bilde Dich selbst zur Vollendung, daß Einer, der suchet, sie finde!
Mache zum Kunstwerk Dich selbst, daß schön und wahr auch zugleich sei!"
Er schritt hin, ein Ruhiger. — Tage vergingen und Monde.
Kallophil aber besuchte Palästren, die gliederverschönend,
Rang mit den Besten und fuhr dahin auf der staubigen Wettbahn.
Kränze, als Siegspreis, fielen auf's lockige Haupt ihm nieder,
Und im Verkehr mit den Weisen erschien er bald selbst als ein Weiser.
Plato lehrete damals, ein Fünfzigjähriger; weither
Kam er gereist und er sprach vom Wesen der Dinge und suchte
Mit den gelehrigsten Schülern zu lösen das Räthsel der Schöpfung,
Und des Sokrates Geist saß unter den Platanen mit ihnen,
Jenes Wahrhaftigen, der den Schierlingsbecher getrunken. —
Und er lernte begreifen, was Herakleitos geschrieben,
Was der Samier sprach, Pythagoras, herrlichen Nachruhm's;
Hörte vom Werden und Sein; dem Wettstreit der Elemente,
Und bald war er des Meisters Liebling vor allen Genossen,
Denn zu der schwierigsten Frage fand bald er die treffende Antwort.
Musiker sucht' er dann auf und lauschte melodischem Rhythmus,
Und durchwandelte sinnend die blühenden Gärten der Dichter:
Hesiod's mahnender Sang, Theognis, die glühende Sappho,
Waren ihm schützende Geister: vor Allen der blinde Homeros,
Der so viele der Blinden des Geistes sehend gemacht hat!

Im Theater auch saß er, bewältigt von ew'gen Gestalten,
Die von Aeschyl und den andern gleich Sternen unsterblichen Sängern
Waren geformt aus dem Mythos, wie Götter des Skopas aus Marmor,
Und die Akropolis blickte herein in das off'ne Theater! —

— Aber das Schöne, das unermüdlich der Strebende aufnahm,
Machte ihn herrlich und schön; sein Auge strahlte gleich Sternen,
Die aus der nächtlichen Wölbung herniederhängen wie Ampeln;
Und sein elastischer Gang war ähnlich dem Wandeln der Götter.
Schritt er die Straßen hindurch, so wiesen die Männer und Frauen
Ihn sich einander mit Scheu und Ehrfurcht, still sich verneigend.
„Das ist Kallophil," hieß es, „der lieblichste Weise der Griechen!" —
Manches Mägdlein begehrt' ihn, doch wagt' es ihm Keine zu zeigen,
Denn abwehrend, unnahbar erscheinet ja stets die Vollendung!
. . . .
Und so kam ihm wohl Ruhe, — die Ruhe des Meers vor dem Sturme.
Frieden kam. — Doch war sein Herz ihm nimmer befriedigt,
Denn der Sterblichen Weisheit stand ihm auf thönernen Füßen,
Und was sollt' ihm das Schönste, allein, nicht getheilt und verschenket?
Immer tönt' ihm ein Märchen des göttlichen Plato im Ohre:
Vormals waren vereint noch der Männer und Frauen Geschlechter,
Liebstes war bei dem Liebsten und jedes war glücklich und selig.
Aber die Uebermüthigen trennte die strafende Gottheit.
Rastlos sucht nun die eine die and're verlorene Hälfte,
Sich erinnernd des Menschengeschlechts ursprünglicher Einheit.
Und so erging es auch ihm! — Wer kann auch sich selber genügen,
Sei er noch so vollkommen; er hegt doch im Herzen die Sehnsucht! —

In des Praxiteles Werkstatt weilt' er noch immer am liebsten,
Im Gespräch mit dem Künstler und selbst sich versuchend am Marmor!
Aber oft zerschlug er den Block, hinwerfend den Meißel!
Dann überkam ihn sein Dämon, Errungenes stellend in Frage:

Sehnsucht faßt' ihn, Verzweiflung und Lust, zu vergeh'n in dem Schönen,
Wie ihm am Meere gesungen die Okeaniden, die bleichen. —

Schlaflos liegt auf dem Lager er einst, umschwirrt von Gestalten:
— Und da rafft er sich auf. Wie traumverloren nun wandelt
Er durch die Stille der Nacht. Da hält er am Hause des Bildners.
Offen stehet das Thor. — Von drinnen winken die Götter,
Satyr und Eros und Pan und die himmlischen Aphroditen.
Schon umfängt den Träumer die säulenumgebene Aula
Und des gespenstischen Monds stillwandelnde Scheibe, sie schwebet
Ueber der Oeffnung, sendend die Pfeile versilbernden Lichtes
Auf die Wangen des Eros, den Busen der Göttin von Knidos.
Wundersam wird's um's Herz dem armen, verlassenen Knaben,
Und es ist, als entsänke ihm jegliches Leid von der Seele,
Sei er gelöst von den Banden des Körpers, der irdischen Schwere,
Und er athme die Luft mit bessern, unsterblichen Wesen.
Aber es drängt sich sein Herz empor auf die Lippen, er betet:
„Höre mich, Phöbos Apollon, und Ihr auch, Ihr anderen Götter,
Denn nicht Alle zu nennen ist Noth dem Flehenden! Höret:
An mir selber gebildet hab' ich; gerungen, wie Keiner,
Gleich Euch Hohen zu sein und selber zu werden das Schöne,
Meiner aber begehrt kein sterbliches Wesen der Erde!
Bin ich Eurer nun würdig und werth, zu heißen der Eure?
Leer ist, öde die Welt, sie birgt mir nicht, was ich suche,
Nehmt in die Eure mich auf; laßt werden mich selbst das Gesuchte,
Wunschlos, marmorkalt, so wie Ihr es seid, ewige Throner!

Glück und Jugend nehmt hin, und, wenn sie vorhanden, die Schönheit,
Alles opfer' ich auf, wenn jetzt Ihr von hinnen mich nehmet!
Liebet Ihr mich — o bezeigt es und führt mich hinweg in der Jugend,
Triff' mich, klirrender Pfeil von der Sehne des goldenen Bogens,
Der hinstreckt, daß frisch und bethaut noch erscheint der Getroff'ne!"
. . . .

Zwischen Säulen raget ein Baumstamm, Einiges höher,
Als des Jünglings Wuchs. D'rauf leget er sinnend die Linke,
Sanft auf den einen Fuß nur gestützt, und rückwärts gebogen
Etwas den andern. So ist er ein Sinnbild lieblichster Grazie.
Weich nun vom dunkleren Grund hob ab sich der sanfteste Umriß,
Wie die sich kräuselnde Woge sich abhebt vom sternigen Himmel.
Auch der Chiton entfällt ihm, zersprungen war längst dort die Spange,
Und er steht wie ein hehres, ein übernatürliches Wesen. —
Seitwärts neigt er das Haupt mit den weiblich gewelleten Haaren,
Die ein Stirnband hält, so wie es Göttinnen tragen.
Rosig erglänzet die Brust, die zarte; des Körpers Bewegung
Legt die Formen in Wellen, die leises Athmen hervorbringt;
Rundlich schimmern die Arme, gemacht zu heißer Umschlingung,
Und um die lieblichen Schenkel, mehr ähnlich der Bildung der Jungfrau'n,
Spielt seleuisches Licht und kost bis hinab zu den Füßen.
Aber ihm dünkt nun im Traume, vielleicht war's wirkliche Wahrheit,
Als erschien im Gemach der leuchtende Phöbos Apollon,
Unbeschreiblicher Schöne, unnahbar dem Aug', wie die Sonne,
Und da klirret vom Bogen der silberne Pfeil in das Herz ihm!
Kalt überläuft ihn ein Schauer, er fühlt seine Formen gerinnen,
Wie wenn Wasser zu Eis wird, und flüssiges Wachs im Erstarren.
Und es entschwindet allmählich ihm jeglichen Lebens Bewußtsein,
Daß er vergißt der Kindheit Zeit und der lieblichen Jugend,
Seine Eltern und Alles, was einst ihm das Leben versüßt hat.
Und jetzt vergißt er Chalattis, die Schöne, so schön und so treulos,
Nun das enteilende Schiff und das Meer und Athen und die Heimath,
Alles sinkt ihm zurück; so sinken die Dinge, wenn Schlaf kommt.
Aber ein letzter Schlaf ist dieser; in diesem vergißt er
Endlich sich selbst und den Drang, zu suchen die endliche Schönheit:
Selber nun ist er geworden ein Theil der Schönheit, die ewig.
Und er bleibt, wie auch gehen die wandernden Menschengeschlechter:
Griechen erfreut er und Römer und dann noch Vandalen, Barbaren,
Bis ihm im ewigen Rom ein unverletzliches Heim wird,
Wo er das Auge beglückt der vorüberwandelnden Menschen! —
. . . .

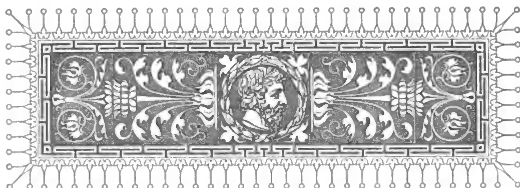
Leser, führe dahin auch Du Dein Kleinod des Herzens. —

. . . .

. . . .

Aber Praxiteles fand am Morgen vollendet ein Bildwerk,
Das er schon lange geträumt, doch hob, es zu bilden, den Meißel
Niemals der Göttergeliebte. — Es heißt ja, es schenken die Musen
Ungebeten dem Schläfer die herrlichsten Göttergeschenke, —
Und die schönsten Ideen, sie führen sich häufig von selbst aus!!
Andere zwar, sie meinen: es haben die weiseren Götter
Vor die Tugend gesetzt den Schweiß und so vor das Kunstwerk!
Aber wie ich es erzähle, in Wahrheit ist's so geschehen,
Denn mir hauchten die Musen die Kunde am Tag der Begeist'rung! —
— Nur ein Erlein schuf noch der Künstler gar täuschend am Stamme,
Weil der kleine Prophet einst genaht in gewichtiger Stunde. —
Mögen die Worte Homer's von mir auch einst flüstern die Musen:
„Ja, Du hast, wie der Sänger, mit Kunst die Geschichte gemeldet!"





Michel-Angelo.

[⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —]

In heil'ger Ruhe schlummert der Esquilin,
In seiner Kirchen mystischen Säulenschatten.
Kein Schritt verhallt auf kühlenden Marmorplatten,
In tiefen Schlaf sank jegliches Leben hin.
Es schwebt ein süßes Träumen der Poesie.
Kirchlein, um Dich, San Pietro in Vincoli.

Es spielt das Mondlicht Dir um die zwanzig Säulen,
Zu denen es sich durch die Arkaden stahl,
So wie ein Mönchlein lauscht vor des Klosters Saal,
Zur Zeit des Flügelschlages der nächt'gen Eulen,
Wenn plaudernd dort noch wenige Nonnen weilen.
Es wagt es nicht mit neckischem Spiel zu eilen,
Weil die Aebtissin zürnenden Schritts erscheint.
So wagt der Mond sich tiefer nicht vor in's Haus,
Denn aus dem Dunkel schimmert ein Glanz heraus,
Vom Winkel kommend, drin in dem Schatten sitzt
Ein Marmorbild, das jetzt noch zu schlummern scheint,
Aus dessen Augen, eben noch ganz versteint,
Gewaltig Leben und auch die Thräne blitzt,

Die Mitleid, Zorn, um's menschliche Thun geweint. —
Wie Einer, der im Schlafe Vergessen fand
Des wilden Wehes traurigen Erdenlebens,
Und den geweckt hat neidischen Feindes Hand,
Der nun sich hierhin, dorthin auch wälzt vergebens,
Des Nichtseins Land und jenes des Traumes sucht,
Der dem Erwecker, wild auch der Sonne flucht —
So hob sich nun das marmorne Bild empor!

Doch wieder wie ein Löwe, dem an das Ohr
Im Wüstensand die Stimme des Schakals dringt,
Der langsam sich der welligen Spur entringt,
Eh' sie mit ihm des Samums Gebraus verschlingt,
So hob sich nun das marmorne Bild empor! —

Ein Moses war's mit wallendem, weißem Bart,
Die Stirn gehörnt nach Jupiter Ammon's Art;
Wer's sah, der glaubt', er würde voll Zornes wettern
Und gleich dem Moses eherne Schrift zerschmettern;
Doch glich er mehr dem nordischen Helden Thor,
Und den Gestalten eddischer Göttersagen,
Als jenem Führer aus der Aegypter Plagen.

Der Marmorriese aber mit Jovis' Haupt,
In enger Haft so lange des Lichts beraubt,
Durchstieß das Dach und wuchs in den Raum hinaus,
Und vor ihm streckte Rom sich im Mondlicht aus.
Der Kirche Säulen wichen vor ihm und frei
Ersah er, wie der Lebenden Wandel sei.

Sah staunend unter blitzenden Sterngewölben
Sankt Peter's Kuppel unter dem Kreuz sich wölben,
Und in den Nachtraum flatternde Fahnen wehn;
Er sah noch seine Schöpfungen ruhmreich stehn,
Vergang'nes, Heut', Zukünftiges gleich entschleiert,

Den Namen fast wie den eines Gotts gefeiert,
Und Thränen, wie der Niobe Marmorwang',
Entrollten ihm, die Furchen des Aug's entlang:

„O, meine Zeit, der niemals ich schmeichelte,
Wo bist Du hin, Du Böse, so viel geliebt!
Und Du, von der Erinnerung Wollust giebt,
Vittoria Colonna, Du, Muse mir;
Du süßes Haupt, das niemals ich streichelte,
Kein Wort, kein Hauch als tröstenden Gruß von Dir?

O, mein Geschick, wie hast Du mir weh gethan!
Ich litt, was noch kein Sterblicher je ertrug:
Vom Zeus doch stammte Herakles, der besiegt
So viel der Ungeheuer, als ich bekriegt:
Die Feindin Juno half ihm sogar hinan —
Ich, Menschgeborner, strebte allein bergan!
Mein Leben war zum Oeta ein ew'ger Flug.
Selbst nicht den Todten wollten die Götter lieben:
Die Hebe sind sie schuldig mir auch geblieben,
Mir, der mich auf der Erde umsonst zerquält,
Nicht ew'ge Jugend haben sie mir vermählt.

Zwar hab' ich nie nach eitlem Erfolg gejagt,
Mit Großen grob, geschaffen nur, was behagt
Zur Stunde meiner heischenden Seele. Vier
Der Seelen wohnten mir in der wehen Brust:
Allein hab' ich das ‚Jüngste Gericht' gemalt,
Den ‚Moses' meißeln war mir die höchste Lust,
Gewölbt hab' ich Sankt Peter's erhab'nen Dom
Zu meinem Ruhm und Deinem, geliebtes Rom,
Und Dante's Geist, Petrarca's vergeblich' Lieben
Hat mir mein schmerzerfülltes Gedicht geschrieben.
Vier Künste gab ein Gott als vier Seelen mir!
Doch weil Genie nur selber den Werth erkennt,

Weiß ich genau, daß strebender Menschengeist
Erreichtes niemals gleich Idealem preist,
Und was es schafft, nennt's immer nur ein Fragment.

Was warst Du, und was hab' ich in Dich gedacht,
Als ich gemeißelt, Statue, Dich, der ‚Nacht‘,
In trübster Zeit gezaubert aus todtem Stein,
Durch Dich, so wähnt' ich, würde mir jeder Kranz!
Oft schien mir's süß, wie Du noch im Marmor sein.
Unwillig rief ich Dich in das Licht herein,
Du Abbild, Nacht, der Freiheit des Vaterlands.
Wohl weckte Stahl aus Steinen des Lichtes Funken —
Die Freiheit war, Florenz, Dir in Schlaf versunken!

War ich ein Dante nicht für die Marmorkunst?
Wie er um zwei Jahrhunderte früher schuf,
Als er gleich wie des Pegasos' Weckerhuf
Urmächtig schlug italisches Sprachgestein,
In Geistestiegel warf Dialekt, Latein,
Die Sprache goß, begrüßt von der Muse Gunst —
So zog die Form ich früherer Formen aus,
Und wieder Tempel ward mir der Gottheit Haus!
Was bleibt, errettet' ich aus dem finstern Dunst,
Wie mich umschwankte wechselnd auch Fürstengunst.

Und o, mein Dante, besser versteh' ich Dich,
Als irgend wer! Wie Moses erseh' ich Dich,
— Der ich doch selber bin — mit den Tafeln drohn,
Dir Aug' und Stirn voll heiliger Flammen lohn,
Hör' rufen Dich mit mildem, ersticktem Grimme,
Vorwurf und Zorn und Thränen in Deiner Stimme:
‚Italien! Weh! Du Magd! Einer Herberg' Dirne,
Du lootsenloses Schiff in des Sturmes Graus!
Nicht Königin! Nein! Buhlin mit frecher Stirne.‘

Doch, Dante, sag' ich je, was von Dir zu sagen?
Dir hat Florenz die Pforten einst zugeschlagen,
Die Dir zu schließen durfte der Herr nicht wagen!
Undankbar' Vaterland, das, zu eigner Schande,
Die Besten mit Verbannung und Aechtung kränzt!

Ruhst Du noch, zweiter Julius, siegumglänzt,
Im Marmorsarg? Wie anders gedachten wir
Zu höhen ein unsterbliches Grabmal Dir,
Das unsern Ruhm verkündete durch die Lande!
Doch mühten wir uns Beide im Licht vergebens:
Dein Mal ward die Tragödie meines Lebens! —
Wie sind sie Staub doch Alle, die mit mir lebten,
Wie ich nach der Unsterblichkeit Palme strebten.

Und Einer nur entriß sie mir Morgens schon:
Urbino's großer, frühe geschied'ner Sohn!
Nur Einer war hier unten beneidenswerth,
Doch denk' ich neidlos Deiner, o Raphael,
Früh Großer, leicht Erkannter, und hoch geehrt! —
In Allem göttlich, glänztest Du ohne Fehl,
In Deinem Innern reifte Dir jung das Glück,
Wie Kindern, die zu malen nur Du verstand'st,
Und Deinem war und Deiner Madonnen Blick
Des Lebens süße Heiterkeit eingepflanzt.
Du kanntest nicht des Irdischen Bitterkeit,
Nicht Vorenthaltung von dem ersehnten Reis
Des Lorbeers, das erst schmücket der Locken Weiß,
Wenn halb verklang das Lied von der Lebenszeit.
Nicht Armuth, Schmach, o Rühmlicher, kanntest Du
Und mit den Menschen lebtest Du stets in Ruh',
Wie mit dem Quäler, unserem eig'nen Herzen.
Du kanntest nicht die bittersten Erdenschmerzen,

Die sich der einsam schaffende Mensch bereitet,
Der nie genug dem drängenden Geiste thun kann,
In Qual vom Werk — zum Werke der Sehnsucht schreitet,
Im Anschaun nicht der höchsten Vollendung ruh'n kann!

Von Deiner Hand, die hold mit des Himmels Glanze
Das fehlerhafte Menschengebild verklärt hat,
Aus vatikan'schen Quellen, der Zauberstanze,
Wie mit Ambrosia dürstende Kunst genährt hat,
Verlangten nicht die Mächtigen kühn' Erdreisten:
Dein Pinsel mußte Meißelgebild nicht leisten!
Mir war zu Willen härtester Marmorstein,
Und Deckenmaler sollte ich dennoch sein!
Du durftest auf den eigenen Lebensgleisen,
So, wie ein Fürst, durch Deine Provinzen reisen,
Ein Fremdling war ich immer im eig'nen Land,
In's Joch, wie mein „gefesselter Sklav" gebannt!
Du trankst nur Honig, ich aus des Wermuths Born,
Dir ward, wie Rosen, Liebe! Und ich — ein Dorn!
Schön schufen Dich die Götter, und mich — im Zorn!
Ach, die Natur, die Du in dem Licht bezwangst,
Sie starb, als Du zu himmlischen Höhen drangst! —

Allein, im Dasein schon ein geschied'ner Geist,
Ragt' einsam ich aus wogender Lebenssee,
Wie eine Kuppe über dem Thal, verwaist,
Zuletzt wohl von dem purpurnen Strahl erhellt,
Zuletzt begrüßt in dunkelnder, öder Welt,
Die rosig glänzt in funkelnder Abendpracht,
Doch der um Herz und Haupt auch der Winterschnee
Gewunden liegt in laulichster Sommernacht.
Nie hört' ich süßer Liebe gerührt' Geständniß,
Dem Geiste bracht' entgegen ein klar' Verständniß

Kein Freund, ermunternd mich mit des Geists Erkenntniß.
Nie ward mein Wort verstanden, noch eh's gesagt,
Empfunden nie die Klage, noch eh' geklagt;
Mit mir hat niemals Einer im Stein gesehn
Der Statue Urbild leuchtend als Blitz entstehn,
Wie schlaflos, in den Träumen der Fiebernacht,
Ein Dichterhirn unsterblichen Sang erdacht.
Der Wangen Furchen, glaub' ich, sie sind erweint,
Doch Dir gleich, Dante, hab' ich noch nie gelacht! ...
Was ist's, das dort im schweigenden Osten scheint?
Kein Stern. Erloschen längst schon des Mondes Pracht.

Laß wieder ruhn in Dir mich, Du stille Nacht,
Die ich mir wie aus Marmor zum Grab gemacht.
Mein Leib ist gerne wieder in Stein gezwängt,
Und ungern bin ich für den Moment erwacht,
Der nochmals das Vergang'ne zusammendrängt.

. . . .

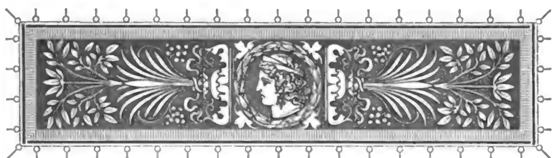
Die Glocken klingen, rufend zur Messe schon.
Wie kommt's, daß ich verstehe den Jubelton?
„Dir, Dulder, thut der Ehernen Sangesmund"
(So singen sie) „die Wandlung Italiens kund.
Entfernt sind Deine früheren kleinen Herr'n,
Vereint sind ihre Länder zu einem Land,
Darüber strahlt ein einziger Königsstern;
Der Haß, die Knechtschaft und auch die Zwietracht schwand.
Der Alpen Thor schloß hinter dem Fremden, fern-
Abdonnernd zu sich, nimmer mit Landsknechtschaar
Kehrt Dir der Deutsche, der Dir ein Zwinger war.
Nur eine Sprache hörst Du Italien reden,
In dem die eig'nen Brüder sich nicht befehden.
Und, dem Du einst Dich dienend zu eigen gabst,
In Waffen nicht, wie Julius, naht der Pabst;

Du magst die schönste Zukunft, Dich freuend, ahnen,
Und ruhig schlummern unter Savoyens Fahnen!"

. . . .

In heil'ger Ruhe schlummert der Esquilin.
In tiefem Schlafe träumt noch das Leben hin.
Es schwebt ein süßes Rauschen der Poesie,
Kirchlein, um Dich, San Pietro in Vincoli.





Properzia de Rossi.

Zu jener Zeit, die nun so groß erscheint,
Weil um den Fall der Kunst das Auge weint,
Zu jener Zeit, die man die große nennt,
Weil Größe selbst sich schuf ein Monument,
Zu jener Zeit, da Edles und Gemeines
Gemeinsam aufschoß, Häßliches und Reines;
Als unbezwinglich waren Leidenschaften,
Und selbst sich Recht Beleid'ger, Kläger schafften,
Als Kaiser Könige gefangen nahmen,
Landsknechte stürmend vor Roms Thore kamen,
Gedung'ne Banden sengend, mordend zogen
Durch Mailands goldenhalm'ge Saatenwogen,
Als kleine Fürsten kleinlich sich befriegten,
Und — die Ariosto und die Tasso siegten,
Als mit dem Helm ein Papst die Tiara tauschte,
Lenore d'Este süßen Strophen lauschte,
Der Mediäer gold'ne Sterne schienen,
Unsterblich wurden hehre Fornarinen,
Zu einer Zeit, da bis zum Himmel schwoll
Das Lob, deß jeder Mund Italiens voll,

Zu preisen wegen höchster Meisterthaten
Den Buonarroti und den Urbinaten —
Zu einer Zeit der Reife, der Verwild'rung,
Die beide spotten jeden Dichters Schild'rung,
Blühte der Rossi ad'liges Geschlecht
Den Bolognesern, rein und thatenecht.
Properzia war der Stolzen Haus entstammt,
Die Künstlerin. Früh war ihr Herz entflammt
An Büchern, die von hohen Dingen handeln,
An Statuen, die in Kirchen und Kapellen
Sich leuchtend neben Farbenwunder stellen,
Vollbracht von den Unsterblichen, den Meistern,
Die, selbst begeistert, ewig fort begeistern.
Gern mochte sie in Säulenhallen wandeln
Der alten Stadt und sich in den Arkaden,
So, wie im lauen Bad, im Schatten baden,
Indeß die Sonne in den breiten Straßen
Wie wallend' Feuer lag. — Die Städter saßen
Vor ihrer Thür und sprachen von der Zeit,
Wie schwer sie sei, so, wie sie nie gewesen,
Wie Papst und Kaiser ewig kampfbereit. —
Und sonst'ge Weisheit, mühlos aufgelesen!
Doch wenn Properzia still vorüberging,
Schlank, wie dort auf dem Kirchhof eine Pinie,
Scheu, wie ein Reh, und immer traumverloren,
Sah'n sie ihr nach: „Seht nur das feine Ding,
Von Malerhand gezogen jede Linie.
Die ist nicht, wie die Andern. — Zu den Sternen
Schweift hin ihr Blick, wie zu der Sel'gen Fernen,
Tief bohrt er sich in festen Boden nun,
Als wär' er gern da, wo die Todten ruhn.
Doch nimmer weilt ihr Denken bei dem Heute,
Beim Augenblick!" — So redeten die Leute.

Properzia war ein Kind von sechzehn Jahren,
In Welt und Liebe rein noch, unerfahren.

Am liebsten stieg die Träumerin bergan
Nach jenen Höhen, wo ein Kloster steht,
Das der Madonna di San Luca eignet.
Und was in der Natur sich schön ereignet,
Was vor am Himmel, auf den Eb'nen geht,
Das nahm sie schweigend in sich auf — und sann!
Sie sah die Sonne auf und nieder gehn,
Und blieb bewundernd in Betrachtung stehn.
Sie frug, die Hand vor ihrer Stirn: „Wozu?
Wozu die Pracht, folgt einmal Nacht und Ruh!"
Nachtwandelnd schritt sie so durch's Kindheitsthor,
Und Alles kam ihr wie vergeblich vor.

Dann zog sie's hin zu jenes Klosters Gängen,
Woher geheimnißvoll ihr Ohr traf ein Gesang
Der hellen Frauenstimmen! Wie das klang!
Als ob die Engel „Hosianna" sängen,
Doch auch, als ob der Nonnen Herzen sprängen,
Denn jede fühlte sich allein, verlassen,
Und nur zu Zwei'n läßt sich die Freude fassen!

Wie sie einst spät in ihrer Kammer saß,
Gelöst das blonde Haar, im weißen Kleid,
Und von der Welt vergang'ner Tage las,
Die auch gekannt das Lied von Lust und Leid,
Kam sie daran, wie Giotto Maler ward.
Arm war die Jugend ihm, und bloß und hart
Das Hirtenleben, doch er stieg aus nichts
Bis zu dem Genius der Kunst, des Lichts.
„Wem Kunst und Ruhm das Leben also füllt,
Dem ist's nicht nutzlos!" denkt sie und verhüllt
Das süße Antlitz mit den feinen Händen,
Und Perlen rinnen durch die Finger hin.
Sie seufzt: „O, daß ich doch nichts kann und bin,
O, daß mich Werke doch an's Leben bänden!"

Dann lehnt das Blondhaupt sie zur Nacht hinaus,
Gleich einem Bild im Rahmen sieht sie aus,
Wohl würdig, als Madonna dort zu thronen,
Wo Raphael's verklärte Jungfraun wohnen,
Im Allerheiligsten, am Hochaltar,
Zu dem herniederschaut der Engel Schaar.

Da fühlt sie plötzlich ihre Hand erfaßt,
Und sie erschrickt; denn roh und unerzogen
Sind die Studirenden der hohen Schule!
Bolognas, und des Blutes heiße Wogen
Gehn hoch der Jugend.
„Sage, welche Last
Das süße Haupt Properzia's niederdrückt?
Ward ungetreu — ihr unbekannter Buhle?"
So sprach's zu ihr. — Und sie erkennt den Alten,
Der immer gegenüber saß, gebückt,
In seiner Werkstatt unter'm Straßenbogen,
Stets hämmernd, daß die Marmorstücke flogen.
Sie glättet ihrer schönen Stirne Falten
Und spricht: „Messer Amico, Ihr seid's nur!" —
„Nur! Ei, seht da! Bin ich nur so ein Nur?
Gelt' ich doch was im Rath, im Kirchenrath,
Und bei den Aeltesten der Vaterstadt,
Die mir manch' Amt schon zugewiesen hat,
Denn stets erwies ich mich als Mann der That!
Doch wer bei Alten gilt, gilt nichts bei Jungen,
Sonst hätt' ich längst — Properzia's Herz errungen!"

Messer Amico war ein Freund des Schönen,
Ein Bildner, dem manch' wack'res Werk gelang,
Doch dem die Arbeit mehr war ein Gewöhnen,
Der nie den höchsten, letzten Preis errang.
Aus edlem Haus, glaubt' er seit Jahr und Tag,
Er würde sich die Süße doch erringen,

Ihr schuldlos' Herz durch treue Liebe zwingen —
Und — was ein weißer Narr sonst faseln mag.

Properzia selbst war träumerisch gestimmt,
Und, schon gewöhnt an ihres Nachbarn Worte,
Verzieh sie, was entschlüpft des Mundes Pforte
An allzukühner Rede. — Und sie nimmt
Nun selbst des greisen Freundes rauhe Hand
Und sagt: „Wollt Ihr nichts fordern und begehren,
Als was Ihr sonst mir priest, das reine Schauen
Der Schönheit, die Ihr zugesteht uns Frauen —
Komm' ich zu Euch beim neuen Morgengrauen.
Ihr sollt mir Führer sein, mich meißeln lehren,
Ich will Euch Schülerin, Gehülfin sein,
Die Macht, Euch mehr zu geben, ist nicht mein!"
Messer Amico ist schon hochbeglückt,
Er küßt die Hand und thut und spricht entzückt.
Er denkt: „Der erste Schritt ist nun gethan,
Und wer die Füße hob, geht seine Bahn!"

Doch in der Dämm'rung stillverschwieg'ner Nacht
Zieht nun die Jungfrau noch den Schleier sacht
Von dem Geheimniß ihrer Brust. — Sie klagt
Dem greisen Lauscher, welch' ein Schmerz ihr nagt
Im Busen; daß sie schöner, heil'ger Neid
Erfüllt, sieht einen neuen Namen glänzen
Sie auf den Bologneser Lorbeerkränzen;
Sie möchte leben heut' und alle Zeit,
Sich Ehre, Nachruhm durch ein Werk erringen,
Das, fühlt sie, wird ihr, muß ihr noch gelingen!

„O," ruft sie, und ihr junger Körper bebt,
„Schön hat nur der, der schaffend lebt, gelebt!
Wer liebend lebte, gleicht dem Meteor,
Das ein paar Funken in der Nacht verlor,

Und niedersank aus unerkannten Fernen!
Wer schaffend lebte, gleicht den großen Sternen,
Zuerst erblühend nach der Sonne Scheiden,
Tröstend die Welt, die soll im Dunkel leiden!
Wer Michel-Angelo, Urbino gleicht,
Hat gar das schönste Sonnenlos erreicht,
Er glänzt und leuchtet, wärmt und zeugt das Leben
Neu jeden Tag — sein ganzes Thun ist Geben!
So möcht' ich sein, und daß ich dies nicht kann,
Thut meine Lebensfreud' in Acht und Bann,
Mich fühl' ich nutzlos und ich möchte sein
Der Sonne gleich, die Saaten reift und Wein!"

„Du wunderliche Heil'ge!" sprach darauf
Der Bildner. „Thu' Dein Herz der Liebe auf:
Dann wird Dir Alles wundersam gerathen,
Wenn Du gestreut in's Herz der Liebe Saaten!"

Da tönt die Straße laut' Geschrei heran.
Studenten nahn in hellen, wilden Haufen,
Die Einen fliehn, die Andern folgen, laufen,
Rapiere schwingend, durch die hohlen Gassen.
Zwei Rotten sind's, die sich wie Feinde hassen —
Nun stehn sie, drängen wüthend Mann an Mann.
Man kämpft! Stahl fällt auf Stahl. Die Funken sprühn,
Wie Käferchen in Julinächten glühn,
Erz tönt an Erz, und toller wächst die Wuth,
Es regnet Hiebe, Flüche. — Nun fließt Blut.
Und taumelnd an das Fenstersims, verwundet,
Sinkt ihr ein Jüngling in den Arm fast. — Büßen
Muß er der Andern Zorn und liegt zu ihren Füßen:
Ein schöner Knabe, ganz in schwarzen Sammt
Gekleidet, reich geschmückt mit gold'ner Kette,
Das braune Haar quillt ihm aus dem Barette. —
Dem sonst von Jugendkraft das Auge flammt,

Der liegt nun da, wie eine schöne Leiche,
Wie eine blitzgefällte junge Eiche!

Messer Amico faßt den Aermsten. — Schon
Ist Freund und Feind nach blut'ger That geflohn.
Die Sbirren nahn! — Nicht weiß sie, wie es kam, —
Ob in den Arm Properzia sanft in nahm,
Ob ihn der Freund ihr in den Arm geschoben,
Durch's niedre Fenster in's Gemach gehoben,
Doch — es geschah. Er ruht nun still im Hafen,
Entrückt der Nacht, der Haft, der Schule Strafen!

Wie traulich in Properzia's Ruhgemach
Beleuchtet Ampelschein den stillen Knaben:
Dort ist der Freund jetzt bei der Sorge wach. —
Den sie verbunden und gelabt dann haben,
Der schlägt allmählich nun die Augen auf,
Es fragt sein irrer Blick nach Zeit und Ort.
Messer Amico giebt die Antwort d'rauf:
„Die Sänfte holt' ich. Doch nun auf und fort
Sandro de Peppoli kann hier die Nacht
Nicht weilen!"
Alessandro, ganz erwacht,
Gerettet auch, sieht nun die herrlich Schöne
Gesenkten Blicks, die Hände faltend, stehn,
Und ihn ergreift's, wie eines Liedes Töne,
Er glaubt, er sieht ein Bild von Raphael!
Nie schaut' ein Mädchen er, so sonder Fehl
Der schönsten Bildung. Doch ihn faßt im Innern
Zugleich ein heilig' warnendes Erinnern,
Er greift an's Herz, empfindet ält're Wunden —
Ein Schatten, ist Properzia's Bild verschwunden.
Nicht grüßt er dankend, faßt nicht ihre Hand,
Küßt nicht den Saum vom wallenden Gewand,
Und wie bei Tagesgraun flieh'n Traumgespenster,

Springt leichtbeschwingt er fort durch's niedre Fenster!
Properzia sinkt. Er nahm ihr Herz, ihr Glück.
Dem Arzte ließ die Krankheit er zurück!

Es rannen Jahre in den Strom der Zeit,
Wie Tropfen in das Meer der Ewigkeit.
Die Völker kämpften heiße Kämpfe weiter,
Der Einzelne blieb, was er war, ein Streiter,
Der Wunden schlug, um Wunden zu empfangen.
Zerstörung war durch Wälschland hingegangen,
Und Unvergängliches erblühte neu,
Der Zukunft Waizen aus des Tages Spreu.

Properzia steht im grauen Leinenkleid
Jetzt vor dem weißen Marmor, schlagbereit,
Wie sie die Büste aus dem Steine schlug,
So ward auch sie ein venusgleiches Weib,
Mit stolzer Brust und königlichem Leib:
Nun ist sie Juno, die einst Hebe war,
Umschwebt von aller holden Genien Schaar.
Sie that das Größte, nie sich doch genug!
Sie war so hoch von ihrer Kunst begeistert,
Daß sie gar bald den Meister übermeistert,
Der staunend sah, wie auf des Genius Ruf
Sie, wie bewußtlos, Wunderwerke schuf.
Zwar zagt sie oft, wenn Neues sie beginnt,
Doch führt sie's aus — und ihre Furcht zerrinnt.
Wie oft glaubt sie ihr Feuer im Versprühn,
Sie aber ließ nicht ab, sich abzumühn.
Und immer weiter wächst und schwillt ihr Ruhm —
Die Statue fehlt im Herzensheiligthum —
Die Kunst giebt ihr wohl Glück, ein kaltes Glück,
Heiß denkt sie stets an jene Nacht zurück....

Zuerst geübt in leichten Spielerei'n,
Trat in den Tempel bald der Kunst sie ein,

Von Freund Amico brüderlich berathen.
Mit weisen Worten und — mit schwachen Thaten:
„Das Handwerk ist das Fußgestell der Kunst,
Wer's nicht begreift, kommt nicht bei ihr in Gunst!
Wenn Du nicht aus Dir selbst das Höchste schaffst,
Dann lerne sehen, wo Du staunend gaffst.
Lern' erst die Tiefen der Natur ergründen,
Entzündet sie Dich, wirst Du selbst entzünden.
Dann geh' bewundernd hin auf Skopas' Pfaden,
Von den Begnadeten laß Dich begnaden;
Vorbildlich leben uns auch eig'ne Meister,
Die lenken sollen uns're wirren Geister! —
Wie standest Du so weltvergessen da
Vor Raphael's Gebild Cäcilia,
Wie sie die Harfe hält, zum Himmel schaut,
Sahst Du zu ihr, der hehren Himmelsbraut!"
„Braut!" rief das Echo in der Künstlerin,
Und fern verträumt, nachtwandelnd war ihr Sinn.

„Oft las ich das Sonett Da Vinci's Dir:
‚Chi non può quel, che vuol', befolg' es mir,
Wer das nicht kann, was sich sein Wollen denkt,
Der laß die Kunst, ihm wird sie nicht geschenkt!" —

Armer Amico! Leicht ist's, Formeln predigen,
Schwer, ihre Ford'rung selber zu erledigen!
So im Gespräch, mit Büchern im Verkehr,
Beim Thon, der bildsam, und beim spröden Stein,
Verging die Zeit den Beiden, denen schwer
Das Herz, denn Liebe nahm es Jedem ein.
Die Kunst nur ließ Properzia noch ertragen
Das Trauerdasein, voll von eitlem Ruhm.
Vor ihr erschien es wie ein Martyrthum,
Ein Lächeln zwischen thränenreichen Klagen.
Denn seit der Nacht, da jener bleiche Kranke

Ihr Leben kreuzte — Alessandro — blieb
Der Raschverschwundene ihr Allgedanke,
Ihr Abgott, ihre Sehnsucht, ach, ihr Lieb.
Er mied die Straße seiner Retterin,
Er wich ihr aus, so wie das Wild dem Jäger,
Ihn zog's, wie sie zu ihm, zu Pia hin,
Der Längstverlobten! Er vertauscht' den Schläger
Und das Fleuret mit einem guten Schwert,
Das mitzuthun den Kampf der Zeit begehrt.
Und mitten in der Schlachten Lärm und Grauen
Gedacht' er wohl der beiden süßen Frauen:
„Was frommt's, eilt zu Properzia mein Gedanke,
Kein Denken macht, daß Treue in mir wanke!
Gespiel der Jugend, braune Pia, Du
Wiegst mir das Herz in Liebe ein und Ruh,
Ich fürchte jene Herrliche und Süße,
Die nur umflattern reine Dankesgrüße!
So lang mir Pia treu und hold geblieben,
Darf, kann ich Dich, Properzia, niemals lieben!
Vielleicht, wenn kalt ich, roh und herzlos scheine,
Stirbt Deine heil'ge Neigung, Sündenreine!"

Die Fama bringt indeß ein Lied von Jammer,
Von Schlachtenunglück zu Properzia's Kammer.
Sie weiß ein Heer in Noth und in Bedrängniß,
Den Liebsten wund auf's neu und im Gefängniß,
Sie fühlt sich wund gedrückt von seinen Ketten
Und kann nur weinen, nichts, um ihn zu retten.

Da kehrt' er heim, ein Mann, ein Held, ein Krieger,
Und reich geschmückt ritt er im Zug der Sieger
Auf seinem Berberroß die Stadt entlang,
Bei weithin tönendem Fanfarenklang.

Doch so geschah's, daß nie sein Auge fand
Der Blick der Zagen, die am Fenster stand.

Nun fügt' es ein verhängnißvoll' Geschick,
Daß Guido Peppoli sie zu sich rief,
Der Vater jenes Unbeugsamen. — „Tief
Ergriffen habe ihn der Meist'rin Kunst,
Und er erbitte sich von ihr die Gunst,
Daß ihn in Marmor bilde ihre Hand."
Sie bebte und versprach's mit nassem Blick. —

Nun ging in seinem Heim sie ein und aus
Und hoffte, daß ein Gott sie wolle segnen,
Daß einmal er sie lasse Ihm begegnen,
Er würde sicherlich sie dann erkennen,
Und sie mit holden Dankesworten nennen —
Doch Sandro floh in Wald und Feld hinaus.

Wer auf dem Pfühl des Herzensfriedens ruht,
Wer Liebe theilt, wem Liebe wird geschenkt,
Wer Liebe schenkt, wer nicht an Liebe denkt,
Ahnt nicht, wie weh verschmähte Liebe thut!

Und wieder gingen hin der Tage viel.
Da kam's, daß einst die Beiden doch sich trafen
Im Hausflur. Sandro kam und Jene ging.
Ihr war zu Muthe, wie vor'm Herrn dem Sklaven,
Sie beugte sich und hielt sich selbst gering.
Sie faßte seines weiten Mantels Saum
Um ihn zu küssen, unbewußt, gezwungen
Von höh'rer Macht, so wie wir thun im Traum,
Was nie das Leben hätt' uns abgerungen.
Er aber deutet anders, was er sieht
Und fühlt, läßt ihr den Mantel — und entflieht.

Seit jenem Tag schien sie der Rose gleich,
Die roth war, krank wird, hinwelkt, todtenbleich.

Wie sie nun wieder durch die Straßen schreitet,
Sehn ihr die Städter nach. Sie geht verlassen,
Doch, jener Augen sichtbar nur, begleitet
Ein Todesengel sie durch alle Gassen.

Ihr Schmerz, die Dornenkrone um ihr Haupt,
Verklärte sich zur hellen Gloriole
Nur noch im Reich der Kunst. Was ihr geraubt
Der falsche Gott, der naht auf leiser Sohle
Und so entflieht, kann, doch mit falschem Kuß,
Ihr auf Minuten leihn — der Genius.

Peppoli's Bild gelang. — Die Ehrenmänner,
Die San Petronio's Kirchenschatz verwalten,
Gemahnt, freigebiger damit zu schalten,
Sie kamen auch und priesen sich als Kenner
Und schmeichelten wie Junge, jene Alten.
Zwei Engel wollten sie, in Stein gemeißelt,
Dem Herrn zur Seite stellen, der, gegeißelt
Am Säulenschaft, ahnt nahende Verklärung
Und Abbitte — durch göttliche Verehrung.

„Ich bin das Opfer, das gegeißelt wird!"
So denkt Properzia, die nun sinnig schafft
Zwei Engel. Den der schädigenden Kraft,
Der fern vom Glück, verflucht, auf Erden irrt,
Und ihre Züge trägt, und einen Lichtgott dann —
Wer denkt an Sandro nicht und schaut ihn an!

Und Alles jubelt, wirft ihr Rosen zu.
Sie kann sich kaum mehr auf den Straßen zeigen.
Nur Einer schweigt, der, dem sie ganz zu eigen.
Dem wird von Allem durch die Fama Kunde,
Nur denkt er nicht der einst'gen Herzenswunde!

Bolognas Marktplatz träumt in stiller Ruh,
Die Brunnen rauschen, und es liegt verwaist

Die Straße, aus der Kirche tönt nur leise,
Ergreifend eines alten Liedes Weise.
Properzia, die bemeistert alles Schöne,
Ist Meist'rin auch im Wunderreich der Töne.
Sie ist's, die her vom Chor die Töne sendet,
Und Alles athmet nun erst, da sie endet.
Vielleicht zur Stund', da Paläſtrina's Stern
Der Welt erstrahlte, pries sie hoch den Herrn
In eines schlichten Kirchenliedes Klängen —
Den Hörern war's, als ob die Engel sängen.
Verschleiert stieg sie dann in's Schiff hinab,
Schaut San Petronio's Haus leer, wie das Grab.

Nur dort in einer heimlichen Kapelle,
Beleuchtet matt aus bunter Farbenquelle,
Ahnt sie ein Paar mehr, als sie's sieht, und lauscht.
Zwei Liebste sind's, so enggeschmiegt zusammen,
Wie in einander züngeln goldne Flammen,
Und wie im Meer verfließet Well' auf Welle.
Er ist ein brauner, jugendkräft'ger Mann
Mit holdem Blick, inbrünstiglich gerichtet
Auf Pia, die, in seinem Liebesbann,
Ihn anschaut, nun von höherm Glanz umlichtet.
Und Liebesworte flüstern sie sich zu!
„Du bist mein Glück!"
„Mein Stern!"
„Mein Hoffen Du!"
O, wie das schmerzt! Wenn man vor Durst vergeht,
Und nah bei Dir ein Labebecher steht,
Und Einer kommt und faßt ihn, reicht ihn hin
Der so verhaßten Nebenbuhlerin.

Ein Schrei. Ein Fall. An einer Säule sinkt
Properzia, deren Blut der Marmor trinkt.
— — — — — — — — — — —

Noch einmal schritt sie über'n Marktplatz hin,
Gestalten fernster Zeit im wehen Sinn.
Die Brunnen rauschen, und es liegt verwaist
Die Straße; aus der Kirche tönt kein Sang,
Nur aus Palästen kommt ein leiser Klang —
Sie glaubt, ihr nahe König Enzio's Geist,
Des Hohenstaufen, der hier starb in Haft
Und selbst ein Herz hielt in Gefangenschaft.
„Geh, bleicher Schatten," flüstert ihr der Schatten —
„Bald ruhst Du dort, da man nicht Schmerzen kennt,
Ein Lethe tilgt Erinn'rung selbst den Gatten,
Und löscht den Schmerz, den man hier Liebe nennt!"

Und in's Gefäß der Dichtung goß die Maid
Der Seele Weh und sang ein Lied vom Leid:

Properzia's Klage.

Ein Feuer giebt es, das nicht zündet,
Und eine Flamme, die nicht brennt,
Und einen Fluß, der nirgends mündet,
Der nichts verbindet, der nur trennt!

Die Flamme lebt vom eignen Stoffe,
Das Feuer zehrt sich selber auf!
Daß es auch Andre wärmt, nicht hoffe
Du armes Menschenherz darauf!

Der Fluß trägt Kränze nicht, noch Schiffe,
Kein Träumer ruht an seinem Rand,
Ein Herz versteint er noch zum Riffe,
Verschäumt, verfluthet dann im Sand.

Wie heißt der Fluß, der nimmer mündet,
Das Feuer, das nicht Andre brennt?
Leicht hat die Beiden Der ergründet,
Der die verschmähte Liebe kennt!

Auch schuf aus Marmor sie ein stolz Gebilde,
Darüber ihr die bittre Zeit verschwand,
So stille, ruhig, wie ein Strom, der milde
Im glatten Bett die Silberpfade wand.
Man sprach davon, wie von den höchsten Dingen,
Man kam und sah. — Er war nicht zu bezwingen,
Ihn lockte nicht das herrlichste Gelingen! —

Bologna war ein Fest zu jener Zeit,
Getaucht in Glanz und eitel Herrlichkeit.
Mit Teppichen behängt es die Arkaden,
Mit Blumen schmückt sich reich das ärmste Haus,
Die Säulenhallen, die zur Kühle laden,
Sie sehen ganz wie Rosenlauben aus.
In allen Fenstern liegen schöne Frauen,
Und edle Männer reiten, stolz bewehrt,
Die Straßen ab, zum Dome, wo zu schauen
Ein roth Gepräng', wo laut die Orgel tönt,
Den fünften Karl der siebte Clemens krönt!
Bolognawärts zog hin, was Namen trug,
Wer unberühmt, lenkt' hoffend hin den Flug,
Die Dogenstadt verließ auch Tizian
Und schloß sich jener Sonnen Strahlen an,
Denn damals malte Tizian den Kaiser,
Der dort ihm huldigte. — Sie sprechen
Von dem und jenem, und Vecellio
Berühmt' das Werk, das schöner er und weiser
Nie sah in Kunst und Ordnung. Aufzubrechen
Befiehlt der Herr. Gefolge, schauensfroh,
Geleitet sie. Doch in den Straßen hemmt
Den Kaiser selbst ein Zug. — Es überschwemmt
Das Volk die Gassen, um mit anzuschaun,
Wie sich im Dom läßt Alessandro traun
Mit seiner Pia, die als Schönste gilt,
Seitdem der Stern der Rossi sank. — Es schwillt

Der Volksstrom. Glocken tönen her vom Dom,
Und selbst vollzieht den Akt der Herr von Rom! —
Und nun verrauscht's. — Das Bild der schönen Braut
Zerfließt. Horch — eine andre, trübe Weise
Schlägt schon die Glocke an — wie Klagelaut
Erklingt's. — Der Kaiser ist am Ziel der Reise. —

In einem ernsten Saal, schwarz ausgeschlagen,
Hängt ein Relief von Marmor an der Wand:
Ein herrlich' Weib streckt beide Hände aus
Nach einem Jüngling, den nie schöner fand
Der Kaiser, den sein Fuß doch weit getragen.
Kunstvoll gemeißelt ist des Kämm'rers Haus,
Und wundersam sind Körper und Gewand.
Das schöne Weib ist an der Liebe krank,
Um Einen, der der Liebe giebt nicht Dank,
Der flieht und läßt den Mantel ihrer Hand!
Doch spricht nicht Sinnenlust aus ihr, nur Schmerz,
Du fühlst, sie ist aus Stein und hat ein Herz.
Doch keines hat der Knabe, der sie flieht,
Nicht ihre halbenthüllte Schönheit sieht,
So rein, so keusch, so willig, so unlüstern —
Der Marmormund scheint: „Liebe mich!" zu flüstern!

Und Eines wird der große Kaiser inne:
Erhoben ist all' das in höchste Sphäre,
Weit aus dem dumpfen Gluthbereich der Sinne!
Ihn däucht, als ob der Joseph — Sandro wäre,
Den eben er mit Pia ziehen sah.
— Doch auch das Urbild jenes Weibs ist nah. —
Er sieht auf einem weißen Bett sie liegen,
Und Kerzen brennen ihr zu Häupten, Füßen,
Die Falten, die sich an den Körper schmiegen,
Sie zeigen ihm die Wunderform der Süßen,
Die mit dem jungfräulichen Kranz im Haar,

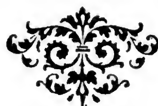
Dem Lilienstengel in der starren Hand,
Des Marmors nun auch kaltes Vorbild war,
Das erst im Tode Ruh', Erlösung fand.

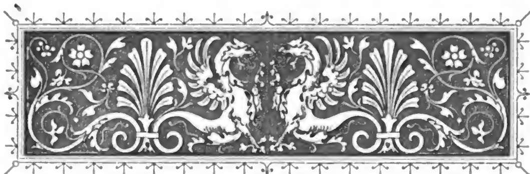
Ein Schluchzen geht durch's luftige Gemach,
Doch ruft kein Wehruf todte Liebe wach!

Der Kaiser grüßt baarhäuptig das Genie
Im Bild von Marmor, faltet seine Hände,
Beugt vor der hehren Todten dann sein Knie,
Gott bittend, daß er ew'ge Ruh ihr sende! —



Erzählendes.





Die neue Chriemhild.

Ein modernes, harmlos-satyrisches Märchen.

Das ganze Leben ist ein Märchen nur,
Ein Märchen, d'ran wir leider glauben müssen.
Es fehlt der Welt die alte Frohnatur,
Und uns're Liebe lebt nicht mehr vom Küssen. —
Einst kam das Märchen weit von Indiens Flur,
Von mondbeglänzten, nixenreichen Flüssen.
Verwandelt hat's der Lauf der Zeit zum Stadtkind,
Da längst die Städter blauer Blumen satt sind!

Die Welt des Märchens scheint nun, als gewesen!
Ein Mime liest's noch vor von Zeit zu Zeit —
Es nennt sich Klatsch, wenn es recht auserlesen.
Das Kind glaubt seiner Wahrheit Wesenheit,
So daß es mitfährt auf der Hexe Besen,
Wenn ihm noch abgeht die Belesenheit!
Die Dichter, welche Mitwelts-Märchen dichten,
Sind keine Kinder, glauben d'ran mit Nichten.

Was sollten wir auch mit den alten Märchen?
Die Griechengötter sind uns längst gestorben.
Hansel und Grethe, jenes Kinderpärchen,
Das fast im Wald verhungert und verdorben,
Glaubt von dem Katechismus Euch kein Härchen.
Im Werden ward ihr Zweifel schon erworben,
Und eh' sie heißen könnten gute Christen,
Sind sie im Handumdrehn schon Atheisten.

Rothkäppchen — nun, Ihr denkt an neun und achtzig!
Rothkappen tragen heute Communisten!
Hört man von Wölfen, augenblicklich macht sich
Der Geist nach Rußland auf zu Nihilisten.
Ein „Dirnlein, wie Rothkäppchen", aber lacht sich
Den Buckel voll, (wie man wohl sagt), bei Listen,
Die vor modernem Kindthum nicht verfangen!
Zur Großmama, die krank, wär's nicht gegangen!

Ein Märchen giebt's, das heißt „Der Jud' im Dorn"!
Wer's heut erzählt, der muß „blau pfeifen" können.
Die Weltgeschicht' erleben wir von vorn,
So klar, daß wir's mit Händen greifen können.
Im Märchen wird vom Christ ein Jud' geschor'n,
Soll Christen nie der Jud' einseifen können?
Wer will vom Aschenbrödel singend sagen,
Muß deutscher Poesie Geschick beklagen.

Wer zöge aus heut' um die Kunst des Grusels?
Dazu sind wir denn doch zu aufgeklärt!
Wer Angst bekommt, bedient sich rasch des Fusels,
Der hat sich bei Gespenstern stets bewährt!
Wer weckt Dornröslein aus dem Glück des Dusels,
Der mag gewiß sein, daß ihn Grau'n befährt.
Tanzmüd' schrie sie den Prinzen an, den Braven! —
Ein Mann läßt seine Frau gern länger schlafen.

Wer lebt nicht heut' in der „verwünschten Stadt"!
Wer, der in Wien lebt, will nicht nach Berlin?
Wer mit Berlinern sich zu schlagen hat,
Der preist das alte, unverfälschte Wien!
Doch wir sind lebensalt und märchensatt,
Sonst würden Nutzen aus der Mär wir ziehn!
Hat wer geflucht, Du sollst ihm doch nicht fluchen!
Wer's nicht versteht, der soll's im Märchen suchen!

Allein Schneewittchen ist nicht antiquirt!
Noch fragt die Frau das Spieglein an der Wand:
„Wer ist so schön, wie ich, so ausstaffirt?"
Die Eitle hört: „Venus bist Du im Land!"
Doch wenn der Venus das Malheur passirt,
Daß man die Tochter endlich schöner fand,
Wird sie in der Familie Unheil stiften,
Und, je nachdem, Schneewittchen auch vergiften!

Auch mancher Gatte mag sich öfter fragen:
„Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?"
Und nur die Gattin wüßt' es ihm zu sagen,
Wer auf dem Stühlchen ihm zuletzt gesessen.
Doch möcht' es dem Schneewittchen schlecht behagen,
Für Zwerge kochen, betten, waschen, messen,
Und wollte man das Naufen ihr verweisen —
Sie würde — in den sauren Apfel beißen!

Auch Heinzelmännchen will man gelten lassen,
Die unsre Arbeit um die Nachtzeit thun!
Wir wollen mühlos reich sein. Selten lassen
Wir uns herbei, damit im Topf ein Huhn
Uns schmore, es zu mästen! — Schelten lassen
Die Männer lieber sich im Hause nun
Von ihren Weibern, eh' das Geld sie ihnen
Zu Sammt- und Seidenkleid durch Fleiß verdienen!

So wüßt' ich, eingedenk satyr'scher Sendung,
Noch manche Deutung, die theils neu, theils komisch,
Doch drängt mich's zu des eignen Stoffs Vollendung.
Kunst ist es, mit dem Raum sein ökonomisch.
Gehäuftes Beispiel wirkt nur wie Verschwendung,
Und lange Vorred', wie im Feld ein Strohwisch,
Der Spatzen scheucht, vom Korn, von süßen Trauben:
Nicht will ich selbst der Leser mich berauben!

Der Leser! Ja, wenn Buchleihinstituten
Drei Bänd' ich macht' aus Zeiten der Kalypso!
Haarklein beschrieb das ganze Reich der Guten,
Dann hätt' ich tausend Käufer eo ipso!
Ein fein Gedicht durchläuft Verlagsspießruthen,
Nicht, wie bei Prosa, glückt da der Vertrieb so!
Doch bitt' ich, kleines Publikum, Dich jetzo
Zu rüsten für ein neues Intermezzo!

Ich will ein Märchen dichten, ein modernes,
Denn gänzlich ist noch nicht gelegt ad acta:
Sich freun der bunten Schale, süßen Kernes,
Wie ich beweisen kann durch viele Facta.
Zu Wenden, Lithauern geht, daß er lern' es,
Zu Slaven Mancher und schließt manchen Pakt da
Mit Bauernmädchen, Greisen auch, naiven,
Schöpft also Sagenschatz aus Volkestiefen.

* * *

Uns ist in alten, vielentstellten Mären
Erzählt der Nibelungen Freud' und Noth.
Gelang's der Edda nicht, Dich aufzuklären,
Erfuhrst aus Jordan Du von Siegfried's Tod:
Es kann der Kürenberg nicht ewig währen!
Neudichtung schien so recht wie ein Gebot.
Auch Wilbrandt macht' aus Hebbel's elf Abtheilungen
Drei Akte ohne viel Verweilungen.

Doch hätte irgend wo ein Stock-Provinzler
Von Siegfried, Chriemhild, Hagen nie vernommen,
Nicht durch die Wagnerkritiker, durch Pinsler,
Die farbensymphonirend, vorgekommen
Sich selbst wie Richard, und die kleinen Wins'ler,
Die ganz in ew'ger Melodie verschwommen,
Sei ihm die Sage hier ganz urteutonisch
Erzählt, kurz, ziemlich gut und unironisch!

Es ruht ein Fluch, dereinst geflucht von Zwergen,
Auf einem Goldschatz, den sie sorglich wahren
Im innern Schoß von altersgrauen Bergen.
Wer nach dem Gold die Tiefe will befahren,
Dem wird der Raub von selbst zum finstern Schergen,
Wirkt heillos auf den Erben noch nach Jahren,
Und kommt der Glast auch in Besitz von Göttern —
Er wird die ganze Walhal niederschmettern!

Held Siegfried war des Todtenschatzes Erbe,
Ihm folgt der Fluch, wie Tantalos' Geschlecht.
Er kam zum Rhein, daß er um Chriemhild werbe,
Errang sie durch Betrug und nicht durch Recht.
Sein Schicksal war's, daß er durch Brunhild sterbe,
Ein kernhaft Weib, von Tugend rein und echt.
Sie ward von ihm und Gunthern arg betrogen,
Weshalb zur Rache Hagen sie bewogen!

Brunhild, im ältern Lied, zu ihrer Sühne,
Da den Besieger Siegfried sie geliebt,
Wehklagt, ersticht sich, da, nun todt der Hüne,
Auf Erden es kein Glück mehr für sie giebt.
Die Leichen flammen auf der Scheiterbühne
Bis in den Wind der Aschenrest zerstiebt;
Chriemhild, das Morgenweh aus Wolkenfernen,
Tritt auf, der Vollmond vor viel tausend Sternen!

Ihr Siegfried auch ward von dem grimmen Hagen,
Dem sie verrieth den Ort, wo er verwundbar,
Feig, hinterrücks, unritterlich erschlagen,
Was für Burgund die unheilvollste Stund' war.
Neid, Mißgunst trieb die Sippen und die Magen
Zur schnöd'sten That, die je geworden kundbar.
Doch Hagen König Gunthern nur erstritt Weh,
Denn Rache brütete die schöne Wittwe! —

Im Münster bluteten des Todten Wunden.
Die Mörder wußte Chriemhild zu errathen:
Brunhilde hat die Arglist ausgefunden,
Und Hagen war der Mann der dunklen Thaten.
Der Schatz, ihr Erbe, macht sie nicht gesunden,
Der dann zu Hagen in den Rhein gerathen. —
Da ward Frau Helke's Wittwer König Etzel,
Woraus entstand ein fürchterlich Gemetzel! —

Der Markgraf Rüdiger von Bechelaren
Kam nun zu Chriemhild als Herrn Etzel's Werber;
Versprach ihr Rache durch die Hunnenschaaren,
Die vielgehaßten kleinen Fellegerber.
Dann ward sie Mutter, und nach sieben Jahren
War nicht ihr Kummer kleiner, eher herber!
Es glomm stets weiter ihrer Rache Zunder,
Bis Etzel einlud sämmtliche Burgunder.

Die gingen auch, wie Mäuse, in die Falle,
Zu Chriemhild, König Etzel's großer Hausnoth,
Auch Volker kam mit süßem Geigenschalle,
Der blonde Giselher, mit Wangen, pausroth,
Und sie erschlug man Alle in der Falle,
Die besten Helden; Chriemhild auch blieb maustodt.
Rachsüchtig wüthete das Weib da, huldlos
Doch starb dort keiner, der gerecht und schuldlos! —

* * *

Nun hört auch an die seltsamste Erzählung:
Einst lebt' im neuerstand'nen deutschen Reiche,
Das im Franzosenblut fand Drachenstählung,
Als Otto Kanzler war, der Ohnegleiche,
Und Wilhelm Kaiser von des Volks Erwählung,
Als friedlich grünete Germania's Eiche,
Da lebte — nun, verzieht nicht die Gesichter —
Es ist mein Held, von dem ich meld': ein Dichter!

„Ein Dichter!“ schreit Ihr Alle durcheinander,
Den Sang mit wildem Lärmen niederbrausend.
Nie lebten seit der Zeit der Alexander
So viel' auf einmal! Zehn, nein, Hunderttausend
Sind's an der Zahl, sie dichten gar selbander,
Zur Compagniearbeit in Villen hausend.
Ein Dichter! Fragt Verleger, Recensenten:
Nie stand so dicht die Garbe der Scribenten!

Gemach! Es liegt mir wahrlich ja nichts ferner,
Als den Begriff Poet so weit zu fassen:
Man unterscheide Krätzer und Falerner,
Den Vornehmen von Hans in allen Gassen!.
Als Dichter gilt mir Irgendwer, so fern er
Nur singt, kann er's vor heil'gem Trieb nicht lassen,
Und schrieb er gar nichts, fühlt' er's nur im Busen —
Der wird mir sein der Liebling aller Musen.

So war auch Siegfried, der schon in Gymnasien,
Von Professoren mit Aeschyl bedrängt,
Und vollgestopft mit Mythen, fern aus Asien,
Manch' deutsches Wort in altes Maß gezwängt,
Auf Spritzpartien zum Rhein und nach St. Blasien
Des Reimes Mantel nach dem Wind gehängt,
Der aus der ersten Liebe Paradies
Her über Waldgrün, Quellenrauschen blies.

So wie ein Springquell Silberperlen streut,
Die ungehascht im Sonnenlicht zerstäuben,
Ein Rosenstrauch im Dickicht Schätze beut,
Die, ungenoss'nen Duftes, nicht betäuben;
Wie sich das Sterngold abendlich erneut,
Der Mond sich ausstrahlt, — ohne sich zu sträuben, —
So ließ er Lieder in die Lüfte flattern,
Die kein Verlag vermochte zu ergattern!

Er dachte nicht an leid'ge Druckerschwärze,
Ließ Schwindsucht, Nachruhm Andre sich erschreiben,
Er brannte still herab, wie eine Kerze,
Und sang, nur um die Zeit sich zu vertreiben. —
Kein Monument, das dauernder als Erze,
Lag ihm im Sinn, und nicht das Einverleiben
Des Namens „Siegfried Kurz" in die Geschichte
Der Weltlitteratur durch drei Gedichte!

Er dichtete, so wie der Knabe nascht
Nach ernster Schulzeit von dem Sonntagskuchen,
Wie Domitian nach Fliegen einst gehascht,
Weil's ihm mißlang, sich sonstwie Lust zu suchen.
Er schuf Reimhälften, war sehr überrascht,
Als, ohne daß von Nöthen ihm, zu fluchen,
Sich ganz von selbst die andern Hälften fanden,
Und nun in Reih und Glied die Strophen standen.

Indessen nun so manches Ferkel grunzt
Tief in den Niederungen vom Parnaß,
Manch Provinzialer unser Deutsch verhunzt
Und mühsam schöpft in's Danaidenfaß
Teuton'scher Lyrik, wächst des Helden Kunst,
Und ihn besprengt Kastiliens heil'ges Naß.
Doch wer bleibt so naiv, so jung, so blitzdumm, —
Merkt nicht zuletzt sein himmlisches Besitzthum?

Einst schlief er unter grünem Waldestraumdach,
Gerieth dann durstig in das Schenkenhaus,
Und wieder trunken ward, der jetzo kaum wach.
Frei ging er ein, als Knecht trat er heraus!
Er sang ein Lied, viel schöner noch, als Baumbach,
Von Schenkenmädchen, Humpen, Lieb' und Schmaus:
Wirthstöchterlein bat ihn, es aufzuschreiben,
Sie woll' es ihrem Album einverleiben!

So kam's — durch Frauenwerk, wie alles Unheil —
Daß Siegfried, in deß Hirn noch gar nichts spukte
Von Tinte und Papier, dem um ein Huhn feil
Das schönste Trinklied war, der selig guckte
In jedes Mädchenaug', allmählich nun Theil
An dem nahm, was sich nennt einst „das Gedruckte".
Er schrieb sein erstes Lied in jenes Album,
Die Unbefangenheit bracht' er so halb um!

Seitdem blieb keines mehr unaufgeschrieben.
Die Schenkenmaid war freilich bald vergessen,
Denn vielfach nahm er Unterricht im Lieben.
So wie er mancher Herren Land durchmessen!
Er lernte Manche kennen, die durchtrieben,
Der blöde Jugenddummheit aufgesessen!
Doch sei's gesagt ihm zur Vertheidigung:
Das Leben lehrt nur solch ein Seitensprung!

Wer nichts gesehn, der kann auch nichts berichten,
Wer nichts gefühlt, der kann nichts fühlen lassen,
Wer nichts erlebt, kann nichts Lebend'ges dichten,
Wer nicht geliebt, kann auch nicht tüchtig hassen.
Wer niemals stritt, der kann nicht Fehden schlichten,
Wer nimmer wagt, der wird auch nichts erpassen.
Wer stets einsiedelt, immer nur zu Haus steckt,
Deß Haupt gleicht dem, das in den Sand der Strauß steckt.

Nun, Siegfried that von dem das Gegentheil.
Er liebte die Natur und die Geselligkeit,
An Kunst und Wissen nahm er regen Theil,
Kam vorwärts in der Welt mit Schnelligkeit,
Am Freiheitskampf nahm er als Degen Theil,
Ihn liebten Freunde mit Einhelligkeit;
Als er sich gar des Doctorgrads bemeisterte,
Geschah es, daß er manche Maid begeisterte.

Doch, wie sich in der höchsten Noth ein Helfer
Oft finden läßt, geschieht's im größten Glück,
Daß laut erhebt die Mißgunst ihr Gebelfer
Und uns vom Ziel wirft ein Stück Wegs zurück.
Es findet Satan immer seinen Stellver=
Treter auf Erden, und ein Bubenstück
Ist leicht ersonnen, so wie's leicht vollbracht wird,
Wie's nach dem sonnigsten Augusttag — Nacht wird!

Dem Helden Siegfried war aus Jugendzeiten
Ein neid'scher Kamerad gefolgt, ein hagerer;
Der sah den Kühnen sicher vorwärts schreiten
In blüh'nder Rundung, und ward immer magerer.
Er sah gelingen ihm Unmöglichkeiten,
Sein eig'ner Muth ward stets ein zagerer,
Je mehr, was er begann, ging in die Brüche,
Und garnichts gar ward in der Lebensküche!

Lang, hager, häßlich ist er von Gestalt,
Rückfliegt die Stirne und vorwärts strebt das Kinn,
Ein Schnurrbart, der sich wirr zusammenballt
Und sich dem Bocksbart mischt, bezeugt den Sinn.
Die Hand, mit Katzennägeln, oft gekrallt,
Fährt stets voll Unmacht nach der Feder hin,
Das Haupthaar, rückgestrichen, flattert spärlich,
Der Blick ist stechend und — der Kerl gefährlich!

Solltet Ihr je im Wiertzmuseum stehen,
Wo Großes angestrebt und auch errungen,
Zu Brüssel werdet Ihr sein Urbild sehen,
Dem Pinsel ist dort — das Porträt gelungen!
Das ist ein Böser, den erweicht kein Flehen,
Er sticht mit Federn, wie Verrath mit Zungen,
Wie Sozialisten kaum noch sind Politiker,
Sind kaum noch Menschen — anonyme Kritiker!

Früh war es, daß auch er zu dichten anfing,
Doch gleich mit feingespitzten Stahlfedern.
Er sah bald ein, daß nicht so leicht es anging,
Die Federn wurden ihm zu Qualfedern.
Und weil er doch mit Leib und Seele d'ran hing,
Sich vorzuthun, schrieb er mit Wahlfedern,
Trieb Politik, als Wähler ward er Wühler,
Streckte nach oben, unten seine Fühler.

Je höher ihm des Ruhmes Trauben hingen,
Je süßer dünkt' ihm des Spaliers Besteigung,
Und er verfing sich in der Ehrgier Schlingen.
Klein war die Kraft und groß war ihm die Neigung;
Er hörte fern die Musen sämmtlich singen,
Für ihn nur kannten sie nicht Huldbezeigung,
Die's so genau nicht nehmen sonst mit Sittlichkeit,
Sie waren nur für ihn voll Unerbittlichkeit.

Sie nahmen nie des Traurigen Besuch an,
Sich Siegfried zeigend ganz ohne Umhüllung,
Eh' nähm' von Jenem irgendwer ein Buch an,
Eh' sie gewährten seines Wunsch's Erfüllung.
Den ging der Segen, diesen nur der Fluch an,
Die sprudeln aus zwei ew'ger Quellen Füllung.
So daß es Hagen stets wie Prügel vorkam,
Wenn ihm von Siegfried irgend was zu Ohr kam.

Die zwei nun trafen sich im Leben wieder,
Es handelt dieses manchmal wie mit List so!
Extrem berühren sich hier Hoch und Nieder,
Und jeder Faust trifft einmal den Mephisto.
Die Neßel sticht am Fuß vom duft'gen Flieder,
Wohl mag es traurig sein, allein es ist so!
Don Quixote (wer lange ihn nicht ansah,
Les' ihn auf's Neu') sticht ab durch Sancho Pansa.

Dumm durch gescheidt, und schön durch das, was häßlich,
Durch Liebe Haß und Treue durch Verrath!
Der Schatten ist vom Lichte unerläßlich,
Und erst die Feigheit zeigt die Heldenthat.
Vom Edelsinn hebt Tücke ab sich gräßlich,
Und ohne Schnitter giebt's auch keine Saat.
So sieht man Schwarz und Weiß sich immer gatten,
Verdienst wird recht durch Mißgunst klar, sein Schatten.

Die Menschheit ist ein Boot; zwei Schiffer tauchen
Ihr Ruder, einer links und einer rechts,
Will nie der rechts das seine helfend brauchen,
So treibt der Kahn des menschlichen Geschlechts
Auf Klipp' und Fels! Mag's nie der links eintauchen,
Wird Sandbank, Woge Herrin des Gefechts,
Doch rudern zwei — hält Gut und Bös die Waage —
Fliegt hin das Schiff zum letzten Erdentage!

Der Wunsch nach Größe ist die schönste Sünde!
Und der erwachte nun in Siegfried's Seele.
Zwar ahnt' er leis, daß einmal Alles münde
In des Vergessens Meer und daß ihm fehle
Der Größten Kraft, und daß er sich verbünde
Statt Glück — Enttäuschung und sich langsam stehle
Der Weltlust früchtevolle Spendejahre,
Und nimmer doch sich zu den Ersten schaare!

Doch wer erkennt nun einmal den Beruf,
Den lenkt Nichts ab; gradaus den Blick gerichtet,
Hört er nicht rechts noch links Sirenenruf —
Er hat die Spreu vom Weizen längst gesichtet.
Er zwingt des Flügelrosses Feuerhuf
Höh'an, die goldnen Schwingen braucht's — er dichtet!!
Der neue Siegfried fuhr so auch zum Port,
Und er gewann — den Nibelungenhort!

Doch ruht ein Fluch, dereinst geflucht vom Neide,
Auf Allem, was die Dichter je erdacht,
Im Leid erschaffen, wird es auch zum Leide
Für den, der's nie so, wie er's träumte, macht!
Auch ist's, als schwor die Menschheit starke Eide,
Daß den, der sie erhebt, sie stets — verlacht!
Wer sich, zu Engeln sie zu zieh'n, ereifert,
Wird von den Schlangen, Kröten, stets begeifert.

Das hat indeß die Ersten nie gehindert,
Des Geistes Fackel aus des Läufers Hand
Zu nehmen und mit Kraft, die ungemindert,
Der Wahrheit Licht zu bringen fernstem Strand.
Es giebt ein Leid, das alles Leiden lindert,
In Thränen lächelt, wer's in sich erfand.
Die Blüthe stiller Einsamkeit, die Dichtung:
Dem, der im Urwald sich verlor, die Lichtung!

Der Tag, da Paris jenen Bund der Eh' schloß
Mit Helena, der Tag von Trojas Fall,
Der, da ein Schüler den Cornelius Nepos
Hat absolvirt, dann der vom ersten Ball,
Glich jenem nicht, an dem Held Siegfried's Epos
Vollendet war. Doch nicht mit Donnerschall,
Kanonenschüssen (Hundert und noch einem,
Wie Fürstenglück sich spreizt) prahlt' er mit seinem!

Als Junggesell ging fröhlich er zur Schenke,
Und aß gebrat'nes Fleisch mit Spiegeleiern,
Bestellte sich ein köstliches Getränke,
Und Freunde, ohne die kein Fest zu feiern
(Es sei denn, daß das Schifflein Venus lenke). —
Hoch über'm Stammtisch prangten Schwerter, Leyern;
Die Bilder Aeltester, der Neuerworbenen,
Und Kränze schmückten jene der Verstorbenen.

Die Männer sind doch wunderliche Leute!
Da sitzen sie im Qualm, die Luft ist grau.
Schon ist's so spät, daß Morgen längst das Heute,
Und Keiner kennt den Andern mehr genau,
Man stellt das Glas auf Asche, auf zerstreute,
Und vor den Augen wird's schon grün und blau.
Das Knie ist ein=, der Arm herabgesunken,
Doch über'n Durst wird immer fortgetrunken!

Verbraucht, verwetzt am Feuerzeug der Reiber,
Erzählt sind längst die Zoten und die Zötchen,
Doch immer wieder denkt man da der Weiber,
Und schmunzelt bei dem letzten Anekdötchen.
Wer würde müd' der glänzend weißen Leiber,
Und auch der Schrammen von den Katzenpfötchen?
Am Schluß wird noch das Weibsgeschlecht verdammt,
Von Denen mehr, die mehr für es entflammt!

Doch war am Anfang erst des Festes Abend. —
„Hört, Freunde," rief der Held, „den Grund der Feier!"
An etwas Schäumendem sein Herz erlabend.
„Hingst etwa an den Nagel Du die Leyer?"
„„War hold Apoll Dir, reichlich Dich begabend?""
„„„Ward'st abgewiesen etwa Du als Freier?"""
Dies rief ein Ehemann! — „Sag', was es giebt!"
„Es giebt," sprach Siegfried Kurz, — „ich bin verliebt!" —

„Verliebt! — So etwas läßt sich noch begütigen!"
So rief ein zweiter Eh'herr, der bis elfe
Urlaub bekam. Sein Weib war von den Wüthigen.
„Suchst Du den Freund hier, der Dir werben helfe?"
„„Gehört zu Bürgerlichen, zu Blaublütigen,
O Siegfried, Deine weiße Wunderelfe?""
Als so im Gange war die Zeitverkürzung,
Ging auf die Thür, und groß war die Bestürzung!

Herr „Don qui blague" trat ein, und zwar persönlich,
Der Federfuchser, so von Wiertz genannt!
Von ihm war nur die Rede hier gewöhnlich,
Man hat ihn aus dem Stammkreis oft verbannt.
Allein Herr „Don qui blague" ist sehr versöhnlich:
Durch's Fenster stieg' er, schlöß' sich ihm die Wand.
Er hörte hier von einer Weinladung,
Und fand sich ein, ganz ohne Einladung!

Den schon Erhitzten aber brach der Schweiß aus,
Es war der Mann von Niemand gern gesehn.
Trotz besten Weins nähm' Jeglicher gern Reißaus.
Und dennoch mocht' ihn Keiner heißen gehn! —
„Ihr wißt, das Wochenblatt schrieb einen Preis aus,
Für's beste Epos! Siegfried, hol' Dir den!"
So rief der Hagere! — Der Held, mit Sinnen,
Sprach: „Einen bessern Preis möcht' ich gewinnen!"

„Heirathen will er!" brüllt' es nun im Chorus.
„Wir gönnen's ihm!" schallt's von den Eheherrn.
„Schlagt ihm den Kopf ab, wie dem Thomas Morus!"
Tönt's von den Junggesellen nah und fern.
„Schickt nach dem Arzt, dem alten Diaforus,
Sonst hat er fürder weder Glück noch Stern!"
Der Eine sprach: „O Freund! Festina lente!
Dann ist es aus, das Dolce far niente!"

„Gieb auf das Dichten nur, wenn Du ein Weib hast,
Dir schlägt nicht eine ruhige Minute;
Wenn lieb Du Deinen Geist und Deinen Leib hast,
Dann binde Dir nicht selbst die scharfe Ruthe.
Jetzt dichtest Du, doch eine wilde Schreibhaft
Verlangt von Ruhmes wegen dann die Gute,
Vielleicht auch schreibst Du mehr nicht eine Zeile,
Ihr eig'nes Wohl hat immer größ're Eile.

Sie stört Dich in der allerbesten Stimmung,
Tritt ein bei Dir, wenn Musen sind zu Gaste,
Gelingt Dir fast des Helikon's Erklimmung,
Heischt sie vom Mann, daß kosend erst er raste.
Dann dichtest Du in mißlicher Verstimmung;
Brauchst — Liebe Du, däucht gut ihr, daß sie faste!
Willst, promenirend, Du Gedanken sammeln,
Mußt Antwort Du zerstreut auf Fragen stammeln!

Kommst Du ermüdet heim, schon halb im Schlummer,
Denn viel Geschäfte hast Du heut' erledigt,
Klagt Dir die Frau noch selbsterfund'nen Kummer.
Du spottest —! Aermster, die Gardinenpredigt
Beginnt, hält an, bis selbst Du wirst ein Brummer,
Und Streit entsteht, der Lieb' und Nachtruh schädigt.
Ein solches Thun wird leicht zur Angewöhnung:
Das Schlimmste ist — um Mitternacht Versöhnung!

Ist die Versöhnung nun Dir auch gelungen,
Du armer, müdgehetzter, neuer Orpheus,
Hat Dich der Arm der stillen Nacht umschlungen,
Und jener auch vom oft erwähnten Morpheus,
Wird nebenan ein Klagelied gesungen:
Es schreit Dein eigner, neuer, kleiner Orpheus!
Die Frau springt auf. Du folgst, schlaftrunken; fremd
Erscheint Dir Amme, Kind und Weib, im Hemd!" —

„Du scheinst uns, Lieber, heut' sehr aufgeräumt!
Sprich, Junggesell, woher Du all' dies weißt?" —
„Woher ich's weiß? Je nun, mir hat's geträumt!
Und wär's nicht dies, prophetisch ist mein Geist!" —
„Wenn also Dir der Träume Becher schäumt,
So träum' einmal, wie, ganz allein, verwaist,
Frau-, kinderlos, im Alter Du wirst frieren!" —
„Mein Freund! Man kann auch Weib und Kind verlieren."

Doch hier erhebt sich lärmendes Gezeter,
Die Eh'herrn weinten schon bei dem Gedanken!
Laut riefen da die Ehestandsvertreter:
„Wer pflegt uns Müde, und wer heilt die Kranken?"
„„Wer weiblos geht durch's Sein, durch Höllen geht er!""
„„„Wer näht die Knöpfe, die am Hemde wanken!"""
Der erste Sprecher von den Junggesellen
Fuhr fort, ein Fels, d'ran Wogen wild zerschellen:

„Lacht Dir das Glück, wirst selbst Du Kindermädchen,
Reinigst die Höschen, putzest sechs, acht Näschen,
Tanzest Du nicht der Frau am Lenkefädchen,
Bist Knecht des Kind's Du, hoch wie sieben Käschen!
Längst mehr kein Herkules, drehst Du am Rädchen
Der ehelichen Omphale, der Bäschen,
Und während sie bequem sich's auf dem Thron macht,
Bist Du als Gatte, Mensch, Poet — voll Ohnmacht!

Kann alles dies die Heirathswuth nicht dämpfen,
So lief're Dich mit heilem Hals an's Messer.
Den eig'nen Strauß muß Jeder selber kämpfen,
Thust Du's, thust gut Du! Thust Du's nicht, noch besser!
Dein Blick verdunkelt sich vor Hexendämpfen,
Und alter Weisheit bist Du ein Vergesser.
Viel Wunderbares ward vom Weib geschrieben:
Das Beste: Eins Corinther, Caput sieben.

Das Räthsel ‚Weib‘ soll nicht von Dir errathen werden.
Denn niemals räthst Du's, hältst Du nur zu Einer.
Hältst Du zu Einer, wirst Du schlecht berathen werden,
Denn ganz bemächtigt sich die Eine Deiner.
Und nur von Einer kannst Du auch verrathen werden,
Wenn Alle treulos, ist der Schmerz viel kleiner.
Und kamst Du denn noch nicht zu der Erkenntniß:
Nie mangelt Bosheit ihnen, stets Verständniß!

An Deine Zukunft denkend nur ganz flüchtig —
(Sonst würden sie die Gegenwart nicht rauben),
Sind sie auf Dein Vergang'nes eifersüchtig,
Glatt, wie die Schlangen, sinnlich, wie die Tauben,
Zur Untreu' fähig und mit Worten züchtig. — —
Nun, hörst Du nicht, so wirst Du schon dran glauben!"
„Jungherr, gemach!" rief nun ein Ehemann,
„So laß auch einmal einen Andern dran!

Ich hab' ein Weib, daß ich nicht sagen könnte
Mit Worten, wie sie mich so glücklich macht,
Es giebt nichts Bestes, daß sie mir nicht gönnte,
Mein Bestes hab' ich nur durch sie gedacht.
Sie hat mir eine schöne Jahresrente,
Ein Gut und Frieden, Ehren zugebracht!"
„Freund," sprach der Junggesell, „bist Du ein Dichter?"
Und Jener: „Nein, ein Advokat und Richter!"

„Das ist was And'res, Freund! Die Dichter haben
Ein ganz absonderlich', erregt' Geblüt,
Das Alltagsleben kann sie nicht erlaben,
Sie brauchen für's Gedicht nur ihr Gemüth,
Die Götter legen ihnen dunkle Gaben
Zu sonnigen; sie sind gar leicht erglüht.
Doch werden durch ein Nichts sie gleich verletzt,
Indeß nur Ruhm und Beifall sie ergetzt.

Nicht Alle können Alles! Alle sollen
Auch nicht das Gleiche thun. Und die Poeten
Sie müßen nicht die Welt bevölkern wollen:
Laßt Laien in den heil'gen Eh'stand treten!
Laßt ihre Dichtung durch die Zeiten rollen,
Sie mögen sein Sibyllen und Propheten!
Barmherzig seien sie! Ich weiß genau:
Ein Dichter ist die Marter seiner Frau!

Ein Mädchen, das nicht, engelgleich, Geduld hat,
Nicht Sklavin sein will, sondern auch befehlend,
Wenn für den Mann auch Neigung sie und Huld hat —
Wählt sie den Sänger, stürzt sie sich in's Elend.
Ist's einerlei nicht, wer am Unglück Schuld hat,
Ist Unglück da!? Und wer ihr, das verhehlend,
Noch zuräth zu solch' unheilvoller Heirath,
Ist Satan selbst, zum mindesten sein Beirath!"

Da sprach Herr Siegfried: „Ihr vergeßt die Liebe!
Die Liebe ist allmächtig und allweise,
Der Liebe bar — wär' Alles, was ich schriebe,
So kalt, wie ein Gedicht aus reinem Eise!
Mißstimmung gäb's, die Liebe nicht vertriebe?
Es liebt ein Jeder nur nach seiner Weise!
Viel lieber will der Lieb' im Arm ich sterben,
Als ohne Lieb' Unsterblichkeit erwerben!

Unsterblichkeit! Und nicht geliebt zu haben!
Nicht Eins gewesen sein mit einem Wesen
In Freud und Leid, mit ihm gestrebt nicht haben
Nach höchstem Dasein, nicht im Auge lesen,
Ob's werth war, beim Gedicht gebebt zu haben —
Das wär' ja doch lebendiges Verwesen!
Ihr könnt nichts Gutes und nichts Schlechtes sagen,
Das ab mich hielte, Alles dort zu wagen!"

„Recht so!" rief Don qui blague nun seinerseits.
Die Ehe ist des Mannes Vollverpflichtung!
Es schmückt das Weib das Dasein uns mit Reiz,
Schenkt Leben, selber nahe der Vernichtung.
Undankbar wäre jeder Mannesgeiz,
Wir nehmen zu viel Rechte uns, der Richtung
Nur folgend, die Natur uns angegeben,
Und häufen Pflichten stets — in's Frauenleben!

Ich kenne keinen Lebenszweck, der hehrer,
Als seine Frau zu modeln, zu gestalten,
Daß sie einst übertreffe noch den Lehrer,
Und reichlich lohnt auch solches Mühewalten.
Sie ist für ihrer Geistesschönheit Mehrer
„Wachs im Empfangen, Marmor im Behalten"!
Ob ein Gedicht gelingt, bleibt Fraglichkeit,
Die Selbsterzog'ne giebt — Behaglichkeit!

Ein bischen Kinderlärm und ein emphatisch
Im Zorn gesproch'nes Wort, verhallt, verrauscht,
Wenn man des Zwistes Scenen nicht dramatisch
Zu den sechs Akten Götzen's aufgebauscht.
Ich bleib' dabei: Der Ruhm ist problematisch,
Ein Narr, wer gegen Eheglück ihn tauscht!
Die Frau ist wirklich, und der Ruhm nur scheinbar!" —
„Sind beide denn so gänzlich unvereinbar?"

Fiel Siegfried ein! „Ja!" rief ein Junggeselle,
„Der Dichter braucht für sich des Lebens Zeit!
Dort der Versucher führt Dich an die Stelle,
Da Satan wies der Erde Herrlichkeit.
Gieb Dich nur auf und Dich verschlingt die Welle!
Wer rücksichtslos, besteht im Daseinsstreit.
An Weibern modeln! Aussichtsloses Wagen!
Die eig'nen Schuhe kann nur Jeder tragen!

Und liebt, wie ihres Auges Apfel, Eine
Den einzigen ihr angetrauten Mann,
So stellt sie sich, als ob, wie er, sie's meine,
Da sie aus ihrer Haut nicht fahren kann.
Sie trägt des Mannes Brille nur zum Scheine,
Sieht doch die Welt mit eig'nen Augen an,
So wie dies nur des Weibes Recht und Fug ist,
Da sie seit Edens Zeit voll List und Trug ist."

„Oho!" schrie aufgebracht ein zweiter Gatte:
„Nun wird die Sache endlich mir zu bunt!
Hört auf, sonst stopf' ich mir das Ohr mit Watte;
Ich hab' ein Weib, von Formen rein und rund,
Und grad' gewachsen auch, wie eine Latte;
Ein hohes Lied aus Salomonis' Mund,
Wie jene aus den ‚Sprüchen' ist sie tröstlich,
Und mehr, als Perlen und Geschmeide köstlich!

Wer mir das Weib beschimpft, beschimpft auch meines,
Und Mutter, Schwester und die ganze Sippe!" —
Ein Spötter rief: „Ein hohes Lied ist Deines!
Doch denke, werther Freund, auch an Xantippe.
Denn Alle sind nicht, wie Du ausmalst Eines.
Der Mann ist schlecht — das Weib aus seiner Rippe!
Ausnahmen, sie bestät'gen nur die Regel,
Und Ein Weib ist nicht aller Frauen Pegel!

Weil ich geärgert schon als Kind die Eltern,
Soll ich, heut' ledig, schon mich ärgern morgen?
Gern trink' ich Wein, brauch' ich ihn nicht zu keltern,
Wer Kinder hat, schafft sich und ihnen Sorgen,
Geht, bleibt nur fort mit jenen Leidbehältern,
Den eig'nen Frau'n! Wer Geld braucht, kann ja borgen.
Ein Weib! Damit — fast hätt' ich mir die Zung' ver-
Brannt, aussterb' das Geschlecht der alten Jungfer!

Vermähl' Dich, Siegfried, und Du wirst's bereuen,
Bereuen wirst Du's mit der Frau gemeinsam,
Vermähl' Dich nicht, so kann Dich's auch gereuen,
Doch Dichten beut Ersatz Dir, wenn Du einsam!
Bei Freunden, reisend, wirst Du Dich erneuen.
War Collision, wenn je ein Schiff allein schwamm?
Wo Weib und Kinder, giebt's Zusammenstoß,
Nur wer sich selbst genügt, wächst riesengroß!

Im Arm der Ehe schläft Dein Dichten ein.
Ich sprech' ein größtes Wort Dir aus gelassen!
Es lautet ‚Freiheit'. Willst Du Sklave sein,
Und Dich von tausend Pflichten gängeln lassen?
Mit einem Weib sind Schwiegereltern Dein!
Kannst Du dies Wort in seiner Gänze fassen?"
Held Siegfried d'rauf: „Mein Schatz ist eine Waise,
Und — Hilde Grimm steht über allem Preise!"

„Die Hilde Grimm!" Da wurden Alle still.
Ein Engel huschte durch den kleinen Saal.
Die Jungherrn dachten: „Nun, wie Siegfried will!"
Und „Don qui blague" ward wie die Erde fahl!
Den Gatten schien der Jungherrn Spott — Pasquill —
Nun stimmten Alle zu mit einem Mal.
Sie brachten aus ein Hoch auf Hilde Grimm.
Nur „Don qui blague", bei sich, sprach: „Das ist schlimm!"

So wie der Sonne nachschleicht Nacht und Dunkel,
Hat selbst sein Herz an Hilden er gehängt.
Wie Wolken kriechen vor des Sterns Gefunkel,
Und wie sich Unkraut zwischen Garben drängt,
Wie um die Tugend tückisches Gemunkel,
Und wie Verläumdung edle Herzen kränkt,
So schlich sich „Don qui blague" auf Siegfried's Pfade. —
Heim ging nun Alles. — Schwankend der, der grade! —

Mit Strophen, noch so toll, mir nimmer schmeichl' ich
Zu lösen das verlockende Problem:
Zu malen Hilde Grimm! Ach, unerreichlich
Bleibt solch' ein innigst wünschbar' Ziel doch Dem,
Der deutsches Sprachwachs knetet. Unvergleichlich
Nur nenn' ich sie und mach' es mir bequem,
Wie der Homer, der an der Helena
Nichts anders nur, als daß sie schön war, sah.

Auch kann der Leser wahrlich nicht verlangen
Vom Dichter, der die Hände voll zu thun hat,
Mit dem er nun den weiten Weg gegangen,
Daß Jeder füglich etwas Lust zu ruhn hat,
Daß Alles melde ihm sein Unterfangen:
Wer liest, auch mitzudenken zu geruhn hat! —
Die Strophe, müdgehetzt schon längst durch Tasso,
Sagt nur: Der Held erlag der Liebe Lasso.

Nun muß man d'rob nicht Hilde Grimm sich denken,
Wie auf dem Mustang eine Amazone,
Die Büffel jagt, die da- und dorthin schwenken.
Es liebte Siegfried dieses Mädchen, ohne
Daß sie d'rum wußte. Immer mußt' er lenken
Den Schritt zum Haus, da, wie auf einem Throne,
Auf ihrem Stuhl am Fenster saß die Minnigliche.
Es stickte, strickte oder las die Sinnigliche.

Altdeutscher Sitte nach war die Estrade
Sechs Zoll hoch aufgebaut ihr an dem Erker.
Dort blickte sie, so recht ein Bild der Gnade,
Wie Griechenfrau'n aus Gynäceenkerker.
Auch Symphonien von Brahms und Niels W. Gade
Spielte sie dort. Und wenn, wie ein Berserker,
Herr „Don qui blague" ging unten auf und ab,
Ließ manchmal sie die Jalousie'n herab.

Doch still! Was schimmert durch das Fenster dort?
„Es ist der Ost und Hilde Grimm die Sonne!"
Es lebte wieder auf dies alte Wort,
Spazierte Siegfried an des Erkers Tonne.
Es war ihr Blick des seinen Sehnsuchtsport,
Und umgekehrt sein Auge ihre Wonne.
Ihr war es gleich, ob sie es Angesichts that
Der Stadt, und ob sie fleißig, ob sie nichts that.

Held Siegfried war ihr einziger Gedanke,
Und all' sein Denken war nur bei dem ihren.
Es schien, als ob ein Drahtnetz fest sich ranke
Ihr um das Haus, damit telephoniren,
Telegraphiren ihr der Liebeskranke
Zu jeder Stunde könne. Ach, und karessiren
Kann Dich ein liebend' Weib mit einem Blick,
Daß der Moment entscheidet Dein Geschick!

Hier sei mir nun der Leser Mitarbeiter
Und male sich, phantastisch dichtend, aus:
Wie Siegfried Hilden näher kam, und weiter,
Wie er ward eingeführt in ihrem Haus.
Die höchste Staffel auf des Glückes Leiter:
Den Frack, das Brautkleid und den Myrthenstrauß!
Vorher — Besuche bei den Anverwandten,
Spießruthenlaufen durch die Reih'n der Tanten.

Der Hochzeit Festdiner, der Freunde Toaste,
Die Unruh', bis man endlich im Coupé sitzt,
Er male aus, wie oft man sich erboste,
Und endlich, im Hôtel, bei seinem Thee sitzt,
Zuletzt das Glück umarmt, das zugelooste,
Die braunen Augen küßt von seinem Reh itzt.
Dann fällt der Gürtel! Laßet Schleier schweben:
Hic saltus! — Hier beginnt das Eheleben. —

Gieb, Mitarbeiter, wieder mir den Stift.
Ein Loblied will der Hilde Grimm ich singen.
Bleib' unvermählt, wer keine solche trifft.
Sie stutzte nicht des Gatten Dichterschwingen,
Gab nie ihm ein des kleinsten Aergers Gift,
Sprach nie mit ihm von ihren Wirthschaftsdingen.
Sie lächelte, wenn grob er und verstimmt war,
Und sanft blieb Hilde Grimm, wenn er ergrimmt war.

Sie streute auf den Weg ihm Ros' und Eppich,
Hielt seinem Zimmer fern ein jedes Lärmen,
Nie klopft' in seiner Näh' man Stühl' und Teppich,
Sie ließ des Nachts ihn mit den Musen schwärmen!
(Nein, Leser, nicht ein Lügenfutter stepp' ich,)
Sie trübt ihm nicht durch eifersücht'ges Härmen
Die Laune, — (die bald heiter und bald schlecht war), —
Weil ihr an ihm ein Jegliches ganz recht war!

Nie widersprach sie, hatte keine — Meinung,
Als nur die seine, die sie hoch verehrte,
Geschmückt nur trat ihr Ich in die Erscheinung,
Weil, sprach sie, so sich seine Lust vermehrte
Zur Arbeit. Unbekannt war ihr Verneinung
Von irgend was, das Siegfried's Mund begehrte.
Ja, sie errieth's, wenn sie die Blicke tauchte
In seine, — daß er nicht zu sprechen brauchte!

Stets ließ sie über seine Zeit verfügen
Den Dichter, quält' ihn nie mit Alltagsquark,
Bestritt vom Hausgeld jegliches Vergnügen,
Und, was erscheinen mag besonders stark
Und grenzend fast an das Gebiet der Lügen,
Nie brauchte sie nur eine Extramark!
So konnte Siegfried, den sie niemals murren lassen,
Der Dichtkunst Haspel leicht und munter schnurren lassen.

Ganz glich sie der, von der ein Dichter spricht,
Die uns ein neidenswerthes Loos bereitet:
„Wer wünschte sich, wer wünschte sich denn nicht
Ein Weib, wie sie, die für uns duldet, streitet,
Für Alles blind, so lange wir im Licht,
Ein treuer Freund, bis an das Grab uns schreitet,
Den Ort anklagend, den ihr Auge feuchtet,
Daß er uns birgt, und nicht nachstrahlt und leuchtet!"

Wie ging sie ein in des Berufes Elend,
Sprach, schalt ihr Mann die Zeit: „Wie hast Du recht!"
Und schlief er früh und lang, zum Kampf sich stählend,
Hüllt sie ihn sorglich ein: „Wie hast Du recht!"
Klagt' er, er sei sich nur vergebens quälend,
So sagt sie traurig: „Ach, wie hast Du recht!
Viel besser, And'rer Kämpfe anzusehn,
Als selber kämpfend durch die Welt zu gehn!"

Dann hört sie wieder einen Plan, hochfliegend,
Und lobt die Anordnung und alle Theile,
Den Dichter, der im Traum sich wiegt, mitwiegend,
Denn so bewahrt sie ihn vor langer Weile.
Nun sieht er sich ob Mitbewerbern siegend,
Und zur Unsterblichkeit geführt in Eile.
Da spricht sie (Widerspruch ist stets verderblich):
„Gewiß, mein lieber Mann, Du wirst unsterblich!"

Unter den Frauen mag's nun Manche geben,
Die finden solche Unterordnung schwierig
Und meinen, ihre Sache sei's nicht eben,
Auf solche Ehe sei'n sie nicht begierig,
Zum Mind'sten brauchten sie ein halbes Leben
Zur Angewöhnung, und das sei langwierig,
Und Heuchelei, unwürdig, sei die Beugung. — . . .
Bei Hilde Grimm war Alles Ueberzeugung!

Sie sprach mit Siegfried: „Ihr vergeßt die Liebe!
Die Liebe ist allmächtig und allweise.
Sie unterdrückt der Lieb' zu lieb die Triebe
Und zaubert Gluthen wieder aus dem Eise!
Mißstimmung gäb's, die Liebe nicht vertriebe?
Es lebt ein Jeder nur nach seiner Weise,
Die Liebe läßt Mißstimmung gar nicht kommen,
Und Liebe hat den Siegfried nur genommen!"

Sie schob sich niemals in den Vordergrund
In ihrem ehelichen, schönen Dasein,
Sie strich sich aus, wie überflüssig, und
War schon beglückt, wenn sie ihm durfte nah sein.
Sie förderte sein Wohl zu jeder Stund',
Und, was ihr allerhöchstes Lob, — sie sah sein
Glück in der Hintansetzung des ihrigen,
Doch schien ihr Loos ihr nie eins von den schwierigen!

Mit solcher Hülfe und bescheid'nem Rath
Ward nun das Epos, gut schon abgelagert,
Neu revidirt; durch manche Heldenthat
Und kühnen Strich war's weislich abgemagert.
Nun sollte fröhlich aufgehn diese Saat! —
Lang hatte „Don qui blague" den Freund belagert,
Das große Werk ihm bei der Correctur
Zu leih'n für kleine krit'sche Procedur.

Auch Siegfried war nicht frei von Menschenschwächen. —
Nicht kam ihm bei, daß Jener Mißbrauch treiben
Mit geist'gem Eigenthume könne, rächen
Durch fremdes Gut die eig'ne Unmacht, schreiben
Auf seines Ruhmbuchs unbeschrieb'ne Flächen,
Was hier schon stand — kurz, stehlend einverleiben —
So wie den leeren Quersack füllt ein Wand'rer, —
Dem leeren Hirne die Ideen And'rer!

Nein, weil die Maid verschwendrisch wird genannt,
Die auch dem Mond nur ihren Reiz entblößt,
Zieht Siegfried vor, zu bleiben unbekannt.
Heilsame Furcht hat stets ihm eingeflößt
Das dumme Publikum, die plumpe Hand,
Mit der „Kritik" den Gott vom Sockel stößt.
Falsch war's und schwach! Denn immerhin bedarf's in
Dem besten Werk des Raths von fremdem Scharfsinn.

Nur „Don qui blague" ist freilich nicht der Mann,
Dem, ohne auf die Finger ihm zu schauen,
Man anvertraun ein heilig Theures kann!
Viel eher noch auf Meersand Häuser bauen,
Und aus dem Fenster schaun, zur Sturmfluth dann,
Als einem Neider, der nichts leistet, trauen!
Im Vortheil ist der Mann, der nie was schrieb,
Doch doppelt, wenn die Kunst er übertrieb!

Nun hat ein Jeder seine wunde Stelle!
Held Siegfried fürchtete die bösen Zungen,
Und doch war sein Verstand sonst klar und helle,
So war's der Thetis auch nicht ganz gelungen
Mit dem Achill, als in des Styxes Welle
Sie ihn getaucht, doch ihn beim Fuß geschwungen.
So blieb er an der Ferse denn verwundbar.
Vom ältern Siegfried ward ein Gleiches kundbar.

Ein Lindenblatt fiel schwebend auf die Schulter
Ihm, als im Lindwurmsblut er grad ein Bad nahm,
Weshalb ihm Hagen, als in Bergesmuld' er
Zu trinken ging, das Sein durch schnöde That nahm. —
Und „Don qui blague", weil langsam, mit Geduld er
Gar oft zu Hilde Grimm mit bösem Rath kam,
Traf auch die wunde Stelle ihrer Logik,
Die Frauen beibringt — keine Pädagogik!

Den todten Punkt hat auch das hellste Auge.
Siegfried's Achillesferse war die Angst.
Ihm schien nicht sicher, daß sein Werk was tauge,
Und Hilde Grimm, Du Arme, Du gelangst
Dahin aus Liebe, daß der Egel sauge
Des Liebsten Blut, um das Du zitternd bangst.
Wie Chriemhild einst ein Kreuz auf Siegfried's Rücken
Genäht, gabst nach Du Deines Feindes Tücken.

Sie fand geheim die Perle der Verleger.
Der zahlt dem Dichter, was auch nur beliebt ihm,
Recht ein Mäcen, der schönen Künste Heger!
(Noch war das Gold nicht gänzlich durchgesiebt ihm.)
Doch „Don qui blague", der Hoffnung Bild Erreger,
Fleht Hilden an, die giebt das Manuscript ihm:
Die zweite Abschrift, heimlich angefertigt,
Weil sie sofort das schönste Lob gewärtigt.

So nahte nun der große Tag heran,
An dem erscheinen sollt' auf's Neu' Homeros,
Schon lange kündigte der Drucker an,
Und machte Laien aufmerksam und κλῆρος:
Das zöge jeden Leser himmelan,
Athene sei darin versteckt und Eros!
Kein Neider könne dieses Werk verkleinern,
Es sei ein Denkmal, unvergänglich, steinern!

Das Utile vermisch' es der Gelahrtheit,
Dem Dulci aller hohen Poesei,
Es wär' ein Unicum an Witz und Zartheit,
Und unantastbar für die Polizei.
Kraft stünd' ihm an, wie Männern die Behaartheit,
Und kurz und gut, schloß der Prospect, es sei
Das Beste, was (dies Jahr) den Druck verlassen,
Auf wälschen, deutschen, englischen Parnassen!

Tag's d'rauf erschien auch in der Hauptstadt „Zeitung
Für Börsen- so wie Litt'ratur-Int'ressen",
Dem Blatt von größter, weitester Verbreitung:
(Was heut' es druckt, ist morgen schon vergessen!)
Ein Auszug von der feinsten Zubereitung! —
Sparsam an Lob, an Tadel gut gemessen,
Stand ein Artikel drunter dann zu lesen,
Der schien geschrieben, wie mit einem Besen.

„Wir glauben niemals heut'gen Tag's zu irren,"
So fing es an, „wenn wir an Versen tadeln!
Man kann uns nicht mit Reimgeklimpel kirren,
Die Form vermag den Unsinn nicht zu adeln!
Doch solchen krausen Wirrwarr zu entwirren,
Gelingt uns nicht, und stäch' uns wer mit Nadeln
So lange, bis es unser Geist vollbracht hat —
So lang' auch, als der Dichter d'ran erdacht hat!

Gern wollen wir, wo Vieles strahlt in Klarheit,
Der kleinen Schwächen nicht zu herb gedenken.
(So sprach Horaz, hier macht sich's gut in Wahrheit.)
Doch wer will nur in Längen sich versenken?
Schmacklose Speisen von nicht halber Garheit, —
Die zu genießen, dürfen wir uns schenken!
Wer doch, talentlos, glaubt, er müsse Dichten,
Der klage nicht, gehn And're dann an's Richten.

Wenn Einem wäre keine Wahl gelassen,
Der schon verurtheilt, an dem Strick zu hängen:
Als hängen oder dichten, ist's zu fassen,
Will schlechten Wein in alten Schlauch er drängen,
Credenzen schalen Trank aus ird'nen Tassen.
Mir scheint, als ob deshalb gar Viele sängen!
Wir zeugten, wann der Autor uns beriefe,
Daß er nicht stand vor der Alternative!"

So ging es fort mit geiferndem Erguß.
Und um den Dichter ganz zu Tod' zu quälen,
Begann er dann, vom Anfang bis zum Schluß,
Der Dichtung Inhalt deutlich zu erzählen.
Von der Geburt des Helden, der da muß
Die Welt besehn, eh' er sich kann vermählen,
Und wie im Eh'stand Alles sich gestaltete —
Perfid der Kritiker genau entfaltete!

Nun war's grad der Geburtstag des Poeten.
Schön Hilde hatte mit besond'rem Takt
Die Gaben, die er theils sich auserbeten,
Und die sie theils erwählt, hübsch ausgepackt.
Jetzt sah er fröhlich an den Tisch sie treten
Und gießen über ihn den Katarakt
Von Festgeschenken, einen Lorbeerkranz. —
Als Schlußeffekt: Die Pracht des Goldschnittbands!

Sein eig'nes Werk, in Goldschnitt war's gebunden!
O, ungekanntes, neues Glücksgefühl!
Der kränkste Kranke mußte da gesunden,
Und ihm war wohl und nur ein wenig schwül,
Wie dem Polykrates, als er den Ring gefunden!
Er zog die Gattin auf des Divans Pfühl
Und sprach nur: „Hilde, meine Seligkeit,
Ich liebe Dich in alle Ewigkeit."

Sie war so glücklich, daß sie schwamm in Zähren. —
Das ist die Zeit, wo sich das Schicksal wendet,
Die Götter lassen Glück nicht lange währen. —
Es klingelte. Und durch die Post gesendet,
Unter des Kreuzes Band, als ob es wären
Die Mahnungen, wie stets ein Heiland endet,
Erschienen, von der Magd gebracht, drei frische,
Bedruckte Blätter auf dem Gabentische.

Ein Stoß in's Herz! Und ach, ein Stoß voll Tücken,
Von Mörderhand dem Arglosen gesandt,
Ein Hagenstoß zugleich auch in den Rücken!
Wie da die goldne Festesfreude schwand!
Wer rechnet, hier sich dauernd zu beglücken —
Der schreibt in's Meer und preßt das Oel — aus Sand. —
Der Starke übersteht die Lebensphasen:
Wer unterliegt, vergeht wie Seifenblasen. —

Wie da die Lust von Siegfried Abschied nahm!
Er tropfte weg von seines Lebens Leuchter,
„Wie eine Kerze, die in's Laufen kam!"
Sein Muth zerrann, das Auge ward ihm feuchter,
Als das der Treuen, die zerfloß in Gram.
Der grimme Hagen! Eines Schlag's verscheucht' er
Der Beiden Glück, das scheinbar fest gezimmerte,
Was half's, daß Hilde tobte, schrie, dann wimmerte.

Stumm, wie des Schweigens Statue, so schien
Nun Siegfried. Endlich suchte jetzt die Reine
Zu trösten, wieder zu ermuth'gen ihn:
„Urtheile sind wie Uhren! Während keine
Der andern Gangart hat, mein Freund, erschien
Die richtig gehende noch Jedem — seine!
Was ficht's Dich an, was der aus Zorn geschrieben,
Weil ihm der — bare Beifall ausgeblieben?

Laß Dich im Dienst der großen That gebrauchen
Geduldig, opf're auf Dich dem Gedanken,
Das ew'ge in des Daseins Tiefe Tauchen
Sei Labsal, Trost Dir, wie ein Trunk dem Kranken.
Ein Spiegel sei: Mag drauf die Natter hauchen,
Er bleibt, wie Bilder auch vorüber schwanken. —
Die Liedkunst hört verhaltnen Neids die Welt,
Die Todte nur auf Piedestale stellt!"

Sie sprach manch' großes Wort: „Es war der Neid,
Dem noch die Bosheit grause Waffen lieh,
Man spricht von Dir noch in der fernsten Zeit,
Und Deinem Adel, — doch von Jenem nie!"
Doch Siegfried: „Nein! Der Finger Gottes leiht
Sich Dem, damit er gegen das Genie
Sich hebe, ihn in gift'gen Brunnen tauche,
Und Kainszeichen dann zu schreiben, brauche!

Mir, Hilde, blüht kein fürder Glück auf Erden,
Getödtet hat er mir die ersten Rosen,
Die Knospen derer, die erst kommen werden! —
Vorbei nun unser ahnungsloses Kosen!"
Verzweiflung in dem Blick, in den Geberden,
Ließ er den Sturm im Innern nun vertosen. —
Still weinend küßte sich das Trauerpäärchen! —
Erinnert Euch — ich dichte nur ein Märchen.

„Es war einmal, was einmal, keinmal war.
Wär's nicht gewesen, würd' es nicht erzählt!"
Also beginnt der Märchen große Schaar.
Ich habe dieses zum Gedicht erwählt.
Gedruckt erschienen ist's in diesem Jahr,
Nicht als mein erstes und ich bin gestählt,
Im Falle „Don qui blague" mir auch Fascikeln
Zuschickte von vergifteten Artikeln.

Ein Märchen ist's: d'rum braucht Ihr's nicht zu glauben,
Daß Siegfried nun verscholl, so wie Musik
Verhallt; er ließ sich die Gesundheit rauben
Von seinem Feind und macht' ihm leicht den Sieg.
Bei jedem Einwand spielt' er nur den Tauben. —
Er starb. An was? Er starb an der Kritik!
Und was ihm Hilde auch an Tröstung bot —
Stark ist das Leben, stärker noch der Tod!

Das Gleichniß führt sie an vom Karpfenteich,
In den man als Verfolger Hechte setzt,
Die auf die Karpfen stürzen allsogleich,
Bis die beweglich werden, schlank gehetzt.
So die Kritik in dem Poetenreich!
Die Karpfen weichen fröhlich aus zuletzt,
Die, im Entschlüpfen vor der Hechte Kiefern
Nur den Beweis, daß sie auch echte, liefern!

So endete sehr traurig dies Erlebniß,
Mit Liebe, Dichtkunst und Humor begonnen.
Es bringt das Leben oft dies Endergebniß:
Was schnell gewonnen, ist auch schnell zerronnen!
Die Liebe überlebte das Begräbniß!
Und als versiegt nun Hilde's Thränenbronnen
Und sie allein war unter Siegfried's Dache,
Sann, schwur und brütete sie Jenem Rache!

O, wie unnöthig war doch Siegfried's Tod.
Stolz las sie spät nun Lob und Anerkennung
Im „Morgenboten“ und im „Abendroth“.
Was nützt dem Todten seines Namens Nennung?
Zur Rückkehr zwingt Geschied'ne kein Gebot,
Es giebt kein Wiedersehn nach letzter Trennung!
Doch, wie unnöthig war sein Tod gewesen:
Drei Menschen hatten kaum das Blatt gelesen!!

Nur „Don qui blague“ in seiner Kraft Bewußtsein,
Vermaß sich nun des neuen Sieg's verwegen.
Er dachte: „O, es muß doch Götterlust sein,
So, wie mir Siegfried schmachvoll unterlegen,
Sie zu bezwingen und an ihrer Brust sein
Der Eine, dem sich ihre Pulse regen!“ —
So schwamm er tollkühn auf der Hoffnung Meer.
„Doch Siegfried's Wunden schmerzten Hilde sehr!“

Ein and'rer Mensch erfüllt mit einem Triebe
Sein Dasein! „Don qui blague“, geplagt
Von seiner blinden, unermeff'nen Liebe,
Hat deshalb nicht den Lauf zum Ruhm vertagt!
Es ging kein Tag, an dem er nicht was schriebe,
Und oftmals hat bei Freunden er geklagt:
„O, wär' die Erde doch ein Stück Papier,
Das, vollzuschreiben, überlassen mir!

Warum giebt's Zeitungen, nicht: Eine Zeitung!
Warum giebt's Federn und nicht: Eine Feder!
Ich übernähme gern dann ihre Leitung,
Ich schrieb' allein; heut', leider, schreibt ein Jeder!
Mir blieb' — der Weltgeschichte Zubereitung,
Ich zög' allein als Kritikus vom Leder!
Wißt Ihr, warum der Weltenbrei verdorben?
Weil Gott zu viele Köche angeworben!“

So sprach er einst in jenes Stammsaals Hallen.
Man warf ihm vor Verrätherei, Betrug.
Er aber ließ das freche Wort erschallen:
„Ja, ich bin Hagen, der den Siegfried schlug!“
Da sah man sich der Freunde Fäuste ballen,
Auf ging die Thür, und wie des Speeres Flug
Flog, arg zerbläut, hinaus das geist'ge Zero,
Das einen Kopf der Menschheit wünscht', ein Nero! —

„Der arme Siegfried,“ sprachen d'rin die Braven,
„Er wußte nicht dem Reisenden zu gleichen,
Der, von den Heimchen arg geplagt beim Schlafen,
Es doch verstand, sein Endziel zu erreichen.
Nur wer sich ärgern läßt, macht sich zum Sklaven
Der kleinen Grillen, die dem Stock nicht weichen,
Des Heimchens, das am Rain sich müde zirpt,
Und, unbeachtet, noch am Abend stirbt!

Doch ach, der Arme war nicht klug und praktisch,
Betrieb nicht vorher das Zusammenrotten
Der Freundschaft, die zu Wege geht so taktisch,
Daß sie das Lob erzielt durch ein Verspotten
Der Konkurrenten, bis aus Furcht die faktisch
Das Ruhmei selbst des Neulings gar gesotten."
So sprachen sie und noch viel Wahres mehr.
„Doch Siegfried's Wunden schmerzten Hilde sehr."

'S ist Dämmerzeit. — Die Junggesellen qualmen
Vor Abendblättern einsam beim Kaffee.
Im Prunkgemach sitzt Hilde unter Palmen,
Und braut Herrn „Don qui blague" den besten Thee.
Es schießt das Glück ihm auf in stolzen Halmen,
Er kniet zu Füßen seiner braunen Fee.
Giebt's Fernen, dem Beharren unerreichbar,
Und harte Frauenherzen, unerweichbar?

Ja, Hilde Grimm war auch kein tiefer Räthsel,
Als and're Frau'n; nun hat er es gelöst!
Die Zeit ist hin, da man ein wild' Gemetzel
Verursacht um den Gatten. Halb entblößt
Den Nacken und den Arm, wie einst vor Etzel
Chriemhild, stand Hilde da und flößt
Dem Halbverzagten wachsendes Vertrau'n ein,
Und schenkt ihm Thee, süßduftend, goldigbraun, ein.

Er flüstert ungelenke Liebesworte.
Durch Moußelin erschimmern ihre Reize,
Sie füttert ihn mit Makaronentorte,
Und weiß in feiner Art von einem Geize,
Er glaubt sich nah' dem Nibelungenhorte,
Und jedes Harren dünkt ihm nur noch Beize.
Sie spielt Klavier, sie singt wie ihr Kanarien=
Goldvögelein — Bayreuther Liebesarien.

Sie kokettirt mit ihres Füßchens Kleine,
Sie kokettirt mit ihres Strümpfchens Seide.
Am Busen nun verschiebt sich gar das feine
Brusttüchlein unter blitzendem Geschmeide.
Er bittet, fleht: „O Hilde, sei die Meine!“
Und schwört ihr Treue mit gewalt'gem Eide. —
Ein böhmisch Buch sind ihm des Weibes Mienen —
Würd' er ihr folgen sonst zu den Gardinen?

Sie führt ihn hin und zieht an einer Schnur.
Schon glaubt er des Alkovens Glück sich offen.
Doch eine Marmorbüste sieht er nur.
Die Siegfried's war's und wundersam getroffen,
Voll Hoheit, wie des Lebenden Natur.
Wie ward ihm da zu Nichte all sein Hoffen!
Zwei Männer, handfest, stockbewaffnet, kann dort
Er nun verlassen sehen ihren Standort.

Und nun geschah, daß diese zwei ihm thaten
Was Wohlgesinnte wünschen, daß geschähe.
Die Muse braucht nicht Alles zu verrathen,
Selbst wenn sie nicht, wie's üblich, Alles sähe!
Sie zeigten ihm die Früchte seiner Saaten,
Und brachten dann ihn aus Frau Hildens Nähe.
Und weil wir bleiben in des Märchen Tone:
So starb er an dem wohlverdienten Lohne!

So endet hier die seltenste Geschichte.
Und wenn sie Einem allzu grausam endet,
Sag' ihm Moral: „Recht ging man zu Gerichte!
Der Held war nicht vollkommen und man wendet
Mit Takt nur ein: Was schuf er auch Gedichte?
An „Don qui blague“ wär' Mitleid schlecht verschwendet,
Und Hilde, die der Rache sich ergeben,
Beschloß als Wittib freudelos ihr Leben!“ —





Die drei Wünsche.

Sacrifice, ô toi seul peut-être es la vertu!
Les Destinées. Wanda.
Alfred de Vigny.

Es ist im Süden eine Zauberbucht,
Da, wo Italien sich an Frankreich lehnt.
Dort reift der Goldorange süße Frucht;
Die Palme, die nach Afrika sich sehnt,
Läßt ihre Blätter mit der Meerluft kosen
Und ihr zu Füßen blüh'n die schönsten Rosen.
Wie ein Smaragd, umschlungen von Demanten,
Liegt in dem Felsenarm des Meeres Fluth,
Und wenn die Sonne ihren Lauf vollendet,
Die Strahlen sammelnd, die so glühend brannten
In's Herz der Rose, die ihr zugewendet —
Färbt sie das grüne Meer mit Gold und Blut. —
Der Vogel taucht den Fittig in die Wellen,
Steigt auf zum Nest und Silbertropfen fallen,
Wie Thränen, daß der schöne Tag entschwand,
Zurück in's Meer, und sanfte Ringe wallen
Hinaus in's Weite und herein in's Land. —
Dann kommt der Abendwind, und Silberquellen

Gießt nun der Mond auf Fels und Meer und Land. —
Dort lag in einer lauen Sommernacht
Ein junger Schäfer träumend auf der Erde.
Rings um ihn schlief, vom treuen Hund bewacht,
Im Gras, vom Wohlgeruch betäubt, die Heerde.
Des Schäfers Auge irrte nach der Ferne
Voll Sehnsucht in das Wunderreich der Sterne,
Und klagend rief er in die stille Nacht:
„O, daß ich freundlos bin und ungeliebt,
Daß es für mich kein Glück auf Erden giebt!
O, wer doch hier in seliger Natur
Des Herzens und des Geistes Frieden fände;
Wem still das Heute doch zum Gestern schwände
Und Heut', wie Gestern, ließe keine Spur.
Wem sich von selbst des Lebens Räthsel löste,
Indem zufrieden er sein Dasein lebt!
O, glücklich, wem nicht in den Busen flößte
Ein Gott den Wunsch, der stets in's Weite strebt!
Dem jede That nicht Wunsch ist neuer Thaten,
Dem sich der Sehnsucht Netz nicht endlos webt,
Der in geliebtem Aug' sein Glück errathen,
Sein kleines Nest an einen Dachfirst klebt!
O, hätt' ich nie die traute Bucht verlassen,
Wär' nie gezogen nach der wilden Stadt,
Wo mich das bunte Treiben in den Gassen,
Die Pracht, der Schönheit Reiz — verwandelt hat!
Ich sah die Federn von den Hüten nicken,
Ich sah die stolzen Rosse und die Wagen,
Ich sah Begierde in den süßen Blicken,
Und sah, auf grünen Tischen hingerollt,
Das Alles giebt — und Alles nimmt, das Gold!
Und an die stille Bucht mit mir getragen
Hab' Unfried', Unruh' ich; und jede Pein
Ließ ich in's einst so kühle Herz hinein.
Ich will nun all' den Menschen etwas sein;
Nicht im Verborg'nen meine Heerde hüten,

Umgeben von den duft'gen Frühlingsblüthen —
Ich will an frohen Menschenblüthen nippen,
Mit heißem Weine netzen meine Lippen
Und alle Freuden dieser Welt genießen!"

Das Meer wallt leise auf, das Meer errauscht.
Die Wogen sieht er auseinander fließen:
Ein nackter Nixenleib taucht blendend auf,
So süß und wonnig, daß sein Herz erbebt.
Ein Mädchen schwebt den Blumenhang herauf,
So, wie ein Rosenblatt im Winde schwebt.
Sie spricht zu ihm: „Ich habe Dich belauscht
Und Deine Klage, schmerzerfüllt, vernommen!
Du hast Dein Glück nun gegen Wahn vertauscht.
O, hättest Du Dein Sehnen überwunden,
Dein Glück in stiller Einsamkeit gefunden,
So wär' ich nun vom Zauberbann befreit!
Dir wär' in mir ein holdes Glück gekommen,
Ein Falter, stieg' ich aus dem Nixenleib
In holder Menschlichkeit und als Dein Weib.
Nun sind getrennt wir für die Ewigkeit,
Des Ortes Genius muß ich wieder sein,
Bis Einer ihm sein ganzes Leben weiht,
Die Außenwelt selbst nicht im Wunsch berührt,
Und so sich selbst des Glückes Wege führt!

Zum Abschied nimm die Blume! Sie ist Dein!
Die Zukunft ist, so mir, wie Dir, verhüllt,
Doch werden drei der Wünsche Dir erfüllt,
Sobald Dein Mund in ihren Kelch gehaucht
Und ausgesprochen Deiner Seele Wähnen!"

Er fühlte ihre Brust an seiner wogen,
Auf seine Wangen fiel ein Thau von Thränen
Und seine Lippen küßt' ein süßer Mund —
Da war sie schon in's Meer zurückgetaucht.

Ihn däucht's ein Traumbild mitternächt'ger Stund',
Um das ihn dann das Morgenlicht betrogen;
Doch hielt er, als das Sternenheer entschwand,
Die fremde, gold'ne Blume in der Hand!

Er küßte ihren kleinen Kelch und sprach
Zur Blume, flüsternd, wie in's liebe Ohr
Der Freundin man ein süß Geheimniß flüstert:
„Den Gram laß schwinden, der mein Herz umdüstert!
Die Blüthe meiner Jugend, die schon brach,
Sie knospe neu entfaltet froh hervor:
O, laß mich fröhlich sein, wie And're sind!"
Da sieht er sich in einer großen Stadt,
Ein buntes Treiben rollt sich vor ihm auf;
Ein Jüngling, den er nie gesehen hat,
Führt lange Straßen ihn hinab, hinauf.
Er zeigt ihm, was die heit're Kunst geschaffen,
Er führt ihn in des Thespis hohes Haus;
Er läßt Bazarenreichthum ihn begaffen,
Sie reiten in den grünen Wald hinaus. —
Da tummeln sich in schattigen Alleen
Die schönsten Fraun, der Stadt gewalt'ge Feen,
Die Reiter sprengen grüßend hier vorüber,
Die Mädchen grüßen lachend dann hinüber,
Ein Jeder scheint beseelt von Lebenswonne
Und sonnt zugleich sich in der eig'nen Sonne!
Von all' den lebensfreudigen Gestalten
Sucht sich der Jüngling nach der Sympathie
Gewaltigem Gesetz die liebsten aus;
Er hofft den Freund am Herzen festzuhalten,
Er weilt, wo Freude und wo Frohsinn walten,
Nimmt Theil an jedem Festgelag und Schmaus.
Die Tonkunst naht mit hehrer Melodie
Und stimmt sein Herz zur Friedensharmonie, —
So pflückt er alle Lust zum Lebensstrauß!

Und was er von der Blume hat begehrt,
Sie hat es für ein Weilchen ihm bescheert:
Er hat gelacht, so, wie die Andern lachen,
Er wirbelt auch, so wie die Andern, auf
Ein bischen Staub, in dem sie dann verschwinden.
Ja, den Parnaß klimmt er zuletzt hinauf —
Die Andern thun's, sollt' er's nicht auch so machen?
Zwar ist der Gipfel lange nicht erklommen,
Er naht der Mitte, athmet dann beklommen,
Und freut sich doch des neuerrung'nen Postens —
Wehrt wer die Mahlzeit — freut man sich des Kostens!
Und wie nun ganz der Taumelkelch geleert,
Da fällt es ihm wie Schuppen von den Augen —
Und wie sich Bienen voll an Blüthen saugen,
Mit Seim und Staub die Füßchen sich beschwert,
So daß, statt heimzukehren zu der Zelle,
Sie sinken in des nächsten Bächleins Welle,
Wo Schwererkämpftes schnelle sie verlieren,
Um dann auf's Neu' dasselbe Sein zu führen —
So ward dem Jüngling eines Tags bewußt,
Daß eitel, schaal sei die vermeinte Lust!
Die Sinne hat er kurze Zeit berauscht,
Dafür der Seele Leerheit eingetauscht,
Und Schmerz und Sehnsucht zog ihm durch die Brust.
Er hat gelebt! Das heißt: Verkauft, verrathen
Hat ihn der Freunde Schaar wohl hundertmal.
Der Wein der Inseln ist hineingerauscht
Im Purpurstrom in seinen Goldpokal —
Süß war das Nippen — doch die Neige schaal!
Er hat sein Glück dem Spiele anvertraut,
Tief in der Menschheit Karten so geschaut.
Die Welt, die schmeichelnd ihn herangezogen,
Hat ihn mit sich und sich mit ihm betrogen.
Sie gab nur, weil sie von ihm nehmen wollte,
Er gab nur, daß sie mehr noch geben sollte,
Ein jeder Schmeichler hat nur sich genützt,

Der nützen ihm zu wollen vorgeschützt;
Man reichte ihm die buntesten der Kränze,
Damit der Geber im Bekränzten glänze;
So war ein Jeder falsch vom Fuß zum Scheitel,
Und Alles, was er sah, war hohl und eitel.
Die Kunst, das war die hohe Kunst nicht mehr,
Die aus sich selber für sich selbst nur schuf;
Der Künstler nicht der Götterliebling, hehr
Und einsam, einzig lebend dem Beruf,
Den sich sein Inn'res und sein Genius schuf —
Es war die Kunst, die nur die Menge trügt;
Die, was sie schafft, schon aufgewogen sieht
Mit schnödem Gold, und die für Gold nur schreibt;
Die, trotz des Tages Beifall, doch nur bleibt
Die Kunst des Tags und ew'ges Leben lügt!
Es war die Kunst nicht, die den Beifall flieht
Des feilen Volks und die der Ewigkeit
Das Werk der Jahre hoffend anvertraut,
Dem Meer der Ewigkeit ihr Schaffen bringt,
Nein, jene, die im Arm der Wollust trinkt
Gebeizten Trank für die erschlafften Nerven,
Die schon im Schaffen — nach dem Lohne schaut!
Das Volk, der Pöbelhaufen, eben Jene,
Die solchen Künstlern ihre Kränze werfen,
War eben Volk — dem solche Kunst gefällt!
So wie der Bogen, so ist auch die Sehne. — —
Das ist der Kreislauf in der Kunst, — der Welt! —

Die Frauen, nun, die waren wie die Kunst,
Die rechten nicht, mehr Kleiderstock, als Venus!
Für Etwas stets war käuflich ihre Gunst, —
So ist die Art, die Species und das Genus!
Die Einen liebten lediglich das Gold
Und waren für das Gold auch Jedem hold,
Der es besaß — und weiter gab! Die Andern —
Die ließen sich durch Anderes bethören,

Doch selten ließen sie den Wandrer — wandern!
Ein Märchen war des Weibes Schmuck, die Treue,
Und selt'ner noch nach Untreu' — war die Reue!
Das Wörtlein Liebe war in jedem Mund.
Er hört' es oft, doch blieb es nur ein Wort,
Gar viel bedeutend; außer Liebe, Alles:
Bald Prahlen hier an öffentlichem Ort,
Bald ein Bethörtsein, wieder ein Bethören,
Bald Eidbruch, noch bevor es kam zum Schwören;
Für eine Bettlerin ein selt'ner Fund;
Befriedigung der Eitelkeit war's dort,
Eintreffen hier des längstgewünschten — Falles!

Und wie die Kunst, die Frauen, war auch Alles!
Im Innern der Familien Streit und Zank,
Daheim die Armuth und nach Außen Schein,
Die Schale rosig und der Apfel krank,
Das Glas geborsten und gefälscht der Wein! —
Und selbst die Menschen waren ohne Trost,
Die elend jetzt ihm schienen, eitel, schaal —
Sie wußten, was sie selbst sich zugelost,
Und sonder Hoffnung trugen sie die Qual!
Das Schöne, hieß es, war geschehn vor Zeiten,
Die Zukunft kann allein es wiederbringen:
Doch wo sind wir, wenn erst die Zukunft ist!?
Die Gegenwart, ein Vogel ohne Schwingen,
Unfähig, in das All den Flug zu breiten,
Geht unbeholfen, an dem Arm der Noth,
Langsam, doch sicher, hülflos in den Tod,
Und wenig Jahre sind des Menschen Frist! —

Die Wissenschaft. O, geht! die Wissenschaft!
Wir wissen nicht einmal, woher wir kommen,
Und wollen wissen nicht, wohin wir gehn!
Was weiß die Wissenschaft von Gott? Verstehn

Wir nur das einfachste der Weltgesetze,
Das Gott den Dingen als Gebot gesetzt:
„Daß nie ein Ding ein Weltgesetz verletze?“
Zwar durch die Wissenschaft ist viel geschehn.
Wir legen Eisenringe um die Erde —
(Ein Windhauch reißt die Menschenwerke nieder);
Gedanken, schneller, als die Sonnenpferde,
Entstehn am fremden Meeresstrande wieder —
(Ein Hai, ein Wellenschlag hemmt ihren Gang).
Doch können einen Grashalm wir erschaffen? —
Wir können's nicht! — Das ist die Wissenschaft.
Es sucht der Mensch sein ganzes Leben lang
Und findet sich zuletzt — als Sohn der Affen! —
Das ist nun Weisheit, das ist Menschenkraft,
Das sind die Frau'n, Kunst, Wissen und die Welt!
Ein Narr, wer's aushält, weil er hingestellt!

Doch was zumeist ihn um sein Lachen brachte —
Das Elend war's, die Armuth und das Gold,
Das Gold, das immer nur zum Golde rollt,
Das der Betrug sich stets zum Sklaven machte,
Das in den Schooß der trägen Dummheit fällt,
Das wirkliches Verdienst und Können flieht —
Der Hölle Gabe und der Fürst der Welt! —
Und wer im Gold die Einen wühlen sieht —
Durch's ganze Leben sorglos, zwecklos lungern,
Und Tausende für einen Scherz verzetteln,
Und dort die Arbeit und den Genius hungern,
Die kranke Mutter auf der Straße betteln,
Und alles Elend, alle finstre Noth,
Die stumm erwartet den Messias: Tod —
Wer all' dies sieht und doch vielleicht noch lacht,
Der ist fürwahr aus härt'stem Holz gemacht!

Den Jüngling füllt mit Abscheu all' sein Thun.
Voll Ekels wird der Leerheit er bewußt,

Es war nicht Freude, war nicht Glück und Lust,
Das Lachen wie die And'ren! — Doch was nun? . .
Verzweifelnd schlägt er sich die heiße Brust —
Da fällt vom unberührten Heiligthume
Des Herzens ihm die kleine Wunderblume.

O, glücklich, wessen Herz noch Wünsche nährt,
Und wer da weiß, sie werden ihm gewährt! —
Und also spricht er zu der kleinen Blüthe:
„O Gabe Du der unermeß'nen Güte,
Die mir Erfüllung neuen Wunsch's verheißt,
Du kleine Allmacht, gold'ne Zauberblüthe,
Die Du mir neues Glück zu geben weißt,
Die mir nach solchem Schiffbruch noch geblieben —
O, laß mich lieben, wie die Andern lieben!"

Ein kleines Häuschen steht am Meeresstrand. —
Mit Epheu ist's und Gaisblatt rings umlaubt,
Und aus dem Fenster sieht ein Mädchenhaupt.
Nachdenklich ruht's in weicher Kinderhand.
Ihm sagt sein Herz: daß Glück hier Einkehr sei —
Und es begegnet sich der Blick der Zwei!
Da, wie das Meer mit allgewalt'gen Fluthen
Hereinströmt nach der Ebbe Zeit — erfaßt
Des Jünglings Brust ein Sturm von Liebesgluthen,
Er schwingt sich leicht auf einen Epheuast
Und biegt die Gaisblattzweige auseinander,
So daß sein Hauch ihr Wellenhaar bewegt.
Die Arme breiten sich und aneinander
Sind Brust an Brust und Mund an Mund gelegt.
Und eh' die erste Frage ausgesprochen,
Ist schon des Kusses Blüthenkelch gebrochen;
Und eh' die erste Antwort noch bejaht,
Reift Liebe schon — des ersten Kusses Saat!
Erst kam der Kuß und nachher kam das Wort,

Dann scheuchten Küsse wieder Worte fort;
Dann wird das Wort ein selig', kindlich' Stammeln
Und Keines kann vor Lust die Worte sammeln,
Um endlich auszusprechen, was es fühlt:
Wie heiße Wonne durch die Glieder wühlt,
Wie die Begier im Küssetausch sich kühlt,
Um, nach Gewährtem, neu emporzulodern,
Und das Gewonnene zurückzufodern. —
Er schwingt sich durch den grünen Fensterrahmen,
Zieht sie herein, nennt sie mit süßem Namen,
Der Schönheit Wohnung und den Quell des Glücks,
Vergißt der Menschheit Leid, die eig'ne Pein
Im Wonneübermaß des Augenblicks,
Der ihm des Lebens ganzen Werth umfaßt —
Dem Glück erscheint vergang'nes Weh so klein! —
Vom Herzen sinkt ihm allen Schmerzes Last. —
So wie die Berge, schwer mit Schnee beladen,
Wenn sie sich in der Frühlingssonne baden,
Hinab in's Meer die lauen Ströme senden —
So schmilzt sein Groll — und alle Leiden enden!

Auf einem Hügel steht das Haus am Meer,
Der ganz beschattet ist mit süßen Reben.
Ein Fußpfad windet sich durch sie daher
Am Haus vorbei, um nach der Höh' zu streben.
Er führt zu einer Moosbank auf dem Gipfel,
Ein Feigenbaum verbreitet dort die Wipfel. —
Dort saßen sie! — Das Häuschen lag begraben
Im Laub tief unter ihnen, und das Meer
Sang Melodieen, machtvoll und erhaben,
Sonst mitternächt'ge Stille rings umher.
Die Woge wälzt im Mondlicht eitel Gold,
Hat Beider Liebesworte fortgerollt,
Nach andern Ländern und nach fernen Küsten,
Daß And're dort, wie Liebe spricht, auch wüßten!

Und wieder Abends saßen sie am Strand.
Noch dunkel war's, kein Stern am Himmel stand.

Da sang Lilith, so süß und wehmuthsvoll,
Daß sich die Schiffer lagerten im Sand,
Und still die Thräne ihrem Aug' entquoll,
Und daß die Brust dem Jüngling höher schwoll.
Es führte ihn die Zaubermacht der Töne
In eine Traumwelt ewig heit'rer Schöne,
Wo alle Erdenbande abgestreift.
Wo die als unerreichbar stets beklagte,
Im Reich der Wirklichkeit uns stets versagte,
Die Wunderblume der Erfüllung reift! —
Und wie ein unsichtbarer Elfenchor
Erbraust' das Meer mit seinen Wogen d'rein,
Und aus der Tiefe stieg der Mond empor,
Ihr Haupt umhüllend, wie mit Glorienschein,
Und dann erstarb des Liedes Schlußakkord
Im süßen Kuß, als süßes Liebeswort! —
Doch also sang Lilith, süß, wehmuthsreich,
Daß selbst die Fische aus dem Wellenreich,
Vom wundervollen Klang gelockt nach oben,
Die Augensterne aus den Wassern hoben:

Lilith's Lied.

Ach, daß man auf die Liebe noch
  Nicht bauen kann,
Daß man dem Allerliebsten doch
  Nicht trauen kann!

Ach, daß der Lenz vergänglich ist,
  Wie Veilchenduft!
Lieb' erst so überschwenglich ist —
  Dann widerruft!

Ach, daß sogar das Herz nicht weiß,
  Ob treu es bleibt!
Und daß es Schwüre, noch so heiß,
  In Sand nur schreibt!

Daß selbst der süße Kuß verfliegt,
  Erinn'rung mit!
Die Brust, der Du Dich angeschmiegt,
  Nicht lang' Dich litt!

Ach, daß die Rose sich entfärbt,
  Das Haar erbleicht!
Daß sich die Hoffnung stets vererbt,
  Die Nichts erreicht!

Daß Reue folgt stets auf Genuß,
  Selbst dem, der liebt!
Der Glücklichste auch sterben muß, —
  Wenn Glück es giebt?

Daß, was das Herz sein Liebstes nennt,
  Kein Bleiben fand!
Erst recht man seinen Werth erkennt,
  Sobald's entschwand!

Ach, daß man auf die Liebe noch
  Nicht bauen kann!
Daß man dem Allerliebsten doch
  Nicht trauen kann!

Der Morgen sah sie durch die Insel streifen
Zu jeder Küste und von Strand zu Strand;
Die Sonne sah sie durch die Wälder schweifen
Und nach der Liebe süßer Beere greifen,
Die roth und voll im dunklen Laube stand.
So lebten sie ein süßes Leben hin,
In dem ein jeder Augenblick Gewinn.
Und wenn ein Todter nochmals träumen könnte
Und ihm ein güt'ger Gott Erinn'rung gönnte,
Im Grabe wär' ein solcher Traum noch süß,
Erinn'rung an's erlebte Paradies! —

Einst lag sie sinnend an der Plauderquelle.
Durch Pinienkronen schien die Sonne helle,

Daß Gold und Schatten lag auf ihrem Haar,
Und als die Liebesfrucht genossen war,
Ihr Mund geschlossen, lauschend nun das Ohr,
Da zog der Knab' ein Büchlein jetzt hervor
Und schlug es auf an heimlichst stillster Stelle —
Im Zauberthal des Busens ihr — und las:
Von einem Seemann, der auf Meereswogen
Von Weib und Kind in weite Fern' gesteuert,
Und dem sein gutes Glück und Schiff, wie Glas,
Des Meeres und des Lebens Sturm zerschellt.
Er kam nicht heim — und auf den Grund gezogen
Glaubt ihn sein Weib, das, nach dem Lauf der Welt,
Ihn erst beweint, betrauert, dann — erneuert
Zuletzt den Bund mit einem and'ren Mann
Und so die neuen Tage sorglos lebt,
Die halb Vergessen — halb Erinn'rung webt!
Dann kam die Weihnachtszeit — und mit ihr tragen
Die Stunden auch den ersten Mann heran,
Den neues Leid an's Heimathsland verschlagen!

Still hatte Lilith mit erregtem Sinn
Dem Leser zugehört, voll Leid, voll Lust.
Nun nimmt er müd das Buch von ihrer Brust,
Und reicht es ihr mit sanfter Bitte hin
Und spricht: „Lies Du!“ Sie aber sagte: „Nein!“
So las er fort: Wie sich der Mann bezwang,
Um nicht des neuen Paares Glück zu stören,
Wie in ihm stritt der alten Liebe Drang
Und wilder Eifersucht gewalt'ge Pein.
„Nun, Lilith, lies!“ Doch Lilith sagte: „Nein!“
Des Knaben Blut begann sich zu empören,
Er bat und flehte. Lilith sagte: „Nein!“
So las er, bis des Märchens Ende klang.

Der kleinste Sturm macht auch die Eichen regnen,
Wenn überreif die Eicheln sind! Der Liebe
Muß mit Gewährung Liebe stets begegnen,

Sonst stiehlt die Liebe Lieb', wird selbst zum Diebe:
Erfüllend nur, kann sie mit Dauer segnen.
Sich selbst verweigern mag sie dem Genuß,
Die, was nicht selbst sie ist, stets geben muß.
An einem Baum verdorrt nur die Liane,
Am Baume der Verneinung. Und verneinen
Soll Liebe nie — will sie nicht lieblos scheinen!

Der Knabe ließ seit jenem Tag vom Wahne,
Daß er durch Liebe glücklich sei! Es kam
Nicht Sättigung ihm plötzlich, wie ein Blitz,
Nein, ihn erfreute lang noch der Besitz.
Auf einmal ward der Liebe dichtes Laub
Nicht einem heißen Sommersturm zum Raub,
Wie Du allmählich alle Blätter färbst,
So kamst Du langsam, kühler Liebesherbst.
Die Mädchenrose: Güte, welkte hin,
Es blühte nur die Aster „Eigensinn!"
Und wie die Sonne langsam scheidet, nahm
Die Liebe traurig Abschied; kalt und bleich
Stieg der Enttäuschung Bild, dem Monde gleich,
Am Horizont herauf, um dort zu sinken —
Und ihn umgab nun wieder dunkle Nacht!

„War das die Liebe, wie sie And're lieben?
So hat sie mir kein dauernd Glück gebracht,
Fürwahr, sie hat mich glücklich nie gemacht!
Will mir ersehntes Glück denn nirgends winken?
Ich rühr' es an, es muß in Nichts zerstieben!
Kalt war die Lippe, die mich gestern küßte,
Das Auge glanzlos, das mir zugelacht,
Der Mund, der glühend mich versengen müßte,
Hat mir der Weig'rung Worte zugedacht!
So ist das Glück der wehen Menschenbrust
Dem eitlen Menschengeist ein Wahnbild nur!

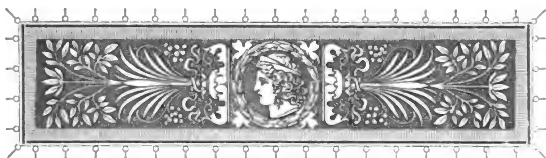
Ist denn nur Wunsch und Sehnsucht wahre Lust.
Reift nur Enttäuschung auf der Hoffnung Flur?
Ist Hoffen Morgenroth, Erfüllung Nacht?"

Da hauchte wieder in die kleine Blüthe
Der Jüngling, tiefsten Schmerz in dem Gemüthe,
Und sprach zu ihr, die bei dem Wort verschwand:
„Mir blüht kein Glück, o liebe Wunderblüthe,
Auf diesem schmerzbewohnten Erdenland.
Das Lachen wie die Andern, fand ich schaal,
Wie And're lieben, bringt statt Lust nur Qual,
Du blühst auf Erden nicht für mich, o Glück!
Nimm Deine Blüthe, weiße Fee, zurück!
Gieb Andern Glück, gieb Andern Lust und Frieden,
Laß And're froh, geliebt und glücklich sein.
Den Andern reiche Deine Gunst hienieden,
Gieb ihnen Glück, das nimmer mir beschieden.
Laß mir die Nacht, gieb ihnen Sonnenschein!
Nimm meine Jugend, meine stolzen Jahre,
Und gieb sie Denen, die nach Leben ringen,
Gern leg' ich meine Freuden auf die Bahre,
Wenn, auferstehend, Andern Lust sie bringen!
Nimm ganz mich hin und laß mich untergehn,
Kann And're ich vollkommen glücklich sehn!"

Da — wie die Hülle, die den Körper zwängt,
Des Abends an dem Lager niedersinkt,
Sank aller Gram, der ihn so lang bedrängt,
Dem Jüngling von der Seele! Lichtbeschwingt
Erhob sie sich mit ihm in jäher Flucht
Aus einer Welt, die ihm nicht bieten konnte
Die Freuden, die er einst darin gesucht,
Und trug ihn wieder zu der stillen Bucht,
Wo das smaragd'ne Meer sich friedlich sonnte,
Wo glühend reift der Goldorange Frucht,

Sich an der Palme Schaft die Rose lehnt,
Wo nächtlich auf dem Grund die Nixe taucht,
Und leisen Kuß auf ihren Schläfer haucht,
Von wo in's Weite nur ein Thor sich sehnt:
In's stille Reich der höchsten Harmonie,
In's Zaubermärchenreich der Poesie!
Dort suchte nicht und fand der Jüngling Glück.
Wem von den Andern ließ er's hier zurück?





Nur ein Rosenblatt.

Orientalisches Märchen.

Ein weißer Würfel, ganz getüncht mit Kalk,
Ein Kuppelchen darüber, fast halbrund
Wie eine umgekehrte Schale, wie
Ein Mädchenbusen, war der Poesie
Verborg'ne Wohnung! Denn der Liedermund,
Der Jüngling Abdul Kari, nannte sie
Sein Haus. Das wäre wohl sein Katafalk
Geworden, hätt' ihn nicht ein dunkler Drang,
Verlockend, wie sein eigener Gesang,
Von seiner Palme, die den Würfel schattet,
Von seinem gelben Sand und seiner Quelle,
Von seiner Wüstenöde, die ermattet,
Hinausgetrieben auf des Lebens Welle.

Er war ein Dichter, ohn' es selbst zu wissen:
Die Einsamkeit, der Palme Flüstern, Rauschen,
Die blaue Wölbung und der Wolken Züge,
Der Quelle Singen, dem er, hingerissen,
Gewohnt war, wie der Grille Lied zu lauschen,

Der Wandervögel flügelschwere Flüge,
Der grausen Nacht unheimlich' grollend' Dunkel,
Des Sternenhimmels wunderbar' Gefüge,
Und dann die laue Silbermondscheinnacht,
Die, und sein Herz, des Ostens Sonnenpracht —
Die hatten zum Poeten ihn gemacht!

Von Pilgern aber, die durch die Oase
Hoch auf dem Rücken zottiger Kameele
Einmal gezogen und im dürren Grase
Zur Dämmerstunde bei dem Quell gerastet,
Kam Kunde in des jungen Kari Seele,
Die, erst erfrischend, sie dann schwer belastet!

Die Wandrer saßen nach des Orients Sitte,
Nach ihrer Weise, um das Mahl zusammen,
Und um den Kessel tanzten tausend Flammen,
Wie ros'ge Houri's und Zigeunerinnen,
Den sonderbarsten, tollsten Feuerreigen,
Hoch sich erhebend, um sich dann zu neigen,
Vom Rauch umgeben, wie von zartem Linnen;
Erscheinend bald, verschwindend in der Mitte,
In Gluth und Tanz das kurze Sein verprassend —
Ein Häuflein Asche auf der Erde lassend . . . .

Und Abdul lauschte jenen Wunderschaaren!
Von Städten hört' er märchenhaft erzählen,
Von buntem Leben, schimmernden Bazaren,
Von Königsbauten, die auf Marmorpfählen
Bis an der Sterne Glanz erhoben waren,
Von einem Wein, der süß und doch verboten,
Der erst entzückt und dann die Sinne meistert,
Der Den berauscht und Jenen nur begeistert;
Von den Unsterblichen, die bei den Todten
Schon längst gebettet. Dann von weißen Mädchen

Wie windgebeugte, wandelnde Cypressen,
Rund um den Leib so schlank, wie tausend Fädchen;
Von Schenkenknaben, die, geübt, beim Essen
Mit Kuß und Lied selbst trocknes Brod zu würzen,
Den längsten Regentag durch Geist verkürzen.

Und mit den Wüstenwandrern war dahin
Des Abdul Kari stillzufried'ner Sinn!

Die Palme über seinem weißen Dach,
Sang ihm nur Lieder, endend all' in Ach,
Die Quelle rauschte nur sein eigen Weh,
Mit Traurigkeit erfüllte ihn die Grille,
Verhaßt war ihm der Einsamkeiten Stille!
Unstät und flüchtig, wie ein scheues Reh,
Irrt er umher und kann nicht Frieden finden.
Und wie der Sommer flieht vor kalten Winden,
Und ferne Gipfel hüllen sich in Schnee,
Macht er sich auf, verläßt der Heimath Dach,
Versucht, ob mit dem Ort die Qualen schwinden.

Und Babylon strebt seine Seele zu.
Wie Eisen will er erst im Feuer glüh'n,
Nicht Dichten mehr in träger Wüstenruh.
Des Schmerzes Blume soll ihm früher blüh'n,
Des Lebens Himmel und des Daseins Hölle
Will er mit noch so müdem Fuß durchschreiten,
Entrichtend der Erfahrung große Zölle.
Er will, verkehrend mit den Armen, Reichen,
Gestalten schaffen, die der Wahrheit gleichen;
Sich reinigend durch Liebesfeuergluthen
Und der Enttäuschung kalte Wasserfluthen,
Als Stahl, dem Nachruhm reif sein aller Zeiten.

Und Babylon erreicht sein wunder Fuß.
Die Fremde schenkt dem Fremdling keinen Gruß,

Er wandert einsam in den lauten Gassen,
Sein Auge kann das wirre Thun nicht fassen.
Je mehr er hofft und sucht und weiter irrt,
Je mehr fühlt sich sein Geist verletzt, verwirrt;
War sein Empfinden erst ein wildes Staunen,
Füllt Heimathssehnsucht nun sein Inn'res aus;
Schon hört er tausend Geisterstimmen raunen:
Was willst Du hier? Kehr' um! nach Haus, nach Haus!
Als Eindringling fühlt er sich rings behandelt,
Ein jeder Schenke hat schon seinen Herrn,
Die schlanken Mädchen sieht am Arm er wandeln
Von schönen Liebsten, wie ein Glück so fern.
Bewohnt in jedem Haus ist jede Wohnung,
Ein jeder Platz an jedem Tisch besetzt,
Ein jed' Gewerbe harrt schon der Entlohnung,
Und müde ist schon jed' Talent gehetzt!
Ein Dichter gar! Was ist noch nicht besungen?
Ein Lied voll Wohllauts, Ernstes, heil'ger Trauer,
Von Sonne, Lieb' und Lenz, von Wein und Rose,
Es ist schon manchem Sängermund gelungen,
Ein jeder Vogel singt's in seinem Bauer.
Der Menschheit traurige und heit're Lose
Erklangen im Gesang schon früh und spät,
Erzählt ist schon das Kleine, wie das Große,
Wie Greise sinnen, und wie Kinder lallen,
Wie in dem Walde klagen Nachtigallen,
Und wie der Hahn vor seinen Hennen kräht,
Das haben Inder, Perser, Griechenzungen
Schon in Ghaselen und Rubays besungen!

Und Abdul Kari kam in eine Halle:
Vom Marmordach rinnt Kühle lieblich nieder,
Aus glüh'nden Pfannen steigt ein süß Arom,
Von Pfauenwedeln weht's wie sanfte Lieder
Und durch das Dach erstrahlt der blaue Dom,
In Reihen glänzt der Kolibri Gefieder,

Und klingend fließt des Reimes Liederstrom!
Auf Pfühlen sitzen da die Dichter alle,
Und Babylon ist an Poeten reich,
Und seinen Sängern kommen keine gleich.
Sie sitzen, wie im Käfig, der vergoldet,
Bülbül, mit Zucker und mit Milch besoldet,
Und singen, wie die Fluth vom Wasserfalle,
In dem die königliche Sonne spiegelt
Ihr Angesicht und sich in sieben Farben
Verherrlicht schaut, die doch nur eine hat.

Und Abdul Kari sieht sein Loos besiegelt.
Denn wo so Viele sich um Gunst bewarben,
Ist für den Neuling nur ein ewig' Darben,
Die Halle hat nicht Raum und nicht die Stadt.

Schon wendet traurig er sich, um zu gehen,
Er mag nicht betteln und er mag nicht flehen,
Da fragt ihn mitleidsvoll ein würd'ger Greis,
Ein Stamm, gedenkend, daß auch er einst — Reis,
Was er zu singen und zu sagen weiß?
Da lächelte der Jüngling und er fand
Zur Thräne Worte, die im Aug' ihm stand:

Abdul Kari's Lied.

Von der süßen Geburt und dem bitteren Tod
Weiß ich zu singen,
Von der goldenen Lust und der eisernen Noth
Weiß ich zu sagen.
Von der Liebe, geliebt, und der Liebe, verlacht,
Weiß ich zu sagen,
Von den Göttern, die beides Lieben gemacht,
Weiß ich zu singen.
Von den Rosen, die welken, den Rosen, die blühn,
Weiß ich zu singen,

Von den Wünschen erhört, und die trostlos verglühn,
Weiß ich zu sagen!
Von Freiheit und Sieg und von Knechtschaft und Schmach
Weiß ich zu sagen!
Vom rühmlichen Kranz und vom Herzen, das brach,
Weiß ich zu singen.
Vom todten Freunde, vom eigenen Kind
Weiß ich zu singen,
Von Dingen die — ewig — vergänglich — sind,
Weiß ich zu sagen.
Von der Nacht und vom Licht, von den Sternen, dem Meer,
Weiß ich zu singen!
Von dem, davon kein Dichterherz wird leer,
Sing' ich und sag ich!

Wie Sonnenaufgang klang sein gold'ner Sang,
Verhallend dann wie Mondesuntergang.

Da spiegelt Neid sich auf dem Angesicht,
Und jenes wird von reiner Freude licht;
Der Eine will erdrosseln ihn, erwürgen,
Und Der sich für sein Zukunftsglück verbürgen,
Die Einen führen Böses schon im Schilde,
Die Andern sehn ihn auserwählt zu Thaten,
Bis endlich sie sich leis geheim berathen —
Und ihr Entschluß entspricht dem Geist der Gilde!

Und lautlos tritt der Jüngste nun ihn an,
Dem schon der Aelteste gab eine Schale,
So vollgefüllt mit Wasser bis zum Rand,
Daß auch ein Tröpflein keinen Raum mehr fand.
Und Abdul las in aller Augen Strahle,
Daß sie die Schale lautlos vor ihn setzen,
Um durch Verscheuchung nicht ihn zu verletzen
Zu dem Poeten spricht auch das Symbol

Und Abdul Kari dachte still sich dann:
Gewiß, Ihr Klugen, ich versteh' Euch wohl,

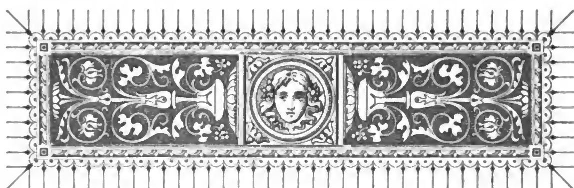
So wie im Becher für ein Tröpflein kaum,
Ist auch in Babylon für mich nicht Raum!
Schon fügt er, weinend, sich dem dunklen Loose,
Da sieht er, als er wendet seine Schritte,
Am klaren Becken in des Saales Mitte,
Sich duftend wiegen eine Purpurrose.

Und rasch gefaßt, zieht er ein zartes Blatt,
So wie die Centifolie hundert hat,
Aus ihrem reichen Schatz und legt es leise
Auf des gefüllten Bechers hohe Flut,
Symbolisch sprechend so in gleicher Weise.
Und wie das Blatt nun auf dem Spiegel ruht,
Entfließt dem nichts; ein Austausch findet statt,
Und Fluth und Blatt saugt wechselseits sich satt:
Denn es trinkt Kühlung aus der Fluth das Blatt,
Und Schönheitsduft, was in des Bechers Hut!

Und weil sich Dichter immerdar verstehn,
Wird auch dies Bild mit Jubel angesehn!
Was erst Verweigern, wird ein hold' Gewähren,
Er sieht des Neids, der Mißgunst Stirn sich klären,
Sie führen ihn in eines Hauses Glanz
Und drücken auf die Locken ihm den Kranz
Und schenken ihm den reichsten, schönsten Garten,
Dort seiner Dichtkunst Rosen froh zu warten!

Ihr ahntet längst, daß Märchenmund dies spricht:
Wenn's je geschah, geschah es heute nicht!





Der gefährliche Ritt.

Idyll.

„Wie doch der Gießbach schäumt in seinem Bette,
Als hätt' er heut' ein Allgewalt'ges vor!
Sieh nur die tollen Wellen; unser Reitpferd
Schäumt so im Zügel, wenn ich heimwärts trabe!" —
— „Laß doch den närr'schen Bach und komm zur Schwelle,
Zur schattigen; bist von der Arbeit müde;
Dort ruh' ich dir zur Seit' ein Weilchen gern!"
So ging der Ehegatten Wechselrede,
Als nun das dampfende Gespann am Pachthof
Der Pächter mit der Stahlfaust umgelenkt.
Ab von dem Wagen sprang er, der sich bog
Und neigte unter reicher Aehrenlast,
Dazwischen nickte Mohn und die Cyane.
Die Zügel fing ein junger Mäher auf,
Der Gatte aber küßte stolz sein Weib.
Ihr Halstuch löste sie, das auf dem Jahrmarkt
Er neulich erst erhandelt, das den Nacken
Bedeckte und den braunen Hals, die Schultern,
Und, auf den Spitzen ihrer Füßchen stehend,

Wischt sie die Tropfen von der heißen Stirn ihm!
„Das wirkt die Sonne!“ spricht der starke Mann.
„Sie treibt den Schweiß vom Haupt uns; mit dem Regen
Bethaun das Feld wir, das uns speist, ernährt!
Nun aber birgt die Scheune alle Garben,
Und ruhig seh' ich sich die Wolken sammeln.
Sie mögen drohn. — Hör' ich den Regen plätschern,
So hallt des Dreschers Flegel aus der Tenne
Ihm kräftig Antwort: drinnen ist das Korn nun!“ —
Sanft, wie der Schlummer, naht dem alten Schäfer,
Der himmelwärts den Blick gerichtet hält,
Der nun die Sonne sieht im Westen landen,
Die Rundung mählig dann verlieren, wenn
Der Berge höchste Gipfel sie durchschneiden,
Doch auch die Purpurscheibe sinkend wachsen;
Der dann der Wolken Vielgestalt bestaunt,
Sie Meere, Thäler wähnt, vom Fluß umbordet,
Bis sich bald hier, bald dort ein Stern und endlich
Des Wagens siebensternig Bildniß zeigt —
So kam die Nacht nun nach dem heißen Tage.

Voll Scherz und Schäckern wallte das Gesind'
Des reichen Pächters heimwärts zu dem Gut,
Zufrieden nach dem Tagewerk und sangfroh.
Die Mägde, hochgeschürzt, mit Garben auf
Den glüh'nden Häuptern zogen längs den Rainen
Und schnitten mit der Sichel, die halbstumpf,
Die Blumenkelche, von dem Abendwind
Aus duft'gem Feld quer über'n Weg gebeugt.
Schaafherden trieben blöckend nach dem Pferch
Vor'm Hirten her, der an dem Krummstab schlendert;
Gescheckte Kühe folgten, und am Trog
Versammelt grunzend sich ein ander Völklein.
Die stämm'gen Knechte und die flinken Mägde
Erwählen frei noch ungethane Arbeit
Und schaffen laut im Dämmerlicht des Abends,

Der heil'gen Ruh dann sorgenlos zu pflegen. —
Der putzt die Zügel, Jener die Geschirre,
Fast weiß vom Sommerstaub; ein Dritter dort
Zählt leis die Schaar der heimgetrieb'nen Thiere,
Und stellt die Nachtkost bei, die wohlerworb'ne.
Der Dirnen nackter Fuß durcheilt den Hofraum,
Sie tragen Schüsseln und erwiedern neckisch
Manch' derben Scherz der wetterbraunen Bursche.

Den Arm geschlungen um den Hals der Hausfrau,
Sah still der Herr die Vielgeschäftigkeit,
Zufried'nes Lächeln um den Mund. Und: „Hans!"
Ruft er dem Oberknecht nun freundlich zu:
„Wo bleibt mein Bürschlein denn, der Robert?" — „Robert,"
Erklingt die Antwort aus des Knechtes Mund,
„Ei nun, der stachelt noch die lässigen,
Bequemen Milchküh', mahnend sie zur Heimkehr.
‚Beim Kuhhirt weil' ich lieber!' also rief er,
Und wollte nicht im duft'gen Heu des Wagens
Sich fahren lassen!" — In die Ferne blickt
Besorglich und erwartungsvoll der Vater,
Denn seines Lebens Thau und seines Himmels
Geliebter Stern, sein Herzblut war ja Robert,
Der einz'ge Sprößling. „Wie der Gießbach aufschäumt!
Es muß wohl im Gebirg ein Wetter nieder
Gegangen sein!" sprach nochmals träumerisch,
An ihres Mannes Schulter lehnend jetzt
Die Frau. — Der Bach schoß grollend an der Schwelle
Der Farm vorbei, fast wie ein Waldstrom groß heut'.
Da: „Guten Abend!" tönt ein Silberklang
Aus naher Ferne: „Mutter, guten Abend!"
Robert, der Wildfang, sandte seinen Gruß
Vom Rücken der gescheckten Leitkuh, wo er,
Vom Hirten wohlbewacht, auf stolzem Streitroß
Sich wie ein König dünkte, wie das Spiel
Kindlicher Phantasie zu wandern liebt.

Gemächlich naht der Zug, dem Bachrand folgend,
Bis zu der Stelle, wo am Meierhof
Das Flüßchen mächtig Raum gewinnt an Breite
Und Tiefe, weil, von Felsen aufgehalten,
Es schwieriger sich seinen Weg ertrotzt,
Und das Gebirg ein Bächlein ihm als Liebchen
Hier zuschickt. — Während oben noch der Hirt,
Sich Ruh' ersehnend, Nachzügler beeilt,
Trabt jetzt die Leitkuh in den niedern Bach,
Unweit und überhalb der Felsen. Hoch auf
Spritzt silberklar das Wasser, als mit plumpem
Schritt über'n Kieselgrund das Thier hinwatet. —
Vergnügt, mit schwanker Gerte treibt das Kind
Die Trägerin noch an; ihm netzt den Fuß,
Den nackten, schon des Flüßchens höh're Fluth;
Schon reicht's an's Knie — er schreit — ihn hört der Kuhhirt;
Von jäher Angst erfüllt, stürzt der sich nach,
Das Thier nun selber immer mehr erschreckend.
Robert ergreift die Hörner, als ob Zügel,
Den Schritt des Thieres leitende, es wären,
Doch flieht der Grund schon; nichtig nur bestrebt sich
Die Klaue, festen Boden noch zu treten —
Und nach dem Wehr treibt Reiter zu und Roß!

— — — — — — — — — — — — —

Wie wenn ein Boot, vom Blitzstrahl jäh zerschmettert,
Geborsten auf der Meereswelle schwebt, —
Geklammert hält sich an die Rettungsplanke
Ein Schiffer, einsam, jähen Tods gewärtig: —
So eilt das Thier dem Untergang entgegen
Mit seiner Last, des Pächters einz'gem Knaben,
Der krampfhaft sich an beiden Hörnern hält.
Der Hirt ringt machtlos hinter ihm die Hände,
Der Alte liebt das Kind des guten Herrn
Gleich seinem eignen — und er muß es dulden!
Schon trägt die Welle in der Eltern Sehkreis
Das Schreckensbild. — So schnell vollzog sich alles,

Daß der Begrüßung folgt Gefahr, Verhängniß.
Nun faßt die Eltern wilder Schrecken an,
Erschüttert stehn sie, schreien laut — es war doch
In's Kornfeld jäh ein Hagelschlag gekommen!
Die Mutter kreischt wild auf und füllt den Hofraum
Mit Wehruf, rauft die Haare; doch der Vater
Wirft ab das Wamms und schickt sich zur Errettung!
Schon ist's zu spät — den Felsen naht das Thier —
Da — pfeilschnell — aus dem Hof — stürzt unaufhaltsam
Der Oberknecht, der riesige. — Und wie
Ein Schiefer in die Fluth von sichrer Hand
Geschleudert, dort, und wieder dort, und ferner
Noch, auftaucht, theilt der Knecht mit wucht'gem Schlag
Die felszerschnitt'nen Wasser. Lautlos harrt's
Am Ufer, und man hört die Herzen pochen.
Dreimal erfaßt der Schwall den Ringenden,
Dreimal erkämpft das Licht er, breitet aus
Die Retterhand nach Robert's gold'nem Haupt —
Das vierte Mal reißt er, den Gürtel fassend,
Stark zu sich her das Kind — und schwimmt an's Ufer!

Und stumm empfängt das Elternpaar den zweimal
Geschenkten Sprößling. — Und sie küssen ihn,
Wie Eltern nur den Liebling küssen können,
Den schon des Todes Fittich hat gestreift!

Doch Robert, als ob jene grause Fahrt
Ein harmlos Spiel gewesen, ruft vergnügt:
„Hei, das war eine Lust! Wer aber rettet
Mein Fahrzeug?" Sieh — die Kuh war unterdessen
In stillern Strom geglitten, stand nun, triefend,
Sich schüttelnd schon am Strand und kam dann brüllend
Zum Hof gesprungen. —
Doch die Hausmagd Grete,
Mit blondem Haar, wie Korngewog' im Juli,
Und lieblich, wie im Hag die wilde Rose,

War, als der Oberknecht in's Wasser sprang,
In Ohnmacht hingesunken. Dem erschien dies
Der Liebe kaum erhofftes Eingeständniß,
Auf niegewagte Frage stumme Antwort!
Er, noch erschöpft, bemüht sich schon um Jene.
Zu mächtig selbst erregt für viele Worte,
Sprach nun der Herr, als ihre blauen Augen
Die Grete aufthat:
„Grete, nimm den Hans!
Ich weiß es längst, Ihr seid Euch heimlich gut.
Ihr sollt, ich schwör' es, bald ein frohes Paar sein —
Und daß ein glückliches — braucht's den Propheten?"

Und wieder war hier Schweigen, Wonneblick
Beredter Dank. — Die Eltern aber führten
Den Knaben still zur Kammer zwischen sich. —
Als sie sich wandten, küßte Hans die Grete.

Ganz lautlos ward's im Hof. Kein Licht war sichtbar,
Nur an dem Himmel gingen Sterne auf
Und schienen auf die Stätte tiefen Friedens. —
Doch drinnen wallten die Gemüther lange noch,
So wie in raschelnd' Laub aus Eichenkronen
Und Rosenbüschen Regentropfen fallen,
Wenn längst der Himmel klar ist, nach dem Sturm!





Champagner-Gedanken.

Trunken müssen wir alle sein —
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein!

Müde von des Sommertags Geschäften
Eilte Heinrich nach des Freundes Zimmer,
Fand ihn lesend heute dort, wie immer:
„Welch ein Aufwand doch an Jugendkräften,
Schließ den Band, wir wollen heute lachen!“

„Muß ich's, wie Du willst, doch immer machen!“

Bald gesellen Freunde zu dem Paar sich
Und nun sieht die lebenslust'ge Schaar sich —
(Die schon auf der Schulbank Freundschaft schwor,
Sich im wirren Leben dann verlor,
Bis der Zufall wieder sie verband —)
An des Flusses schimmernden Gestaden;
Tolles Spiel folgt, krafterfrischend' Baden —
Bis die Sonne Abschiedsgrüße sendet,
Und ein frohes Mahl den Abend endet. —

Freude lagert auf der Freunde Zügen
Und der Abglanz sanfter Abendröthe;

Frischer Ost weht an in schnellen Flügen,
Bringend den Gesang der Hirtenflöte,
Auf den Bergen duftet, grünt die Traube,
Aus den Wellen steigen Sagenlieder —
Und sie zechen unter'm jungen Flieder,
Unter'm Geißblatt der umrankten Laube.
Mancher Becher netzt die frohe Kehle,
Manche Kehle schmettert laut Gesänge;
Unterbrochen — hört die Liebesklänge
Ueberrascht, — des Waldes holde Seele,
Und dem überlauten Jubelschall
Lauscht verstummt die kleine Nachtigall.
Gold'ne Himmelsaugen, große Sterne,
Thun sich auf und funkeln aus der Ferne.

Jeder Freund erzählt von seinem Wandern:
Einer spricht von Toben und Vergnügen —
Der weiß wohl des Handels Feld zu pflügen,
Dem giebt nur Soldatenluft Genügen —
Alphons liebt sein Dichterfeenland,
Hold erschlossen von der Muse Hand.

So ergänzt der eine Freund den andern,
Wenn sie gleich — verschied'ne Pfade wandern.

Rheinwein strömt mit raschem Redeflusse,
Künft'ger Lebensplan wird ausgetauscht,
Dunkler Purpur fließt in reichem Gusse —
Dann, als hoch schon die Begeist'rung rauscht —
Der Soldat von Heldenthaten träumt,
Allen schönste Siegeshoffnung weckt —
Witz als Lebensweisheit sprudelt, schäumt —
Da verlangt man auch ein Fläschchen Sekt.

Aufwärts fliegt der Kork und fällt dann wieder
In ein lieblich' Traubenkörbchen nieder! — —

Und ein Windzug löscht die Kerzenlichter.
Sieh, der Mond tritt über Riesengipfel,
Zaubersäuseln fährt durch Laub und Wipfel,
Und begeistert schlägt das Herz dem Dichter!
Schneegleich wallt das Mondlicht her, das fahle —
Da beginnt der Kork mit einem Male:
„Laßt mich meinen Lebenslauf erzählen,
Kann er nicht als Lebenslehre dienen,
Dient er doch, ein Stündchen todtzuquälen!"

Alle sitzen, geisterhaft beschienen,
Und der Kleine spricht mit Rednermienen:

I.

Ich bin im Sonnenland geboren,
Nah dem gewalt'gen Ocean;
Durch meine tausend Lebensporen
Sah früh die Welt ich freudig an.
War nur ein kleiner Theil der Rinde,
Die unsern Vaterstamm umspann,
Doch, ist's ein Unterschied dem Kinde,
Welch' Loos der Zufall ihm ersann?

Wenn aus Biscaya's Buchten tauchte
Der Sonne frühe Goldespracht,
Fand mich schon längst ihr Strahl erwacht;
Und das Gebirg, zu Mittag, hauchte
Mir sanfte Kühlung vor der Gluth —
Ach, war das Leben leicht und gut!

Nur Abends, wenn der Purpurschein
Sich langsam beugte zu den Wogen,
Fühlt' ich mich einsam und allein,
Wär' gern in weite Fern gezogen!
Dann, unter'm Baum, an dem ich trieb,
Versammelten sich muntre Schaaren,

Die her zum Tanz gekommen waren,
Und küßten, hatten sich gar lieb!
Kling, klang, geht's mit den Castagnetten!
Die schmettern ihre Holzgesänge,
Die Blonden kommen, die Brünetten
Und fühlen wohl sich im Gedränge
Und zeigen ihre Lockenmenge,
Und drängen recht sich in die Enge!
Kling, klang — so schmettert toll der Knabe,
Das Tambourin tönt schallend drein;
Die Dunkle tanzt, fällt singend ein —
Nun strömt des Xeres goldne Gabe.

Da fliegt wie eine junge Taube
Maria aus der Schattenlaube —
Und, wie von Künstlerhand gewunden,
Die Perlenschnur dem Hals sich schmiegt,
(Die lange wirr, gestaltlos liegt)
Dem Mädchenhals, dem schlanken, runden,
So ordnet sich — von Lust ermattet,
Die bunte Schaar zum bunten Kreis —
Und rosenroth und lilienweiß,
Von finstrem Schlangenhaar beschattet,
Tritt nun Maria in die Mitte;
Begleitet mit Musik die Tritte,
Und wendet, wiegt und biegt sich so
Und schlägt die Saiten so manierlich,
Bewegt den Arm, den Fuß so zierlich,
Daß Herz und Auge, überfroh, —
Sie ganz verschlingen, fassen will,
Doch nimmer hält Maria still:
Ein jeder Tact zeigt neue Reize,
Die Schönste weiß von keinem Geize,
Des Körpers runde Formung zeigt sich,
Der volle Busen hebt sich, neigt sich —
Nun fällt ihr die Mantille gar
Und zeigt ein weißes Schulternpaar —

Der ganze Kreis ist Ein Entzücken,
Dem Meere gleich tobt der Applaus —
Mit Rebenlaub sieht sie sich schmücken,
Und Fackeln leuchten ihr nach Haus!

Nun sagt, wer kann dies Alles sehn
Und muß vor Sehnsucht nicht vergehn?

II.

Einst träumte ich in stiller Nacht,
Wie schön das Glück des Reisens sei; —
Hoch oben der Gestirne Pracht
Zog mich nach ungekannten Fernen,
Ich sehnte mich bis zu den Sternen;
Den Ebro hört' ich murmelnd rauschen,
Und eine Barke trieb hinauf,
Und eine Schöne sah ich lauschen
Der Barke gradgezog'nem Lauf —
Ein Hauch schwoll von den Pyrenäen,
Voll Wohlgeruch und Blüthenduft,
Ein Toreador in ängst'gem Spähen
Sang Liebeslieder in die Luft:
Da kam zu meinem grünen Hügel,
Schlank, wie ein Reh, flink, wie der Wind —
Navarra's reinstes, schönstes Kind.

Zur gleichen Stund' sprang aus dem Bügel
Im Faltenkleid ein hoher Mann;
Dem schmiegte sich Maria an. —

Sie standen lang an jenem Baume,
An dem ich unbeachtet trieb —
Umfingen sich in wachem Traume,
Und küßten, hatten sich gar lieb.

Bis wieder die Mantille fiel
In leichtbereutem Liebesspiel, —

Da fühlt' ich plötzlich ihren Nacken
Sich gegen meine Lippen lehnen,
Und mich von wildem Taumel packen
Von niegeahntem, heißen Sehnen. —
Doch sie empfand nicht meinen Kuß,
Hielt den Geliebten fest umschlossen,
Versagte mir des Glücks Genuß,
Indem sie höchstes Glück genossen! —

Vom Himmel aber sank ein Stern
Im Feuerbogen in das Meer —
Und dachte wohl aus seiner Fern',
„Du Menschenstern! Bist auch nicht mehr." —
Maria, trunken, sah ihn nicht,
Entließ den Theu'ren kaum auf's Bitten;
Der hat mir noch im Morgenlicht
Zwei Lettern tief in's Herz geschnitten!
Du Glückskind, heiter, leicht gemuthet,
Du lächelst in Dein Herz hinein —
Glaub' — nicht in's Herz, das sichtbar blutet,
Gräbt sich nur tief der Schmerz hinein!

III.

Es kommt ein Tag für Völker, Reiche,
Und auch dem Kleinsten kommt ein Tag;
Mein Baum ertrug des Schicksals Streiche,
Bis er gestürzt am Boden lag.
Es drang die Axt in's Lebensmark;
Und ist der Stamm auch noch so stark —
Der Welle steter Schlag und Schliff
Höhlt auch im Weltmeer aus das Riff.
Dann schälten sie die graue Rinde,
Und schnitten mich vom Vaterstamm,
Daß wie dem ausgestoß'nen Kinde
Das Auge mir in Thränen schwamm.

Wer von Euch einst im Vaterlande
Gewurzelt hat mit heißem Herzen,
Verlassen wohnt an fremdem Strande,
O, der begreift die heißen Schmerzen! —
Nun gaben sie mir Form, Gestalt;
Ich freute mich ob der Verwandlung,
Dünkte mich edler an Gestalt,
Vergaß die frühere Behandlung;
Dann maß ich mich mit trunk'nen Blicken,
Sprach: „Möcht' mich doch ein Grieche sehn,
Er spräch' mich würdig mit Entzücken
Hoch auf dem Parthenon zu stehn!"

Schon glaubt' ich mich den Auserwählten,
Den man zu Höher'm ausersann! — . . .
Da warf man mich zu ungezählten,
Zu Tausenden von Ebenbildern. —
Wie kann ich die Verzweiflung schildern?
Ich kam mir wie gestorben vor,
Als ich mich vor mir selbst verlor. —
Mein stolzes Herz ward demuthvoll
Und ich erkannte spät: „Man soll,
Des Lebens Höhe zu erreichen,
Nicht dem gemeinen Haufen gleichen!"

IV.

Weiß nicht, was dann mit mir geschah,
Bewußtlos lag ich lange da;
Ich überdachte ernst mein Loos,
Hört' all die Brüder streiten, zanken,
Ich wog die streitenden Gedanken,
Und die Gedanken waren groß.
Mich zog's hinauf, hinauf zum Licht,
Den Blick von oben wollt' ich haben
Und lag vergessen und begraben, —
Doch schwieg ich still und klagte nicht.

Ich fühlte, daß mein Drang, zu steigen,
Des Lebens Höhe zu erreichen,
Sich mit Erfüllung krönen würde,
Und trug des Lebens schwere Bürde.

Ist's wahr, daß man in Ketten schlägt,
Wen seine Schwinge aufwärts trägt,
Daß man sogar den Drang beneidet,
Und ihm die Flügel kürzer schneidet?

Mich banden sie nach langem Harren —
In dunklem, abgeschloss'nem Raum —
(Ein edles Roß an niedrem Karren,
Mit Riemen, Gurt und straffem Zaum!)
Auf eine kalte Flaschenmündung
Und stießen meinen jungen Leib,
Die Beine auch, tief in die Ründung!

So, wie ein indischer Ascete,
Stand ich begraben bis an's Haupt. —
Doch nicht verloren im Gebete!
An Götter hab' ich nie geglaubt!

Ein bei dem Werk erhärtet' Weib
Schlang einen Strick um meine Locken,
Und zwang in Ketten meine Brust;
Ich fühlte meine Pulse stocken —
Zu schweigen hab' ich doch gewußt.
Man gab zuletzt — Spott — du bist bitter,
Mir Silbermantel noch und Krone!
So strahlt wohl sein vergoldet Gitter
Dem freigebor'nen Wüstensohne? —

In eines Kellers Moderluft
Verbracht' ich dann die Jugendjahre;
Einathmend grausen Leichenduft,
Lag lebend ich schon auf der Bahre.

Und wenn ich fern nach Spanien träumte,
Ach, von den ersten Illusionen,
Wo grüßend mich das Meer umschäumte,
Wo all' die braunen Mädchen wohnen,
Wenn ich die Flüge überdacht,
Die mich auf meines Geistes Schwingen
Dem Ruhm, der Ehre nah gebracht,
Und Thränen mir im Auge hingen ....
Drang aus der Finsterniß hervor
Ein flinker, ekler Rattenchor,
Der sich zu meiner Stätte wagte
Und mir am jungen Herzen nagte!
Mein Aug' zwar hüllte Finsterniß,
Mein Herz empfand doch jeden Biß;
Prometheus gleich ward ich zernagt —
Ich dachte nur: — Er hat gewagt,
Er hat das Feuer doch gebracht,
Von mir ward nur der Raub — gedacht!

Die Zeit verstrich! — Ich wurde älter,
Mein Haupt ward schimmlig und ward weiß,
Ich gegen meine Leiden kälter —
Und war doch einst so flammenheiß!! —

So harrt' ich eine Ewigkeit! —
Nur eine kleine stille Freude
Zeigt mir der Rückblick jener Zeit .... —
In meinem grünen Glasgebäude,
Das mich als Kerker eng umschloß,
Lag zauberhaft ein klarer See,
Der mich mit Wohlgeruch umgoß;
Sein Anblick milderte mein Weh,
Und tief aus seinem hellen Grunde
Hob sich ein Hügel leicht empor,
Und Perlen drangen stets hervor
Wie ein Gesang aus Frauenmunde.

Das war ein elfenhaft' Bewegen,
Ein nimmer rastend' neues Regen,
Ein Rieseln, wie vom Quell im Sande,
Ein Grüßen, wie vom Meeresstrande.
Da träumt' ich — wenn das Heer der Ratten
Und das Gewürm des Kellers schlief,
Von küssenden, entzückten Gatten,
Von weißen Nymphen und Najaden,
Die Hylas, ihren Liebling, baden;
Von eines Schlosses hohen Hallen,
Gebaut aus Muscheln und Crystallen —
Und jeder Kuß und jedes Wort,
Gegeben und gesprochen dort,
Kam mir als Perlengruß herauf,
Zergehend an der Oberfläche;
Mir war's, als ob ein Jeder spräche:
„Geduld im Leid — wie hart es hält —
„Befreiung naht, die Fessel fällt!"

V.

Doch selbst der unschuldsvolle Traum
Ward angerechnet mir als Schuld!
Es füllte sich der duft'ge Raum.
Ich nahm den Perlengruß als Huld,
Als Tröstung mitleid'ger Najaden,
Die sich in gold'ner Welle baden —
Doch jede Perle barst und sprang,
Stets mehrend meiner Glieder Zwang —
Wie aus Pandoren's Büchse steigt
Das Unglück, vielfach, weitverzweigt.
Von oben schwerer Ketten Wucht
Von unten Luft, die drückt und strebt,
Mich näher zu der Fessel hebt,
Wie ich Befreiung, Aufschwung sucht
Und sich gehemmt sieht in der Flucht,

So leid' ich Leiden, unerträglich,
Und meine Qualen sind unsäglich. —

Alphons seufzte: „Ich kann Dich verstehen—
„Will's mir selbst doch manchmal ähnlich gehen!"

VI.

Da öffnet sich die Kellerpforte,
Ich sehe Menschen, höre Worte,
Es faßt mich eine warme Hand —
Ein müder Schiffer, ruf' ich — Land!
Denn aufwärts trägt an's Tageslicht
Ein Freund mich! — Doch ich schau' es nicht!
Vom Kerzenlicht sein Auge wendet,
Den einst die Sonne kaum geblendet;
So lange lag ich in der Haft,
Daß mich verließ des Auges Kraft!
Hoch über weiße Marmorstufen,
Vorbei an Säulen und an Schildern,
An milden, hohen Götterbildern,
Die Kunst und Liebe sinnig schufen —
Durch ein gemeißeltes Portal
Trägt mich die Hand in einen Saal,
D'rin Alles köstlich war zu schau'n.
Der Teppich glich der Frühlingshaide,
Die Decke blauem Himmelszelt,
Die Wand des Waldes grünem Kleide,
Die Luft dem Hauch vom freien Feld.
Ein Lotos war dem Saal entsprossen,
Der barg im Kelche selt'ne Speise;
Von Blättern war er grün umflossen,
Die ihn umgaben wie im Kreise;
Als Sessel diente jedes Blatt. —
Rings in den Gängen, in den Lauben
Erscholl der Sang der Nachtigall;

Es drohten neckisch schwere Trauben
Verliebtem Ast mit nahem Fall;
Doch unter jeder vollen Rebe
Erhob ein Delphin seinen Schlund,
Die Traube goß, selbst Trank und Hebe,
Den Saft in solchen Bechers Mund.

Wo ist, Ihr fragt, dies Paradies? —
In einem Café zu Paris!

Freunde, bei der Keuschheit der Lukretia,
Heut' — rief Carl — noch eil' ich nach Lutezia!

VII.

Doch auf den Lotosblättern schaukelnd,
Im Liebesspiel sich toll umgaukelnd,
Erblickt' ich jetzt ein selt'nes Paar:
Ein Knab' — vielleicht kaum zwanzig Jahr,
Hielt eine Maid gar fest umschlungen. —
Lang hat er sicher nicht gerungen,
Weil schön er, wie die Quelle, war,
In der Narciß sein Leben kürzte;
Sein Auge schien so quellenklar,
Daß Liebe gern an's Herz ihm stürzte. —

Die Maid war bildschön, wohl auch klug;
Doch spielt' um ihren Mund ein Zug,
Der mir verrieth, sie, zwar gefangen,
Sei früher schon in's Netz gegangen,
Das sie für And're aufgehangen!
Es war ein sonderbarer Zug —
Nicht Trug — doch auch kein wahrer Zug,
Der, wenn er nicht von Reue sprach —
Doch keineswegs von Treue sprach! —

Ihr seid für diese sel'gen Zwei
So ganz und gar schon eingenommen,

Daß es Euch völlig einerlei,
Wohin ich damals selbst gekommen!
Mir schlug das Herz in ihrer Nähe;
Die Jugend nimmt ja gerne Theil —
Es wären alle Wunden heil,
Wenn Jugend nur sie alle sähe.

Doch was sie sprachen, was sie thaten?
O, leicht genüg' ich dem Begehr —
Sie aßen Hummer, Caviar, Braten
Mit Trüffeln — und aux pommes de terre!

VIII.

Der Jüngling schien ihr ganz ergeben,
Nur durch ihr Augenpaar zu leben;
Und wahrlich, diese braunen, kecken,
Vermöchten Todte wohl zu wecken!
Er war wie eine Frühlingsblüthe,
Auf der der Schmelz des Morgens liegt;
Zur Liebe bog sich sein Gemüthe,
Wie zu der Sonne sie sich biegt.

Man stellte mich und meine Flasche
Auf jenen Tisch von Blumenblatt,
Der Knabe griff in seine Tasche —
Schnitt mir die Fesseln rasch entzwei,
Und, eben traurig noch und matt,
Fühlt' ich mich plötzlich leicht und frei.
Doch langsam sucht' ich aufzudringen,
Ich fühlte wachsen meine Schwingen;
Die Perlen stiegen rascher auf,
Glück auf, so rief's, hinauf, Glück auf!
Doch mir war Alles so erstarrt,
Daß ich noch lange so verharrt! —
Es hatten Jene unterdessen
Das Kosen, Küssen nicht vergessen!

Der Knabe sprach (ich lauschte doch,
Indeß ich langsam aufwärts kroch),
Der Knabe sprach: „Du meine Seele,
Als ich allein und einsam weinte,
Weil ich mich einsam elend meinte,
Da kamst Du, frei von jedem Fehle,
Und küßtest mich auf meine Thräne!
Und in den Winter meiner Pein
Zog Lenz und Sonnenschein hinein!
Doch sag, wird Deine Liebe dauern,
Werd' ich nicht doppelt traurig trauern,
Wenn nach dem Lenz und Sonnenschein
Mich wieder faßt des Winters Pein!" —

Maria schlang den Arm um ihn,
Da fühlt' ich, ward es warm um ihn,
Da fühlt' ich, als Maria sprach —
„Du Erster, der mir Liebes sprach —
„Heut' ist mein erster Liebestag, —
Was auch Verläumdung sagen mag!"

Da fühlt' ich — wehmuthsvoll und schmerzlich,
Daß dieses Kind, so falsch, so herzlich,
Maria sei, die ich bewacht
In ihrer ersten Liebesnacht,
Als ihren Stern das Meer getrunken — —
Der unterdeß noch oft gesunken!

IX.

Der Knabe sprach: „Was ich verlange,
Du kannst so leicht, so ganz es geben:
Der Liebe freudewechselnd' Leben!
Gehörst ja selbst so ganz der Liebe,
Strahlst hell im Blüthenkranz der Liebe,
Gieb sie für's Leben mir, das lange! —
Wir wollen aus der Weltstadt Treiben
In stille Einsamkeit entfliehn,

Dort will ich sanfte Lieder schreiben
Auf Deinen Mund — und auf's Velin.
Die Lieder, die im Kuß gegeben,
Sie lassen nur uns selbst erbeben;
Die Lieder, die ich dauernd singe
Und vor der Menschen Auge bringe —
Sie sollen Deinen Ruhm verkünden,
Daß alle Menschen sich verbünden,
Dich, höchste Schönheit, aufzufinden,
Um Opferkränze Dir zu winden!" —

Der Knabe schweigt — Maria spricht: —
„Wie sollen sie mich denn entdecken,
Willst mich vor Aller Aug' verstecken??"

„Genügen wir uns selbst denn nicht,
Du meines Himmels Sonnenlicht?
Ich will Dich wiegen, will Dein warten,
Dich betten sanft im Schattengarten
Und will, wenn Du die Rose bist,
Die sanfte Nachtigall Dir sein,
Die Dich in Träume wieget ein,
Bis Du in Schlafesschooße bist! —
Doch nein, ich will Dich wach erhalten
Mit Liedern oriental'scher Dichter,
Mit Tönen musikal'scher Dichter,
Wenn Dir mein eigen Wort mißfällt,
Und nicht die Rose wach erhält.
So leben wir der Poesie
In seeleninn'ger Harmonie,
Des Lebens Wirrwarr stört uns nicht,
Das Ohr des Spötters hört uns nicht;
Wir leben einsam, ohne Sorgen,
Nur für uns selbst von Nacht zum Morgen;
Auch fehlt uns Saft der Reben nicht,
Es giebt ein schön'res Leben nicht!"

X.

„Das finde ich nun eben nicht!“
Gab sie zurück dem wilden Drängen.
„Willst in die Haft die Jugend zwängen?
Willst Deinen Schatz der Welt vergraben?
Nein, ich muß mehr, als Stille haben!
Ich liebe mehr, als ein Gedicht
Geschmückten Ballsaals Zauberlicht;
Gern hör' ich seidne Falten rauschen,
Besonders an dem eignen Leib,
Ich bin kein Engel, nur ein Weib!
Und statt der Nachtigall zu lauschen,
Sollst Du mich in's Theater führen;
Ich bin nicht allzuleicht zu rühren —
D'rum wähle Posse, wähl' Comödie,
Historienaufzug und Tragödie —
Mir ist es gleich, wir gehen hin,
Wenn ich nur recht gesehen bin!

Dann halte mir ein stolzes Roß. —

Ich brauche keinen Dienertroß,
Nur einen Kutscher für den Wagen,
Vielleicht 'nen Groom! Doch laß Dir sagen,
Du liebst die ind'sche Poesie —
Ich lese solche Verse nie!
Wenn Hindus schlechte Bücher machten —
Den ind'schen Shawl weiß ich zu achten!“

XI.

Als man mir Form, Gestalt verliehen,
Wähnt' ich mich mehr nach der Verwandlung,
Und daß mir nun Gehalt verliehen,
Vergaß der früheren Behandlung —
Als man mich zu den Andern warf,
Sprach ich beschämt zu mir: Man darf,

Des Lebens Höhe zu erreichen
Nicht dem gemeinen Haufen gleichen!
Ich fühlte, wie dem armen Knaben
Die schönste Lebensfreude schwand,
Die Daseinslust sich ihm entwand,
Daß er sich wünschte längst begraben.
Er ahnt' in diesem Augenblick
Des Menschen trauriges Geschick:
Erwünschtes schön mit Kränzen schmücken,
Es sehn in fernste Ferne rücken,
Dem Ziele nah, in Nichts versinken;
Aus gold'ner Schaale Wermuth trinken;
Er ahnt' in diesem Augenblick
Der Jugend trauriges Geschick:
Sie nennt oft erste: Aechte Liebe,
Und bringt ihr nur das Beste dar —
Erscheint dann spät die rechte Liebe,
Bringt sie ihr nur noch Reste dar.
Es wird für das, was Nichts bedeutet,
Der Flammen mächtigste vergeudet;
Die schönsten Bilder und Gefühle
Versinken im Alltagsgewühle,
Die edle Regung wird erstickt,
Wenn sie nicht kalter Spott erdrückt. —
Das Streben nach dem Glanz der Reinheit
Wird angespie'n von der Gemeinheit,
Der beff're Drang, des Willens Eifer,
Besudelt von des Neides Geifer;
Macht von der Unmacht ausgerottet,
Die Kraft gelähmt, Genie verspottet!

XII.

Wie war in dieser Zauberstunde
Der Körper anders, wie die Seele!
Sie nahte lüstern seinem Munde —
Der Leib war sein, doch nie die Seele!

Sie bog sich, wie das Schilf am Strande,
Hinab zu seines Mundes Rande
Und trank die Kühlung und die Fluth
Und rief dem Wunsche und der Gluth!
Der Jüngling sieht sein Glück entschwinden,
Im Schwinden wieder Glück ihm nahn;
Kann nicht dem Einen sich entwinden —
Das Andre zieht schon ferne Bahn.

Da löscht sie aller Kerzen Schein,
Gießt Taumel seinem Herzen ein,
Gießt Cognac in die tiefe Schaale;
Gespenstisch leuchtet's, fahl im Saale;
In grünem Licht, in blauem Licht
Erscheinen Wald und Grund und Lauben,
Es schwellen an die saft'gen Trauben
Und schießen Feuerstrahlenbogen
In der Delphine grausen Schlund. —
Da wälzen sich die blauen Wogen
Auf den gemalten Frühlingsgrund,
Und aller Lenz- und Frühlingsschimmer
Ging damals unter — ach, für immer!

Jetzt (wie ein Lied aus Dichtermunde,
Wie Wellen zu der Zeit der Fluth),
Entwallen, schwachem Netz entbunden,
Maria's Flechten ihrer Haft —
Sie hat den Knaben fest gebunden,
Und diesem schwand ja längst die Kraft;

Wie Samson's Kraft entschwunden war,
Als Delila ihm schnitt das Haar:
Des Knaben Kraft war Phantasie —
Gekürzt von Dir — Prosa Marie!

Sie schlang ihm ihre schwarze Flechte
Um Herz und Hand, um Mund und Brust,
Um gab ihm Uebermaß der Lust;
Sie gab ihm Lust, doch nicht die rechte!

Da ward's zu eng mir in der Haft —
Ich sammelte die höchste Kraft;
Um meinen jungen Freund zu retten,
Entflog ich donnernd meinen Ketten,
Enttauchend einem See von Leiden . . .
Da lag, für todt, ich zwischen Beiden.

Denn ach, ich sprang zu hoch, zu hoch —
Die Decke war's, die mich betrog;
Sie glich wohl blauem Himmelsraum,
Doch glich sie auch — des Knaben Traum!!

Des Morgens, aus dem Taumel wachend,
Sah ich zwei Kellner, räumend, lachend —
Hört' sie mit frecher Stimme sagen:
„Den haben wir nach Haus getragen —
Wie kann man so gesunken sein,
So jung und schon betrunken sein!
Die Kleine sagt' mir — halb verschlafen,
Sie komme heute — mit dem Grafen!"

. . . .

. . . .

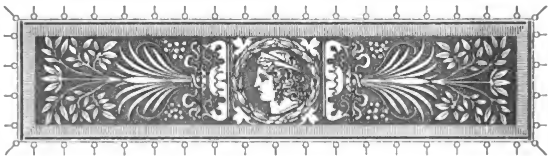
Und wie ich selbst hierher gekommen,
Das sei ein ander Mal vernommen!
Doch eines sei Euch heut' schon klar —
Daß Euer Sect kein ächter war!

. . . .

. . . .

Zwölf vom Thurm schlug's. „Gute Nacht! Gut' Nacht!
Vale! Alphons! Du hast's gut gemacht!
Wie kannst leicht Du, o Poet, bethören —
Meinten wir den Stöpsel doch zu hören!
Was Du anrührst, wird zur Poesie!
Freund! Gut' Nacht! Carl, hüt' Dich vor Marie!"





Der Ursprung der Hagestolze.

Ein Junggesell, dem's allzuwohl erging,
Und der früh Morgens ganz noch bei Vernunft,
Entsagte Mittags seiner lust'gen Zunft
Und trug am Abend schon den Ehering. —
Nun, dürren Wortes, ja, er nahm ein Weib.
Die Meldung braucht nicht dichterischen Stifts,
Ein jeder Lithograph und Setzer trifft's,
Und ein „faire part“ ist noch kein Zeitvertreib.
Doch hört nur, was sich weiter zugetragen.
Der Mann war, wie nun einmal Männer sind,
Ein Muster aller Tugenden. Zu sagen
Die Vorzüg' all' des Herzens und Verstandes
Bedürft' es aller Blätter dieses Bandes.
Sie — war des Eigensinns — der Schönheit Kind.
Ein alter Türke, Antar, glaub' ich, heißt er,
Hat einst geschworen bei des Korans Meister,
Kein Unglück falle nieder auf die Erde,
Das nicht vom Blick durch zarte Frauenlider,
Vom Blitz durch Seidenwimpern rühren werde.
„Cherchez la femme!“ — gab's ein Franzose wieder. —
Nun — hier war zwar im Anfang alles Glück,
Wie Honig flossen hin die Flitterwochen;
Es ward kein unsüß' Wort gehört, gesprochen,

Kein Wünschlein rief den frühern Stand zurück.
Wenn der Gemahl hat etwas je bedauert,
So waren's Küsse, and'rem Mund gegeben;
Wenn die Gemahlin etwas je betrauert,
War's, daß sie früher nicht geführt dies Leben.
Ihm kam nun all' sein früh'res Lieben vor
Wie vorlaut' Blüh'n im wetterwend'schen März, —
Ihr, als ob siebzehn Jahre sie verlor
Und nicht gelebt, weil damals stumm ihr Herz.
Doch als dahin der ersten Wochen Flitter,
Da ward die alte Eva in ihr munter,
Es fiel kein Wort, das launisch nicht und bitter,
Zank, Eigensinn und Thränen gab's mitunter.
Hat sonst sie Ja gesagt zu seinem Ja,
Klang seinem Nein als Echo stets ein Nein,
War seinem Nein ein Ja nun immer nah,
Zu seinem Ja fand stets ein Nein sich ein!
Und wollt' er Dieses, nun, so wollt' sie Das,
Und zu versagen fand sie immer Was.
Gautier hieß er, und sie, sie hieß Féline. —
Im Anfang gab er seinen Willen hin
An ihren, gab ihr sanfte, gute Worte
Und gab ihr Recht und gab ihr Alles nach,
Sprach: blau sei grün, wenn, blau sei grün, sie sprach.
Doch endlich riß ihm der gespannte Faden
Der Mannesnachsicht und der Lammgeduld,
Ein Gegenwort des Zorns hat ihn mit Schuld,
Aristotelisch-tragischer, beladen. —
Ja, als nun der Erregung Flammen lohen,
Fing er mit harten Strafen an zu drohen.
Wer hätt' es auch noch schweigend ausgehalten?
Des Weibes Pflicht ist, trauernd selbst, zu lächeln,
Dem Mann den Hauch der Tröstung zuzufächeln —
Ihr Lächeln selber zeigte Gramesfalten.
Warum? Weshalb? Nun, Weibereigensinn
Gab ihr dies Alles ein. — So war Féline.
Weshalb, warum sie zankten, richtiger,

Warum s i e stritt, es bleibe unberichtet,
Es war der Gegenstand kein wichtiger —
Er widersprach — sie schwieg zuletzt, vernichtet.
Gautier ging aus, vielleicht zu kaltem Bade,
Dann in den Club wohl, auf die Promenade;
Er rauchte eine oder zwei Cigarren,
Ward ruhiger und schalt sich einen Narren.
Er lenkte heimwärts lächelnd seinen Schritt
Und nahm vom Goldschmied gar der Frau was mit.
Nun lag an Gautier's Haus ein schöner Garten,
Sein Eigenthum. D'rin stand ein Pfirsichbaum,
Mit Schattenlaub und Aesten, knorrig harten;
Als Junggesell träumt' er da manchen Traum.
Dort pflegte sich sein Weibchen zu ergehen
Am Nachmittage, gleich nach dem Kaffee.
Er trat durch's Gartenthürlein, wie ein Reh
So leise, hoffend, dort sie zu ersehen,
Sie voll Verzeihung an sein Herz zu drücken
Und mit Brillanten ihren Hals zu schmücken,
Vielleicht zu küssen sie, wenn sanft sie schliefe. —
Nie trug der Pfirsichbaum so süße Last —
Féline hing leblos an dem einen Ast.
Nun schreit ihr über mangelnde Motive
Und legt vielleicht die Dichtung gleich ad acta.
Wozu der Lärm? Was könnt Ihr gegen facta?
Féline hängt da. Sie that's. Sie war gekränkt.
Klein war die Ursach'! Doch sie bleibt erhängt!
Erst kannten Gautier's Schmerzen keine Grenzen.
Dann, als die Sonne hinter Nachbarsdächern
Dreihundertmal mit Feuerrosenkränzen
Gesunken war, begann sein Herz zu lenzen.
Nach Liebe sehnend schlug's in den Gemächern,
Wo einst Féline gewallt. Er denkt mit schwächern
Gedanken i h r e r, wünscht, sich zu ergänzen,
Und endlich fängt er an, ihr Grab zu fächern.
In China darf nicht neue Liebe locken,
Solang das Grab der alten noch nicht trocken!

Mit Fächern hilft das Volk sich der Chinesen. —
Gautier ist ein Chinese bald gewesen.
Was ist das Glück? Die Kunst, sich zu bescheiden!
Gautier war wiederum ein Junggeselle
Und Wittwer obendrein und sehr beneiden
Würd' jeden Andern er an seiner Stelle.
Er aber nahm ein zweites Weib — Dinette
Hieß sie: Féline war blond, die, braun, kokett.
Das sah nun Jeder, der zwei Augen hatte,
Und wer's allein nicht sah — das war ihr Gatte.
Ach, freilich nur, so lang in Wonne schwamm,
Der nun zum zweitenmal schon Bräutigam;
Denn daß mit ihm Dinette auch kokettirte,
Das schmeichelte ja seiner Eitelkeit,
Daß sie für Alle ihre Flechten zierte,
Sah er nicht ein und — dachte nicht so weit.
Er hatte Augen nur für sie und glaubte,
Daß er ihr Lust für alle Andern raubte.
Die Nachbarn freilich und die Anverwandten
Und die Bekannten und die alten Tanten,
Die schüttelten voll Mitleids ihre Häupter
Und eine sprach: „Wer um die Zweite warb,
Ist gar nicht werth, daß ihm die Erste starb!"
Er, so wie ein Hypnotisirt-Betäubter,
Trug taub und stumm sein Glück. — In gleicher Weise
Wie's Mode ist, that er die Hochzeitsreise:
St. Marc, St. Peter, Bauten des Vitruv,
Den schiefen Thurm, La Spezzia, den Vesuv
Besahn sie sich, doch an der Table d'hôte,
Der ersten schon, begann die neue Noth.
Madame ließ von dem Nachbarn sich bedienen
Und hatte gern mit Fremden Unterhaltung,
Sie zeigte ihnen zu vertraute Mienen
Und dankte allzuhöflich-liebreich ihnen
Für die geringste Nachbarmühewaltung;
Nahm statt des Gatten Arm einmal den andern,

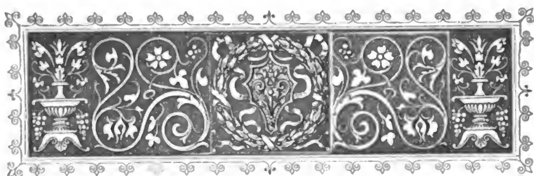
Des Spaniers neben ihr; für den galantern
Hielt sie ihn wohl! — Irrthum ist menschlich. — Schüchtern
War sie nun eben nicht, schien zu verkünd'gen,
Daß sie von Jenen, die mit Blicken sünd'gen.
Dies sah ihr Mann nun ein und ziemlich nüchtern
Kam er nach Hause, wo mit kurzen, bünd'gen,
Energ'schen Worten er sie mahnt zur Pflicht! — —
— — Treib' einer sich den alten Adam aus!
Es weist uns der Charakter unf're Bahnen!
Du weißt: „Die Katze läßt das Mausen nicht!"
„Heugabeln treiben nicht Dein Ich heraus!"
Horaz sagt's irgendwo auf gut lateinisch,
Und Geltung hat's im Lande der Romanen,
Gleichwie in dem, das slavisch, keltisch, rheinisch.
Dinette war nicht zu zügeln. Und so herzlich
Es leid mir thäte, Frauen zu verläumden,
So sehr mir Medisance verhaßt und schmerzlich,
Es muß gestanden sein: Zu den versäumten
Gehörten jene Tage für Dinette,
An denen sie — vergeblich war kokett!
Mit Zögern nur bericht' ich und mit Reu': —
Dinette war schön, klug, reizend — doch nicht treu!
So seltsam es auch klingen mag — erfuhr
Ihr Mann davon und kam ihr auf die Spur.
Was blieb ihm übrig, als sie streng bewachen?
Er ließ ein feuerfest' Gelaß ihr machen
Und zog den Schlüssel ab. — Doch sagt Properz:
„Eh' hieltest Du die tolle Flamme auf,
Die über trocknes Kornfeld nahm den Lauf,
Eh' brächtest Du den Fluß zurück zur Quelle —"
Und ich: „Eh' stünde Ebb' und Fluth der Welle,
Und eines bösen Weibes Zunge still, —
Eh' Liebe sich nicht Bahn bricht in ein Herz,
Und eine Frau nicht ausführt, was sie will!" —
Und so geschah's! Dinette entkommt den Mauern,
Doch will sie nicht ihr Leben so vertrauern
Und nimmt sich's lieber, wenn auch mit Bedauern!

Nachts springt sie durch das Fenster — küßt und küßt
Den muntern Gärtnerssohn — ihr letzt' Gelüst, —
Und hängt als süße Last, still und gefaßt,
Dem Pfirsichbaum sich an den schwersten Ast.
Gautier hieß er, und sie, sie hieß Vinette. —
Was ist das Glück! Die Kunst, sich zu bescheiden. —
Doch so bescheiden war nun Gautier nicht.
Er hatte noch genug nicht an den Beiden.
Blond, launisch war Féline, Vinette kokett
Und braun! — Die Tanten hofften, daß ein Licht
Ihm aufgegangen nun, und so die Anverwandten;
Zum Wittwerstand rieth jeder der Bekannten!
Doch, war es der Geschied'nen Strafvermächtniß,
War anormal beschaffen sein Gedächtniß,
Er dachte nur der guten, schönen Stunden
Mit Jenen, die ihm als Gemahl verbunden,
Und nicht der Plage, Noth und Quälerei;
Und wie er so der guten Dinge dachte,
Bedacht' er, daß der guten all sind drei. —
So kam's, daß, als das Trauerjahr vorbei,
Er noch ein Weib zu seiner Gattin machte.
Schwarz war sie, munter und hieß Violaine!
Und wieder war im Anfang alles Glück!
Wie Honig flossen hin die Flitterwochen,
Es ward kein unsüß' Wort gehört, gesprochen,
Es rief kein Wunsch die früh're Zeit zurück.
Der Gatte zwar bedauerte nicht mehr,
Féline, Vinette — dereinst geküßt zu haben,
Doch — da sie todt nun einmal und begraben,
So freut' er sich der Gegenwart recht sehr.
Im Anfang hielt sie fest ihn in Gewahrsam,
Sie richtete ihr Haus ein, ganz karthäuslich,
War froh, verliebt (in ihn versteht sich), sparsam,
Ging selten aus, kurz, musterhaft und häuslich.
Dann kam's. — Ein seiden Kleid, ein Opernball,
Dann eine Loge täglich für's Theater,

Dann Equipage für die Fahrt zum Prater,
(Den Prater brauch' ich nur so nebenhin,
Denn die drei Frau'n sind sicher nicht aus Wien.)
Und so ging's weiter dann von Fall zu Fall —
Denn jeder Wunsch fand leider Wiederhall
Im Ohre des bethörten, trunk'nen Mann's.
Brillanten, Perlen, wieder Logen, Spitzen,
Verschlangen bald des Gatten Reichthum ganz,
Und während sie, gehüllt in gold'nen Glanz,
Von Fest zu Fest gestürmt, von Tanz zu Tanz
Sah — er sich plötzlich auf dem Trocknen sitzen.
Er legt' ihr dar die kummervolle Lage
Und bat um Einhalt. Doch es war zu spät.
Beamte kamen schon am andern Tage,
Beschlag zu legen auf Brillanten, Kleider,
Die Prosa nennt es Execution! —
Das hat man, wenn man dreimal freit — davon!
Als Violaine verurtheilt zur Diät
Sich plötzlich sah, und traurig sie ihr Gatte
Von künft'ger Einschränkung verständigt hatte,
Sprach sie gefaßt nur zwei bis dreimal: „Leider!"
Und morgen war die Hochzeit ihrer Nichte!
Sie dachte schon Ballkönigin zu sein,
Mit der Frisur, dem Schmuck und der Toilette
Die ganze Frauenwelt dort auszustechen!
Und recht fatal kommt die Concursgeschichte.
Sie diamanten-perlen-los! O Pein,
Es könnt' ein Herz ob kleinern Grundes brechen,
Und sie begreift Féline nun und Vinette.
Was ist das Glück? — Die Kunst, sich zu bescheiden!
Die Kunst verstand nun Violaine sehr schlecht,
Der Pfirsichbaum erschien ihr eben recht!
Ein schmucklos' Leben heißt ein bittres Leiden,
Und sie befreite sich von dessen Last
Mit einem Band von sich — und seinem Ast.
Gautier! Gautier! Daß Du noch Thränen hast,
Nach soviel Leid, so wunderlichem Kummer!

Das dritte Mal trägt er sein Loos gefaßt.
Sein Schmerz ist groß, doch ist sein Schmerz ein stummer.
Und wieder fragt er seine Anverwandten,
Die lieben Freund' und männlichen Bekannten
Um Rath! —
„Mir steht ein Baum im Garten," spricht er,
Der trug als seltne Frucht drei meiner Frauen.
Ihr Freunde seid Berather mir und Richter
Dem Baum! Wär's besser nicht, ihn abzuhauen,
Bevor zur vierten Wahl ich schreite?" „Nein!"
So schreit der Nachbarn und der Gatten Kreis,
„Die vierte Wahl, o Gautier, die lass' sein!
Doch mir, und mir, und mir, gieb Du ein Reis,
Ein Zweiglein, einen Setzling, einen Ast,
Von jenem Baum, den Du im Garten hast.
Wir sind auf jeden Vorfall dann gefaßt.
Wir wollen sie in uns're Gärten pflanzen
Und um die Bäume, tragen Frucht sie, tanzen,
Wenn ihnen innewohnt die Eigenschaft,
Wenn Deinem Baum gleich, ihnen ward die Kraft,
Die schlimmen Frau'n — —"
Doch meine Feder sträubt sich,
Der Nachbarn Worte, die so ungalant sind,
Den Versen zu vertrauen, die im Stand sind,
Auch meinem unbescholt'nen Ruf zu schaden,
Wenn sie ein edler Mann mir druckt in Leipzig,
Und sie ein Frauenauge, das in Gnaden
Bisher auf mich geblickt, voll Neugier streift
Und weglegt!
Ob der Nachbarn Schößling reift,
Jed' Reislein wächst zu gleichem Wunderholze
Und anzieht jede Frau, die liebt, — putzt — keift,
Das weiß ich nicht. Und, wessen ist das Amt,
Zieh' die Moral der Fabel! — Doch es stammt
Von Gautier das Geschlecht — der Hagestolze!





Die Spinnstube am Mummelsee.

Präludium.

Die Tannen steh'n
Im Dämmerschein;
Ihre Schatten geh'n
In den See hinein.

Die Sage geht
Vom Mummelsee:
Auf dem Grund ihm steht
Das Schloß einer Fee.

In der großen, kalten Halle
Flammt ein Scheit auf im Kamin,
Und die Dirnen kommen alle,
Setzen sich zum Spinnrad hin.
Draußen wird es trüb und düster,
Durch die Halle geht Geflüster,
Kichern, Lachen tönt dazwischen,
Und nun kommen zu den Tischen
Die Männer des Dorfes. —
Das Spinnrad summt! —

Aufgeputzt wie Mädchenpuppen,
Buntbebändert, hochgeschürzt,
Sitzt die Dirnenschaar in Gruppen,
Und die Winternacht verkürzt
Leises Sprechen mit den Knechten.
Jeder setzt sich zu der Rechten,
Der erklärt sich unverhohlen,
Dort wird schlau ein Kuß gestohlen,
Die Kienfackeln rauchen,
Das Spinnrad knarrt.

Blonde Flechten, braune Locken
Lehnen aneinander sich. —
Horch! Vom Kirchthurm hallen Glocken,
Und die neunte Stund' entwich.
Zum Gebete knie'n sie nieder,
Und dann schnurrt die Spule wieder.
Hans beginnt von Spukgeschichten,
Schnurrigen, auch zu berichten —
Und es gruselt den Mädchen.
Das Spinnrad kreist.

„Nähret im Kamin die Flammen!"
Rußiger schon schwält der Kien;
Näher rücken sie zusammen
Alle und zum Feuer hin.
Nur die schwarze, hohe Grete,
Wie ihr Hans auch nahe trete,
Schiebt sich leise weg. Die Bleichste
Ist die Schönste auch und Reichste,
An Stolz auch die Erste!
Das Spinnrad summt!

Ihrem Mädchenbusen ferne
Stand die Liebe, ungekannt,
Wie die himmelhohen Sterne,
Wie ein nieentdecktes Land.

Der Verliebten Liebessachen
Machen spotten sie und lachen:
„Glaub an Lieb, wie an Gespenster!“
Horch! Da klopft's am niedern Fenster
Zur Mitternachtsstunde.
Das Spinnrad steht!

Episode.

Die Tannen stehen
Im Mitternachtssturm,
Die Mädchen lauschen
Im Holzwerk dem Wurm.

Die Fluth wallt herauf
Aus dem Mummelsee;
Die Thüre geht auf
In dem Schlosse der Fee.

Zweimal, dreimal tönt das Klopfen.
„Thut den Bolzen weg vom Thor!“
— In dem Goldhaar Wassertropfen,
Steht ein Mädchen stumm davor.
Eingelassen wird die Schöne,
Trägt ein Spinnrad, das hat Töne!
Ebenholz ist's, elfenbeinern,
Doch das Mädchen sitzt wie steinern
Inmitten der Andern.
Ihr Goldrad surrt.

Wie ein Vogel, ein verirrter,
Aus der Tropen Himmelsstrich
Scheint sie. Hans sieht stets verwirrter
Nach der Fremden, und es strich
Ihre weiße Hand den Faden,
Den gelinden, den geraden,

Goldnen Flachses, der, gesponnen,
Glänzte, wie ein Strahl von Sonnen.
Ein Lied jenes Vogels,
Das Spinnrad singt's.

Und im Kreis der andern Mädchen
Geht ein Flüstern, geht ein Singen!
„Grete! Die mit ihrem Rädchen
Wird Dich um den Hans noch bringen!
Denn Du bist nicht mehr die Bleichste,
Bleicher ist sie! Nicht die Reichste:
Reicher ist sie; Hanf gewinnen
Wir! Doch sie kann Gold erspinnen!
Das können wir nimmer.
Auch Grete nicht!"

Und nun fängt das holde, fremde
Mädchen gar an zu erzählen:
„Spinnt, Ihr Mädchen, Flachs zum Hemde,
Soll Euch Euer Liebster wählen.
Liebe hat gar viele Wege,
Liebe kennet alle Stege
Zu der armen Dirnen Herzen,
Schenkt erst Freuden, bringt dann Schmerzen,
Denn bitter ist Untreu'!" —
Das Spinnrad seufzt.

„War vor vielen hundert Jahren
Eine Schöne hier im Orte,
War so jung, so unerfahren,
Traute schmeichlerischem Worte!
Hat ein schneeweiß' Kind geboren,
Hat ihr Knäblein — schnell verloren,
Liegt im Mummelsee, dem bösen,
Liebe kann sie nur erlösen,
Sich opfernde Liebe!"
Das Spinnrad summt.

Wieder, horch! Die Eins verhallet,
Und die Fremde nimmt ihr Rädchen,
Grüßt und geht. Und wie es wallet
Still zum Mummelsee das Mädchen,
Folgt ihm Hans, und düst're Wolken
Zieh'n auf Grete's Stirn; es folgen
Dem Verfolger ihre Blicke. —
Wirrer werden die Geschicke. —
Die Spur ist verloren.
Das Spinnrad steht.

All' die langen Winternächte
Kehrt das fremde Mädchen wieder,
Nimmer, ohne daß sie brächt'
Neue Märchen, neue Lieder.
Dirnen sprachen, man gewahre
Nicht mehr in dem gold'nen Haare
Jene feuchten Demanttropfen,
Seh' ihr Herz im Mieder klopfen!
Ein Zipfel der Schürze
Blieb feucht allein!

Immer mit dem Glockenschlage
Zwölf erschien sie. Schlug die Stunde
Eins, verschwand sie, und am Tage
Sprach von ihr die ganze Runde.
Hans verfolgt die Räthselhafte,
Deren Spur ihm stets entraffte
Irrlicht oder Kobold. — Grete
Lag um Liebe im Gebete,
Denn Untreu' ist bitter:
Sie weiß es nun!

Climax.

Die Tannen steh'n
Im Mondlichtschein,
Ihre Schatten geh'n
In den See hinein.

Ein Mädchen schreitet,
Ein Mann schleicht ihm nach,
Und Grete gleitet
Ihnen nach, halbwach.

Wie ein Feuer, das verheerend
Schwillt und wächst und um sich greift,
Wächst die Eifersucht, verzehrend,
Neben Liebe schnell gereift.
Grete lockt den Hans vergebens,
Alle Pulse seines Lebens
Schlagen für die Blasse, Bleiche
Aus dem kalten Wasserreiche!
Und wieder erscheint sie.
Das Spinnrad summt.

Da nun schleicht sich leise Grete
Aus dem Saal um Mitternacht —
Zu dem Thürmer; im Gebete
Hat die Eins der hergewacht.
Rückt zurück die Lebensstunde,
Daß der Liebste ihr gesunde,
Rückt im mystischen Halbdunkel
Auch die Saaluhr, setzt zur Kunkel
Dann wieder sich nieder —
Das Spinnrad summt!

Nimmer hat so frohe Kunden
Noch erzählt die fremde Maid;
Nie so rasch noch eilten Stunden
In den Schooß der Ewigkeit. —
Niegehörte Liebessagen,
Liebesfreuden, Liebesklagen
Singen durch den Raum. Versponnen
Ist der Flachs. Des Morgens Wonnen
Verkünden die Hähne.
Das Spinnrad steht!

„Wehe,“ ruft die Fremde, „wehe!“
Und ihr Faden reißt entzwei.
„Zeit war's, Zeit ist's, daß ich gehe!“
Und schon tönt der Hahnenschrei.
Sie enteilt. — Sie flieht zur Stelle,
Wo der See schon liegt in Helle.
Hans ihr nach. Die brausenden Wogen
Haben zwei Seelen hinabgezogen!
Die Liebe vereint sie.
Sie bindet — löst. —

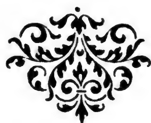
Epilog.

Die Tannen steh'n
Im Frührothschein,
Ihre Schatten geh'n
In den Wald hinein.

Im Wahnsinn die Grete
Spinnt Tag und Nacht,
Bis daß Erlösung
Der Tod ihr gebracht!



Plauderei.





Ein Wiedersehen.

Plauderei in 1 Akt.

Personen: Karl Geibel. Frau Martha Geibel. Frieda Oppenberg.

Erste Scene.

Nicht reiches, behagliches Zimmer. Thüre zum Studirzimmer. Thüre als Eingang.

Frau Martha Geibel. (Allein, arbeitend. Geht an's Fenster.)
Wenn nur die Hunde nicht so bellen wollten!
Daß so ein Thier doch gar kein Einseh'n hat!
Wenn doch die Wagen nicht so lärmend rollten!
Es giebt kein stilles Plätzchen in der Stadt!
(Sie horcht am Nebenzimmer.)
Mein armer Karl! — Was wissen auch die Hunde,
Die Wagenräder von dem süßen Klang,
Der Dir unhörbar strömt vom Dichtermunde,
Von Deinem erdentrückten, goldnen Sang!?

Ging' mir es nach, geliebtes, ernstes Wesen,
Dich hätte nie ein rauher Laut gestört!
Kann ich doch klar in Deinem Auge lesen,
Ob mir Dein Tag, ob er dem Lied gehört!

Hätt' ich die Macht, zu ebnen Deine Pfade,
Selbst Jahre meines Lebens gäb' ich hin;

Und mir erscheint es Götterhuld und Gnade,
Daß ich Dein Weib, Dein guter Engel bin!

Des Lebens widerwärt'ge Kleinigkeiten,
Noth, Sorge sollen nicht an Dich heran,
Das Sein verrinnt — Du denkst an spät're Zeiten,
Die Dich noch kennen werden, theurer Mann!
(Pause, sie ordnet im Zimmer.)
Ich muß doch einmal in die Küche gehn,
Bin ich nicht da, geht alles drüber, drunter. —

Zweite Scene.

Frau Frieda Oppenberg. (Geputzt, immer sehr laut und geräuschvoll.)
Bonjour; ma belle! Es giebt ein Wiedersehn!
Wie geht's, wie steht's? Noch immer frisch und munter?

Frau Geibel.
Du, Frieda, Du!! Das Du! Die arme Frieda!

Frieda (lacht hell auf).
Nein! solch' erstaunt' Gesicht war doch noch nie da!
Nun ja, ich bin's! Die schäb'ge, arme Frieda!
In der Pension habt Ihr mich so genannt!

Frau Geibel.
Ich hätte Dich auch wieder kaum erkannt!

Frieda.
Warum? Bin ich so alt? Und so verändert?

Frau Geibel (besieht sie staunend).
Schön bist Du, schön! Doch so geputzt, bebändert!
Ich glaub', Du trägst am hellen Tag Brillanten!

Frieda (lachend).
Geschieht zum Aergerniß der alten Tanten!

Frau Geibel.

Du warst doch früher völlig eine Waise!

Frieda.

Das war mein Glück auf meiner Lebensreise.
Ich war die einfachste der Gouvernanten,
Mich sah ein reicher Mann! Er ward mein Gatte —
Weil an Verwandten ich auch gar nichts hatte!

Frau Geibel.

Und auch ein wenig, weil Du schön und gut!

Frieda (leichthin).

Je nun, das liegt einmal bei mir im Blut!

Frau Geibel (nachdenklich).

Vermählt also! Du zeigtest mir's nicht an!

Frieda (nimmt Martha's Hand und sieht einen Ring).

Wir hatten uns aus dem Gesicht verloren!
Und Du, mein Schatz? Auch Du hast einen Mann!
Wie heißt der Glückliche, den Du erkoren!?

Frau Geibel.

Du weißt's nicht, fragst!? Wie fand'st Du dann herauf?

Frieda (leichtsinnig, zerstreut, unruhig, nicht folgend).

Ich sah Dich gestern hier am Fenster sitzen.
Ich fuhr vorbei. — „Du gehst einmal hinauf!"
So sagt' ich mir. (Da Frau Geibel Frieda's Toilette betrachtet)
Gefallen Dir die Spitzen?
Du treibst Musik? (Nimmt eine Laute und schlägt einige Saiten an.)

Frau Geibel (nimmt ihr rasch das Instrument weg).

Um Gotteswillen! Leise!
Im Nebenzimmer sitzt mein Mann und dichtet!
Er liebt die Stille! 's ist so seine Weise! —

Frieda (sinkt auf einen Sessel).
Dein Mann! Poet! Martha! ich bin vernichtet!

Frau Geibel.
Warum? Wieso? —

Frieda.
Du hast doch stets behauptet,
Du würdest nur den reichsten Bankier nehmen!
Ich glaube, Rothschild war Dein Ideal!

Frau Geibel (zurückdenkend, für sich).
Ja! Was Ihr dummen Jugendjahre glaubtet!
Was ist von Euch denn übrig noch geblieben? (Dann laut.)
Ich glaubte, einen reichen Herrn zu lieben!
Wenn so ich sprach, hab' ich an den gedacht!

Frieda.
Und mußtest Dich zu niedrer Wahl bequemen!

Frau Geibel.
O Frieda, Kind! Das hast Du schlecht gemacht!
Zu niedrer Wahl! Was war Dein Ideal?
Schwärmtest Du nicht für Poesie und Lieder?
Saßest Du nicht mit Lenau unter'm Flieder
Und schwurst, daß, Dich zu frei'n, nur Dem gelänge,
Der heute süß und tief, wie Lenau, sänge!
Und meine Heirath nennst Du nied're Wahl!
Dann kennst Du nicht den Namen meines Mann's!

Frieda (lachend).
Nein! Da Du ihn verschweigst! Wer ist's?

Martha (energisch, verzückt).
Ein Kranz
Von Lorbeern ward ihm schon von seiner Zeit;
Er aber lebt, ich weiß, in Ewigkeit! —

Frieda.

Du wirst, sprichst Du von ihm, ja ganz poetisch!
Dein Mann nicht, scheint mir's, ist er, nein, Dein Fetisch!

Martha.

Es steht nicht gut Dir an, zu spotten, Kind!
Du warst einmal, wie lange ist's denn her, —
Ein Strom von Poesie!

Frieda.

Warum nicht gar ein Meer!
Ich liebte einen Mann, den niemals ich gesehn!
Ich fühlt' es von ihm her wie Liebesgrüße wehn!
Er sang, — was ich geahnt mit meinen fünfzehn Jahren!
Ich trat in's Leben ein! — Rings um mich her Gefahren! —
Verlassen, elternlos kam ich in fremden Dienst
Und lehrte, was ich weiß, für kärglichen Gewinnst!
Ich hörte rauhes Wort und falsche Schmeichelei.
Zu bald erfuhr ich's nur, daß Leben — Prosa — sei!
Der Mann, den ich geliebt, versank als Jugendtraum,
Ein And'rer trat heran! — Mir selber glaubt' ich's kaum,
Daß ich ihn lieben mußt'! Er, Jenes Gegensatz!
Ich liebt' ihn aber doch! (Zu Martha.) Er ward mein Mann, mein Schatz!

Martha.

Und bist Du glücklich, liebe Frieda, sprich?

Frieda.

Ich glücklich! Sieh mich an!! Nun sicherlich!
Wie aber ging es Dir? Von Pferden, Wagen
Sahst Du Dich stets im Traum dahin getragen.
Du schwärmtest damals nur für Eleganz
Und ganz egal war Dir ein Lorbeerkranz.
Du sahst Dich eingehüllt in Sammt und Seide,
Dich täglich angethan mit and'rem Kleide,

Gingst von der Loge zu dem Ball, im Geist,
Und sprachst, wie Du Dich zu entsinnen weißt,
Von einem Millionär, den Du nur wolltest —
Je nun, das Bild, das Du Dir selbst entrolltest — —
(Herumgehend und sehend, etwas spöttisch.)
Mein Schatz, Du bist ganz wohnlich eingerichtet!
(Greift wieder zerstreut zur Laute und macht sonstigen Lärm.)

Martha.
Ich bitte, still!

Frieda.
Gewiß! Dein Gatte dichtet

Martha.
And're Tage, and're Sonnen!
Jugendpläne sind zerronnen,
Doch des Mittags Sonne leuchtet!
Die Ihr uns so köstlich däuchtet,
Mädchenträume, Ihr verrinnt,
Wenn das Leben uns umspinnt!
Ja, ich war einst Einem hold,
Und er hatte Gut und Gold,
Und ich sah mich ihm verbunden
Schon für alle Ewigkeiten —
Und so hab' ich denn gewunden
In den Kranz aus Jugendzeiten
Jene Blumen, deren Pracht
Blühend ich für mich gedacht!
Doch der Jugendliebste schwand,
Ohne daß ich ihm gestand,
Was auch nur ein Wähnen war!
Denn was mich an ihm bestach,
War nicht Schönheit, oder gar
Reichthum, nein, nur hingezogen
Fühlt' ich mich, war ihm gewogen! —

Frieda (lachend).
Und ihm folgt' ein And'rer nach!

Martha (schnell, emphatisch).
Wie der Morgen auf die Nacht,
Wie die Sonn' auf Sternenpracht.
Schnelle lernten wir uns kennen,
Und es war nicht mehr zu trennen
Sympathie von Sympathie! —
Sein ist alle Poesie,
Die die Jetztzeit noch empfindet,
Und auch mich hat er gebunden,
Und ich bin in seiner Hand
Wie ein zartes, seid'nes Band,
Das man um den Finger windet!
Unser Sein besteht aus Stunden,
Hergeweht von süßen Winden,
Und wir kannten keinen Sturm!

Frieda (komisch).
Ach, mein armer, kleiner Wurm!
Also ganz, wie er es will,
Windest Du Dich und hältst still!

Martha (entzückt).
Wo man liebt, giebt's da ein Wollen?
Wo man liebt, giebt's da ein Müssen?
Was man wünscht und jedes Sollen,
Es erräth sich unter Küssen!
Tage wirft uns Gott herunter!
Zählen wir denn ihren Lauf?
Eines geht im Andern unter,
Eines geht im Andern auf!!

Frieda.
Ja, man sieht Dein Glück Dir an!

Martha.
Denn Karl Geibel heißt mein Mann!

Frieda (höchlichst erstaunt).
Wie, nicht möglich!

Martha.
Gelt! Dich wundert's

Frieda.
Größtes Wunder des Jahrhunderts!
Mein Geträumter! Und der nahm Dich!

Martha.
Er, Dein Sänger!!! — ! — Wer bekam Dich
Aber liebste Frieda, sprich?

Frieda.
Mich, ein Ries' an Erdengütern,
Keiner von den strengsten Hütern,
Und an Geist vielleicht — ein Zwerg — (kalt)
Nennt sich Julius Oppenberg! —

Martha.
Dieser!

Frieda.
Dieser? Kind, Du kennst ihn?

Martha (höchst erregt).
Frieda, wirklich, sag', Du nennst ihn
Deinen Mann? nicht möglich, gelt!

Frieda (trocken).
Nicht nur ich, die ganze Welt!

Martha.

Und das war mein Jugendtraum!

Frieda (überrascht).

So etwas begreift sich kaum!

(Sie setzten sich enge aneinander geschmiegt in höchster Spannung und Aufregung auf ein Sopha und halten sich gegenseitig die Hände.)

Frieda.

Nun sag', wie Euer Dasein eingerichtet?
Wie lebt sich's denn mit einem Mann, der dichtet?

Martha.

Und Du, nun beichte mir einmal, gesteh',
Was ist das für ein Mensch, so ein Bankier!?
Doch halt — so trocken darfst Du mir nicht sitzen.
Ich hole die Maschine, mache Thee!
Du bleibst bei uns! —

Frieda.

Gut! Geh! Doch kann Dein Mann
Inzwischen mir nicht hier Gesellschaft leisten?
Stell' mir ihn vor!
Was siehst Du so mich an?

Martha (erschrocken).

Ich? Ihn zu stören sollt ich mich erdreisten?

Frieda.

Je nun, Ihr habt mich doch jetzt zum Besuch! —
(Steht auf.)
Ich schau ein wenig durch der Thüre Ritzen.

Martha (hält sie zurück).

Mein Gatte schreibt; er liest vielleicht ein Buch! —

Frieda.

Ein Buch läßt doch ein andermal sich lesen!

Martha.

Nie bist Du eines Dichters Frau gewesen! —

Frieda.

Nicht, daß ich wüßte! — Wär' ich's aber heut' —
Mein Dichter müßte tanzen, wie mich's freut.

Martha.

Nicht länger wär' er wohl ein Dichter dann,
Ein trauriger, beklagenswerther Mann!

Frieda.

Wie Du die Launen Deines Mann's vertheidigst!
Und mich, die ält're Rechte hat, beleidigst!

Martha.

Was nennst Du Launen? Daß ein edler Geist,
Dem seine Zeit der Güter höchstes heißt —

Frieda.

Nicht Du!

Martha.

Ich steh' so hoch in seiner Gunst,
Um Liebe einzudämmen für die Kunst!
Sind's Launen, sag' ich, daß ein solch' Talent
Die Pflichten, die Begabung auflegt, kennt?
Die strenge Arbeit, die den Kaufmann adelt,
Wie kommt es, daß Ihr sie am Dichter tadelt?
Entfliehen seine Stunden wen'ger eilig,
Und ist nicht seine Weihestunde heilig?
Wer kann es wagen, wenn, ihn zu beglücken,
Die Muse in sein lauschig' Heimland schwebt,

Das zu zerreißen, was er zum Entzücken
Der Mit- und Nachwelt in der Stille webt?
Ist der Poet denn wie Penelope,
Die trennen kann und wieder weiter weben?
Der Faden knüpft dem Faden sich nicht an,
Der einmal riß; es ist ein endlos Weh,
Sich sehen die Begeisterung entschweben,
Und wer sie will, ruft sie nicht stets heran.
Das muß bedenken, wer den Dichter wählt,
Weil er ihn langsam sonst zu Tode quält!
Er muß ihn hüten, wie den Rosengarten,
Von dem wir Duft und Blüthenpracht erwarten. —
Ich steh', ein Cerberus, vor seinem Thor:
Reift ihm die Dichterfrucht der Hesperiden,
So reift an seiner Brust mir süßer Liebesfrieden!

Frieda.

Ein wenig überspannt kommst Du mir vor!
So war ich einst und so bist Du geworden!
Ich muß doch einst recht — dumm gewesen sein!

Martha.

Du! Dumm! Ei! Kind, was fällt Dir ein!
Es läßt sich nur nicht Angebor'nes morden,
Stellt die Entwicklung auch erst spät sich ein!
Wir waren Puppen, wurden Schmetterlinge,
Auch Schmetterlinge sind nicht gleiche Dinge!
Nachtfalter ich! Du bist ein Tagkind worden!

Frieda.

Da hast Du recht. Das will ich meinen! Sieh —
Mein Mann ist nicht, wie Deiner, ein Genie —
(abspringend)
Ein Mann ist etwas, was ich nicht begreife!
Wie kann man leben so wie Deiner, wie?
Weshalb tanzt meiner ganz nach meiner Pfeife!

Unglaublich ist's, wie dumm die Männer sind!
Was sieht er denn an mir, die fast noch Kind?
Doch betet er mich an, und wenn ich grolle,
Und tagelang, weiß selbst warum nicht, schmolle,
Da bringt er mir die schönsten Siebensachen!
Dann kann ich Alles aus ihm, Alles machen!

Martha.

Doch Ihr versteht Euch gut? (Pause.) Nun, Frieda, sprich?

Frieda.

Wie meinst Du das? Gewiß! Ja! Sicherlich!
Des Morgens geht er früh schon in's Office,
Büreau, Geschäft, nicht wahr, so nennst Du dies?
Ich schlafe noch und frühstücke viel später.
Um zwei Uhr bringt er Freunde mit zum Essen,
Und sollt' er je mich zu zerstreun vergessen,
So muß er schwer mir büßen, der Verräther!
Dann geht er wieder in's Office, Büreau —
Ich glaube ja, der Bankier nennt dies so.
Dann fahr' ich in den Park und in's Theater,
Mein Mann speist Abends immer nur im Club.
Bei mir nimmt oft den Thee mein Schwiegervater.
Du weißt, er ist Associé jetzt von Krupp! (Naiv.)
Wie sollt' ich mich mit Julius nicht verstehn??

Martha (lächelnd).

Bei uns ist's freilich nicht so glatt bestellt!
Mein Mann hat nur im Hause seine Welt!

Frieda.

Wie? Stets zu Haus! Er guckt wohl nach den Töpfen!

Martha.

Närrchen! Das paßt zu solcher Herren Köpfen.
Er dichtet, ißt und schläft — wenn's ihm gefällt!

Frieda.

Unregelmäßig? Wie, wenn's ihm beliebt?

Martha.

Nun ja!

Frieda.

Und sage, liebe Martha, giebt
Es dann nicht manchmal zwischen Euch Zerwürfniß?

Martha.

Ich lebe ganz nach meines Mann's Bedürfniß.
Ich schlafe, wenn er schläft, ißt er, so ess' ich,
Und jedes Ding nach seinem Maße mess' ich.

Frieda.

Wie sonderbar! Ist das je vorgekommen?
Wie bin ich glücklich, daß Du ihn — genommen!

Martha (schalkhaft).

Ich glaub', Du hättest ihn gar nicht bekommen!

Frieda.

Gar nicht gewollt!

Martha.

Du sprichst von sauren Trauben!

Frieda.

Ich will Dir Deine Einbildung nicht rauben!
Sag', hast Du Kinder?

Martha.

Eins. Ein Mädchen, hold,
Wie Engel, süß, wie Zucker, ganz von Gold.
Soll ich Dir's holen? Hast Du Kinder? sprich!

Frieda.

Martha! Ich, Kinder, Martha, lächerlich!

Martha.

Du bist zufrieden!?

Frieda.

Ob ich's bin! Du glaubst,
Weil Du Dein Leben anders eingerichtet,
Und weil Dein Mann im Nebenzimmer dichtet,
Daß die Zufriedenheit der Welt Du raubst.
Es giebt auch And're noch, die's sind!

Martha.

Und so
Wie glücklich Dich zu sehn, macht nichts mich froh.

Frieda (resignirt).

So sind wir Alle denn zufried'ne Leute. (Zerstreut.)
Was thust Du? — Gehst Du in die Oper heute?

Martha.

Ich glaub', mein Mann schreibt spät bis in die Nacht!
Ich bin sein treuer Stern, der ob ihm wacht!

Frieda (im Fortgehen).

So sag' ich Dir Lebwohl. Auf Wiedersehn!

Martha.

Bleib doch zum Thee!

Frieda (ernst).

Nicht heut'! Ich muß jetzt gehn!
Es freut mich, daß wir Alle glücklich sind!

Martha.

Du gehst so froh nicht, als Du kamst, mein Kind!

Frieda (ernster).
Ich dachte nach, wie uns're Männer sind!

Martha.
Sie sind sich gleich! Nimm's, Kind, nicht so — genau,
(nach der Ferne, wie auf die beiden Männer deutend,)
Mein Opfer gilt dem Mann, sein's, seiner Frau.
Was siehst Du mich so forschend, fragend an?
Wir lieben, sind geliebt und, Frieda, schau,
Was man aus Liebe thut, ist wohlgethan!

Frieda (etwas nachdenklich).
Da hast Du Recht. Doch sieh, die Thür geht auf!

Dritte Scene.

Vorige. Karl Geibel (in höchst genialem Anzug; langes Haupthaar, langer Bart, großer weißer Kragen, fliegende schwarze Cravatte, Sammtrock, Stulpenstiefel; in Verzückung, geistesabwesend).

Es nahm denn das Verhängniß seinen Lauf!
Das Stück ist aus. Drei hab' ich selbst getödtet,
Der Boden ist von zweier Blut geröthet!
Die starben elend, in Verzweiflung! (Leichthin.) Lesen
Muß meiner Frau ich, wie das all' gewesen!
Wo bist Du, Martha?

Martha.
Hier, komm zu Dir, Karl!

Karl (wieder verzückt).
„Auf Schottlands Thron sitzt kinderlos der Yarl!
Er sitzt allein, noch raucht sein blutig' Messer."

Frieda (zu Martha).
Martha, mein Mann gefällt mir jetzt viel besser!

Martha (zu Karl).
Karl, eine Freundin, willst Du nicht gestatten,
Daß ich Dir vor — die Jugendfreundin stelle?
(Karl hört und sieht wo anders hin.)

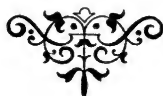
Frieda (gehend).
Leb wohl, mein Schatz, und grüß' mir Deinen Gatten,
Kommt er zu sich! —
(Abgehend, allein, mit einer Handbewegung nach ihrem Kopf.)
Mir scheint er hier nicht helle!

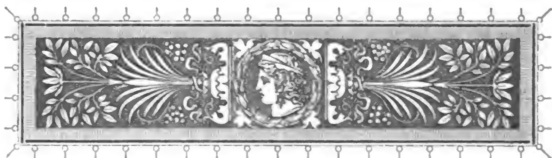
Karl (plötzlich zu sich kommend, deutet auf Frieda im Verschwinden; sie dreht sich noch schalkhaft lächelnd nach ihm um.)
Die — kommt in meine neueste Novelle!
(Er umfaßt Martha.)

[Der Vorhang fällt.]



Balladeskes.





Sempronius Gracchus auf Cercina.

Am fluthenden Wellengebrause,
Inmitten der purpurnen See,
Liegt sehnend Sempronius Gracchus
Und klagt dem Meere sein Weh! —

Ein Trugbild erscheinet dem Geiste
Des heiligen Latiums Strand;
Tief hinten im Süden erhebt sich
Carthagos hellblinkendes Land!

Die Sonne verlischt in den Wassern,
Es sinkt ihm ermüdet das Haupt;
Er flucht dem mächtigen Kaiser,
Der Julia und Rom ihm geraubt. —

Der vierzehnte Sommer verschwindet!
Voll Ingrimms, die Fäuste geballt,
Erhebt der Verbannte sein Klaglied,
Das über die Fluthen erschallt! —

„Mein Kaiserkind Julia, o Buhle,
In serisch' Gewebe gehüllt,
Wie hast du in nächtlicher Stille
Mit Lust mir die Seele erfüllt!

Für dich ließ ich Spiele und Circus,
Theater, Gelag', Hippodrom —
Für dich ließ' ich heute mein Leben,
Für dich und mein marmornes Rom!

Sie sagen, Du liebtest gar Viele —
— Mir warst Du der Sommernacht Stern;
Er glänzt, ihn schauen viel Augen,
Und — dem Traum scheint er weniger fern.

Nun träumst Du verbannt auf der Insel
Und schaust zum erstorb'nen Vesuv,
Vergleichst seine Gluth mit der Deinen,
Die all unser Unglück schuf!

O wären zwei Römergaleeren
Die Inseln in brausender Fluth,
O führte ihr Mitleid zusammen
Der Liebenden sengende Gluth.

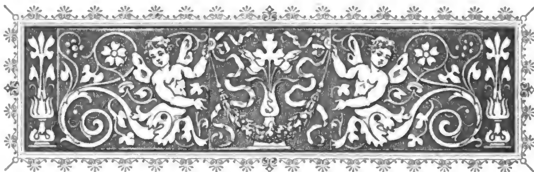
Der Göttin, vom Meere geboren,
Vereinigt, wir opferten dann;
Drauf mögen die Wellen sich küssen
Hoch über dem glücklichsten Mann!" —

Da naht mit bauschigem Segel
Ein Fahrzeug dem buchtigen Strand;
Zwar stieß es von Afrikas Küste,
Doch, Gracchus, du weißt, wer's gesandt!

„Centurio, Erlösung?" — — „„Asprenas,
Proconsul auf Lybiens Gebiet,
Er schickt dir Erlösung — vom Leben!""
— „Tiber, Dein Wille geschieht!"

Er schreibt mit sicheren Zügen
Ein „Vale" Alliarien, dem Weib;
Befiehlt seine Seele den Göttern
Und bietet den Söldnern den Leib! —





Achill's Klage am Meer.

I.

Dunkel wallt die grause Fluth auf
Und Briseïs ist gegangen. —
Also wallt mein Herz in Wuth auf
Ob des Königs Wahnverlangen.

In dem Schlachtfeld tobt' ich gerne,
Wo das Männermorden wüthet. —
Doch dem Kampfe harr' ich ferne,
Bis sie den Verlust vergütet.

Schön gegürtet war die Holde,
Und ich weiß, was ich verliere —!
Schilde von gedieg'nem Golde,
Manche schöngebog'ne Triere,

Ja, des ganzen Griechenheeres
Schatz kann meinen Gram nicht lindern!
Mutter, auf vom Grund des Meeres
Steige zu der Erde Kindern!

Kurz ist ja das Menschenleben,
Meines gar so früh verfallen;
Soll ich stets im Schmerz erbeben —
Stets des Grames Pfade wallen?

Darf mein kurzes Frühlingswandern
Nicht der Lenz der Liebe schmücken —
Laß noch heute zu den andern
Helden mich den Tod entrücken.

Bei der schöngelockten, schlanken
Liebenden Thebanerblüthe,
Wohnen trauernd die Gedanken —
Wie sie mir wohnt im Gemüthe!"

* * *

Thetis faßt am zwölften Tage
Sanft die Kniee des Kroniden
Und erhebt die wilde Klage,
Ehr' erflehend dem Peliden. —

Zeus, der Weltenordner, winket:
„Bald ist hohe That verloren, —
Wenn sie nicht im Lied erblinket,
Mit Geschlechtern neu geboren!

Eines Sängers Wunderklänge
Werden in die Zeiten münden,
Und unsterbliche Gesänge
Deines Sohnes Ehre künden!"

II.

Ich hörte die Mutter mit silbernen Füßen,
Sie sprach zu mir, Thetis, hochtönende Worte,
Die Göttin mit leise verlangendem Grüßen,
Dem Blick durch der Zukunft verschleierte Pforte:

„Zwiefältig erbreitet Dein Weg sich zum Ende:
Der Pfad hier zur Heimat — dort ruhmlose Jahre; —
Hier Kampf, dort — der Ehre schön kränzende Spende,
Hier Schlacht, dort die trauerbegleitete Bahre!“

So führen denn alle der Sterblichen Wege
Hinab nur zur starren Behausung der Todten;
Ob einer erklommen auch gipfelnde Stege,
Verlachte, befolgte, was Götter geboten?

Wer emsig geeifert in rastlosem Streben,
Wer läßig gezaudert, wer küßte, wer kämpfte —
Ihn flieht mit dem Sein selbst Erinn'rung an's Leben,
Wer rühmt sich des Muths, den solch' Denken nicht dämpfte?

Es rasselt der Nordwind durch herbstliche Wälder —
Der Blätter vergänglich' Geschlecht ist vergangen!
Für uns weht der Nordwind nur später, nur bälder,
Dann hält uns die Zeugerin Erde umfangen!

Und ist es denn werth auch, dies kurze Erwachen
Vor ewigem Schlaf — den Kampf und das Ringen,
Wenn spät're Geschlechter die Todten verlachen,
Unsterbliche Lieder — nur Todte besingen?

Der Sang aus der Kommenden ehrendem Munde,
Er wiegt nicht auf die geopferten Freuden —
Es heilt nicht die eben empfangene Wunde
Das Lob, das uns morgen die Späten vergeuden.

O glücklich, wem mitten in Leid und Gefahren
In Sehnsucht erglühte das Herz, das verschenkte;
Wer liebt in den liebeverlangenden Jahren —
Wem keusch an die Brust sich ein Lockenhaupt senkte?

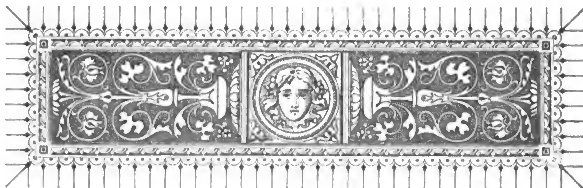
Er träume sie hin in Küssen und Träumen,
Die Tage, wenn And're sich streiten und schlagen —
Die Rosse am Wagen getroffen sich bäumen,
Die Brüder den Bruder dem Schlachtfeld enttragen.

Doch wem wird geraubt, was dem Herzen entsprossen,
Wie Lilien erblühen aus scholliger Erde —
Der mische sich wild unter wilde Genossen,
Er stachle die Weichen schönmähniger Pferde!

Sie haben die Blume dem Herzen entwendet,
Nun blüht dort der Haß und das Todesverlangen,
Bis Feldschlacht den Haß und das Sehnen geendet,
Im Meere des Ruhmes sie untergegangen! —

Die Zeit rollt! Patroclos, der Freund, ist bezwungen,
Und Hector um ilische Mauern geschleift;
Homerischen Händen die Leyer erklungen —
Und der Ruhm des Achilles zum Liede gereift!





König Helge.

Ich wanderte vor die Thore der Stadt,
Traurig und matt,
Hinaus in der Wälder Rauschen.
Beim Goldglanz funkelnden Abendlichts,
Dem Sänger des nordischen Heldengedichts
Vom König Helge zu lauschen.

Es war mir so Welt, wie Stadt verhaßt
Und zur Last,
Weil wieder ein Weib mich betrogen.
Sie nannte mich Liebster, ich nannte sie Braut,
Ich hätte auf sie, wie auf Felsen, gebaut —
Und ihr Kuß und ihr Schwur war erlogen!

Weiß war ihr Nacken, weiß war ihr Hals.
Braunlockigen Falls
Sank ihr das Haar zu den Füßen.
Sie kann mit den Flechten so magdlichen Schmucks
Umhüllen den weißen, wonnigen Wuchs,
Und Dich grüßen mit Blicken, so süßen!

Vorbei, vorbei! — In die Herrlichkeit
Der alten Zeit
Will ich mich träumend versenken!
Da vor mir nur Leid ist, will rückwärts ich schau'n,
Und der staubigen Stadt und der treulosen Frau'n
Mit keinem Gedanken gedenken!

Es rauscht durch den Wald der Abendwind
So gelind,
Und es blitzt das Kreuz des Domes.
Und es rauscht die Woge des Verses mit Macht
Vom Helgelied mit Bilderpracht,
Wie dort rauschen die Wellen des Stromes.

Der Strom auch spiegelt zur Höhe hinauf
Im silbernen Lauf
Die Bilder des wandelnden Lebens.
Er spiegelt Verliebte, das Münster, das Roß —
Du, Strom, und Du, Sänger, mein trauter Genoß,
Ihr wiegt mich mit Bildern vergebens!

* * *

In's Badhaus zum König Helge trat,
Furchtsam genaht,
Eine Fischerin, frierend im Netze.
Er ließ sie die Nacht auf dem Lager ruh'n
Und schwur, ihr nichts Uebles anzuthun,
Wenn sie selbst den Vertrag nicht verletze!

Doch wie der König um Mitternacht
Vom Schlaf erwacht —
Da waren die Netze goldseidene Falten,
Die zögernd verhüllten das schönste Weib,
Die wehend enthüllten den glänzendsten Leib —
Da hat auch der König den Schwur nicht gehalten!

Und wie nun gegeben, genommen der Kuß,
Und Liebesgenuß
Die Beiden vereint in wildlodernden Drange,
Rauscht kichernd das Mägdlein hinab in die Fluth,
Und Helge sieht, bebend vor Lust und vor Wuth,
Verschwinden im Meer — den Fischleib der Schlange!

Wohl saust das Schwert, das er wild ergreift,
Und pfeift
Durch die rasch sich schließende Welle. —
Und das war der Anfang von Kampf und Noth,
Von Weiberthränen und Heldentod — —"
Und ich schließe mein Buch an der Stelle. — —

O Weiber, Ihr seid wie zur Wikingerzeit
Noch heut,
Wie zur Zeit paradiesischer Sünde!
Ihr naht Euch als Schwache, ergreift dann Besitz
Vom Leben und Herzen; entschlüpft, wie der Blitz —
Doch Ihr sorgt vorher, daß er zünde!

Ihr naht wie der Lenz nach Winternacht,
Voll weckender Macht,
Den Kelch uns des Lebens zu reichen!
O, wären wir immer nur eingedenk,
Daß Ihr nahet, ein Danaergeschenk,
Um hinweg Euch als Schlangen zu schleichen!

Wohl ist der Lust und der Seligkeit
Nur geweiht
Die Stunde des ersten Umfangens!
Da seid Ihr das liebende, schmiegsame Weib,
Da zeigt ihr die Brust und den kosigen Leib —
Dann naht die Stunde des Bangens!

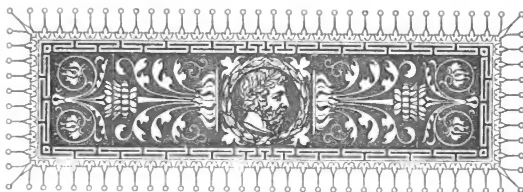
Der Schlangenleib, den am Ende Ihr weist,
Er heißt

Verlust der Kraft und der Zeit dem Einen,
Dem — Oede des Herzens, des Genius Verlust;
Ihr nehmet die Herzen aus liebender Brust
Und füllt sie mit todten Steinen! . . .

Die Sonne versinkt! — Und der Lindenbaum
Wiegt mich in Traum
Mit den längstveralteten Mären!
Weil ein Weib mich betrog, und im Buche ein Weib
Dem König gezeigt den Schlangenleib,
Träum' ich, das alle treulos wären!

Gewiß, was am besten mir gefällt
In der Welt
Der Lebendigen und der Poetengestalten —
Ist ein herrliches Weib, das tadellos treu!
Doch les' ich im Buche, im Leben auf's neu
Nur immer von Weibern — die's — anders gehalten!





Die Perle von Toledo.

Wer kann von der Sonne sagen,
Ob sie schöner im Entstehen,
Ob sie schöner im Vergehen,
Zieht ihr Nahen vor der Flucht?
Wer mag zu entscheiden wagen,
Ob vom Mandelbaum sich neige,
Ob von der Olive Zweige
Zu dem Wand'rer beſſ're Frucht?

Ob Valencia's Ritterblüthe,
Die von Andalusien wärmer,
Ob der Narr, der Weise, ärmer,
Wer die schönste ist der Frau'n?
Wer die schönste Frauenblüthe,
Kann ich treulich Euch vermelden:
Sie, die Sehnsucht aller Helden,
Wunderlieblich anzuschau'n.

Bianca ist's, die ohne Gleichen,
Bianca di Toledo heißt sie;
Perle von Toledo preist sie
Jedes Barden Lobgesang! —

Schild und Lanze läßt sich reichen
Tuzani, der Sohn der Wüste,
In dem Auge wild Gelüste,
Der die Sehnsucht lang bezwang!

Musternd geht er durch die Ställe,
Streichelnd seine Schlachtgenossen;
Wählet unter vierzig Rossen
Sich den schnellsten Renner aus:
„Berja! Auf Cordova's Wälle
Trage nimmermehr mich wieder,
Wenn das Lob der Maurenlieder
Du nicht führst in's Maurenhaus.

Doch ich will mich kühn ermannen!
Berja! deinem breiten Rücken
Soll es, sie zu tragen, glücken,
Perle, Dich, so schön, so fern!"
Und die Stute braust von dannen
— Einst hat sie der Blitz geboren —
Hält schon vor Toledos Thoren,
Schnaubt im Zügel ihres Herrn.

Der, die Lanze in der Rechten,
Um den Hals den Schild gebunden,
Hat den Boten schon gefunden
Auf dem nahen Zacatin.
Spricht: „Kann Don Guttier noch fechten,
Gleicht sein Muth nicht flücht'gem Dampfe?
Wohl, ein Mann ruft ihn zum Kampfe!
Alter! Trag' die Botschaft hin!

Bei dem Barte des Propheten!
Ruf' ihn zu Almami's Quelle.
Bianca, weiß und perlenhelle,
Sei des Siegers Kampfespreis!"
Schon ist der Palast betreten
Don Guttiere de Saldaña's,
Der mit Bianca ernst beim Schach saß.
Zitternd spricht der müde Greis.

Wie der Graf die Schmach vernommen,
Schlägt auf's Schachbrett mit der Faust er,
Wie ein wildes Meer erbraust er,
So daß Thurm und König fällt.
Läßt den Knappen eilig kommen,
Und Toledo's Perle zittert;
Denn sie weiß, zum Kampf, erbittert,
Nicht zum Spiele eilt ihr Held!

„Don Guttiere, spielt noch weiter,
Graf Saldaña, hört mein Flehen! —"
„And'res Spiel muß ich bestehen,
Lanzenspiel am Wüstenquell!" —

* * *

— Fern schon jagt der wilde Reiter,
Den nicht Thränen aufgehalten.
Doch in der Mantille Falten
Folgt sie auf dem Maulthier schnell.

Und Almami's Quell erreicht sie,
Sieht das Gras von Blut gefeuchtet,
Sieht die Quelle blutdurchleuchtet —
Doch es ist nicht Christenblut.
Vor dem Maurensohn erbleicht sie.
Nach dem wilden Waffentanze,
In der Brust Guttiere's Lanze,
Liegt er in der dunklen Fluth.

Langsam schwinden seine Kräfte.
Berja leckt, die treue Stute,
Traurig an des Mauren Blute,
Doch die Wunde wird nicht heil.
„Muth! ich weiß geheime Säfte,
Die Euch, Ritter, heilen werden,
Und euch wird noch hier auf Erden
Eine schöne Braut zu Theil!"

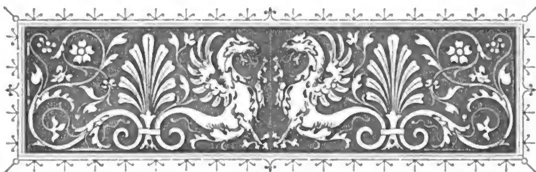
Und Toledo's Perle flüstert:
„Weiß Saldaña auszutheilen
Wunden, weiß ich sie zu heilen!" —
Doch der schwarze Ritter haucht,
Dessen Haupt schon Tod umdüstert:
„Perle, Du im Himmelsglanze,
Aus der Wunde zieh' die Lanze,
Die so kalt in's Herz getaucht!

Stille Du mein letzt' Verlangen,
Zieh' die Lanze aus dem Herzen,
Lind're Du die Todesschmerzen,
Perle, jeden Preises werth!" —

* * *

Und sie naht sich ohne Bangen.
Doch er schlägt das schöne, bleiche
Antlitz ihr mit letztem Streiche
Mit dem krummen Maurenschwert!

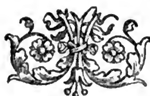


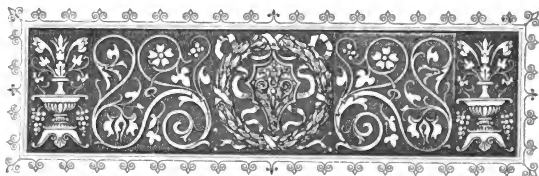


Die drei Brüder.

Drei Brüder ritten am Meeresstrand,
Der Wind warf den Schaum und die Fluth an das Land.
Die Sonne fiel zischend in's brennende Meer,
Die Kugel des Mond's rollte silbern nun her.
Da ballten sich Nebel und hingen sich warm
Den Rittern an's Herz, in den sehnigen Arm.
Und wie der Mond hinter Wolken verschwand,
Den Nebel ein Jeder als Meerfei erfand.
Ein nacktes Feinslieb saß mit Jedem zu Roß,
Schön bittend, er sei nun zum Tanz ihr Genoß.
Die Rosse nagen der Düne Grün,
Auf den Wangen der Tanzfei'n Rosen blüh'n.
Je röther die Rosen im Antlitz der Fee,
Je mehr gleicht die Wange der Ritter dem Schnee.
Es lassen nicht nach die herrlichen Frau'n,
Sie sind wie die Gischt, die im Wind tanzt, zu schau'n,
Nicht tiefer, als spielender Wellen Gruß,
Drückt in den Sand sich ihr hüpfender Fuß.
Der Busen fliegt, und das Haar wallt im Wind;
Die Drei erst zur Frühe gesättigt sind!

„Habt Dank, Ihr Blüthen der Ritterschaft,
Für das Opfer der Nacht und das Opfer der Kraft!
Was Jeder sich wünscht in des Mondes Schein
Zur Mittsommerwende, das treff' ein!" —
Der Aelteste wünschte sich Schlacht und Sieg,
Und ritt, ein Gefürsteter, heil aus dem Krieg;
Der Zweite bat um Frieden. — Als Abt
Hat ihn der Weise im Kloster gehabt.
Der Jüngste denkt an die Mondlust, den Tanz
Mit der Fee, der geschmeidigen Glieder Glanz!
Und Alles, um was er gebeten, trifft ein:
Zur Nacht küßt der Meerschaum sein modernd' Gebein.





Der Todtengräber.

(Zu einem Bilde Piloty's.)

Unter dem blühenden Apfelbaum
Gräbt ein Gräber die Grube;
Schädel und Bein' in den lichten Raum,
Wie zu erneutem Lebenstraum,
Hebt er mit jeglichem Hube.

Blüthen schüttelt der Baum herab,
Strahlen sendet die Sonne;
Bald hinauf schaut der Mann, bald hinab,
Bald in das grausige, offene Grab,
Dann in die blühende Wonne.

Und er bedenkt: wie selbst er begrub,
Was ihm der Würger wollt' morden,
Erst das Weib aus der heimlichen Stub',
Dann das Mädchen und endlich den Bub', —
Gleichgiltig Alles ihm worden!

Manchmal freut ihn der Pfeife Rauch,
Selten ein Trunk aus dem Glase,
Manchmal wärmt ihn die Sonne auch, —
Dann still übend den müh'vollen Brauch,
Denkt er der Welt unter'm Grase.

* * *

Unter dem blühenden Apfelbaum
Schaufelt er heut' eine Grube.
Plötzlich durchhallt ein Jubel den Raum,
Wie zur Zeit, da den Lebenstraum
Ihm noch versüßte sein Bube.

Sieh! Eine fröhliche Kinderschaar,
Gold in den fliegenden Locken,
Blumen in Händen, Blumen im Haar, —
Eine ist ganz, wie sein Mädchen war, —
Tollt dort vorbei mit Frohlocken!

Aber das Kollern von Schädel und Bein
Tönt gar befremdlich dazwischen.
Fort ist die Schaar, — nur Zwei halten ein,
Lehnen sich über'n zerbröckelnden Stein,
Spähen aus Ritzen und Büschen.

Und es entspinnt sich die Zwiesprach', neu,
Wie sie noch Keiner gehört hat.
„Das ist der Tod?" frägt die Kindheit scheu.
„Tod!" hallt's zurück. „Trag' Lust nicht noch Reu'
Nach Leben! Weh, wer mich gestört hat!"

Aber ein anderer Schädel spricht:
„Sage, Du goldene Kleine,
Warum leuchtet die Sonne mir nicht?
Weshalb ist Moder mein Menschen-Gesicht,
Himmel und Sonne das Deine?"

„Ich war auch reizend, ich auch war klug,
Liebte die Blumen, das Leben,
Lang' noch nicht hatt' ich der Erde genug!
Sage, warum sie nicht länger mich trug
Mitten im herrlichsten Streben?"

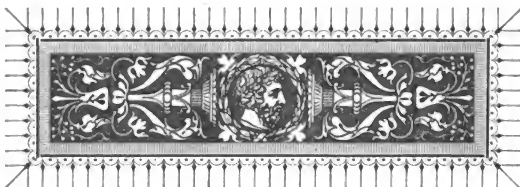
Wortlos sahen die Kinder sich an,
Neugier im Auge und Schrecken.
Wortlos stand der grabende Mann,
Ueber das Räthsel des Lebens er sann
Unter den duftenden Hecken.

Wie aus dem blühenden Apfelbaum
Schießt ein Flug junger Meisen,
Huschten die Kinder von dannen, — und kaum
Dachten sie ferner des Grab's, wie den Traum
Wachende von sich weisen.

* * *

Blüthen fielen vom Baum in das Grün
In des Lenzhauches Wehen,
Und der Gräber sprach leise: „Es blüh'n
Menschen und Blüthen. Sie reifen, verglüh'n!
Alles ist Kommen und Gehen!"





Anna Boleyn.

Schön Anna Boleyn, nach dem Schwinden der Nacht,
Wird in den Tower zu London gebracht.
Wie die Aehre im Winde, so schwanket ihr Haupt,
Wie die Aehre, bevor sie die Sichel geraubt.
Es wallet ihr Haupthaar so golden, so blond,
Im Strahl ihres Aug's hat sich Mancher gesonnt.
Wie leuchtet ihr Auge von himmlischem Blau,
Sie war in Britannien die herrlichste Frau!
Als König Heinrich schön Aennchen ersah,
Er wußte, so schwur er, nicht, wie ihm geschah!
Da sagt' er und beugte sein königlich' Knie:
„O Schönheit, Dich ahnte bis heut' ich noch nie!"
Er faßte und drückte und küßte die Hand,
Die er werther, als die seiner Königin fand.

* * *

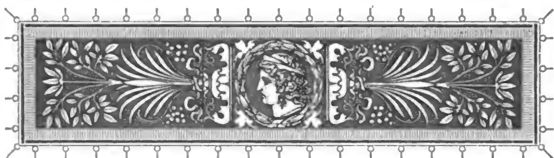
Nun zieht aus dem Busen schön Anna ein Blatt,
Und sendet es Dem, der geliebt sie einst hat.
„Geh', Kämm'rer, zum König, und sag' ihm dazu:
Ich ginge voll Freuden zur ewigen Ruh!

Von Stufe zu Stufe hat er mich erhöht,
So daß mir das Leben nichts Beſſ'res mehr böt'!
Vom einfachen Fräulein, nach ſeliger Nacht,
Hat er mich zur ſtolzen Marquiſin gemacht.
Und von der Marquiſin zur Königin gar,
Das faſt mir zu wünſchen nichts übrig war!
Doch ſchien ich zu niedrig noch immer geſetzt,
Märtyrin wollt' er mich haben zuletzt!"

* * *

Ein Streich, und ſchon war's um die Hehre geſcheh'n,
Um Eliſabeth's Mutter, Anna Boleyn.





Margaris.

Es ging ein Reiter reiten
Wohl nach dem italischen Land,
Für den König und Frankreich zu streiten,
Bourdeille war er genannt.
Das war ein Abschiednehmen voll Leid
Von seinem Feinliebchen so treu!
Sie küßten sich wieder und wieder auf's Neu:
Leb wohl, Du mein Ritter! Fahr wohl, schöne Maid:
Margaris, Margaris!

„Bleib Du ihr treu zur Seite,
O Freundin und Jugendgespiel,
Und während ich fechte und streite,
Sag ihr des Süßen viel!
Ich will nicht Andere herzen und frei'n
In Mailand, in Rom und am Meer;
So herrlich, wie Du bist, so rein und so hehr,
Ist keine auf Erden, wird keine mehr sein:
Margaris, Margaris!"

Im Süden ward gestritten
Und roth die italische Erd',
Bourdeille war immer inmitten
Der Feldschlacht auf schäumendem Pferd.

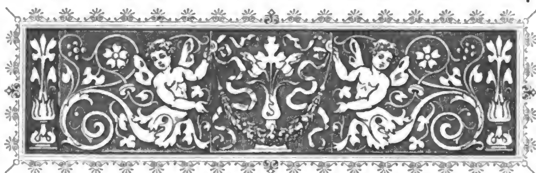
Bei Marignano, Ravenna, mit Franz,
Dem König und Helden zugleich,
Da führt' er manch' herrlichen, tödtlichen Streich,
Ersiegt' er Dir Lorbeer und dauernden Kranz:
Margaris, Margaris!

Es ging ein Reiter reiten
Wohl heim zum fränkischen Land,
Die harrende Braut zu erstreiten,
Bourdeille war er genannt.
Das Herz wollt' ihm zerspringen vor Lust,
Vor Freude beim Wiederseh'n,
Wie läßt er sein Banner im Westwinde weh'n,
Wie hebt sich vor Sehnsucht im Harnisch die Brust:
Margaris, Margaris!

Die Freundin führt den Helden
Zum Dom, und die Orgel erklang:
„Und will denn Dein Herz Dir nichts melden?"
„Nach meinem Lieb ist mir bang!"
„Und fühlst Du nicht erbeben den Stein,
Den Marmor, d'rauf wandelt Dein Fuß,
Und hörst Du nicht leise, ganz leise den Gruß?" —
— „Nichts hör' ich, o Freundin! Wo mag sie nur sein:
Margaris, Margaris!"

Dein Lieb ist längst gestorben,
Vor Sehnsucht nach Dir und vor Gram,
Wie die lichtlose Blume verdorben,
Weil Bourdeille so lange nicht kam!" —
— „Ihr Mönche, führt zum Kloster mich ein
Und singt — de profundis — mein Leid!
Und gebt mir die Geißel, das härene Kleid,
Nicht lange sollst beben Du unter dem Stein:
Margaris, Margaris!"





Abschied von Cordova.

Wie ist es stille in Cordovas Gassen!
Zur Abfahrt steht ein langer Zug bereit —
Ich will mein Reiseglück noch einmal fassen,
Es währt ja nur noch eine kurze Zeit!

Wie hab' ich euch so innig lieb gewonnen,
Ihr kleinen Häuslein, blendend weiß wie Schnee!
Auch ihr seid bald in neuem Traum zerronnen —
Und dann, wer weiß, ob ich euch wiederseh'?

Der Regenguß schwillt nieder von den Sierren
Allwinterlich und untergräbt die Pracht;
Die Spanier sind gar wunderliche Herren —
Sie stützen Nichts; es fällt dann über Nacht.

So wandl' ich mit geheimnißvollen Schaudern
Durch die bedrohten Straßen ab und auf;
An allen Kirchen, Palmen will ich zaudern,
Mich lehnen an den niedern Säulenknauf.

In deiner Patios Stille laß mich schauen,
So weltgeschieden und so märchenhaft,
Belauschen dort die Siesta deiner Frauen,
Die zaubern mit nur eines Blickes Kraft!

Doch ach, es trennt ein dünnes Eisengitter
Den Wand'rer von dem schattensüßen Heim!
Wie ist das Einsamsein dem Fremden bitter,
Er gleicht dem Vers, der ohne Schwesterreim!

Ihr Palmen, Oleander, ihr Fontainen,
Die ihr Cordovas Schönheit leis umrauscht,
O, singt auch ihr von meinen Sehnsuchtsthränen,
Wenn wieder nordwärts sich mein Segel bauscht.

Quadalquivir, du fließest trüb' und kläglich
Die Brücke durch mit gold'nem Säulenthor,
Du liebst wohl dein Cordova noch unsäglich,
Das du gekannt in buntem Maurenflor!

Dein Rauschen gleicht des dunklen Königs Klage,
Als er vernommen, daß Alhama fiel;
So weinst du still um lorbeerschwere Tage —
Ach, Lorbeern, die schon längst der Winde Spiel.

Nun tret' ich ein, durch der „Verzeihung Pforte",
Orangenbäume rings, in die Moschee,
Umflüstert leis von des Gebetes Worte,
Und Säulen, Bogen, wo ich hin auch seh'!

Noch einmal hallt mein Schritt in diesen Räumen,
Noch einmal fleht des Bettlers heil'ger Gruß,
Noch einmal hebt das Kleid mit Spitzensäumen
Die Cordovesin über'n schmalen Fuß!

Dann kniet sie hin auf einer Binsenmatte,
Die Arme, wie gekreuzigt, ausgestreckt,
Und schlägt das Aug', das feurig=glüh'nde, matte,
Auf zur Madonna, am Altar versteckt.

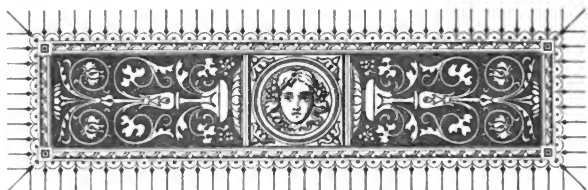
Und dann — fahr hin — ruft es mit schrillem Pfiffe
Am Bahnhof dort — mir winkt der Postillon!
Und über Steine, hoch wie kleine Riffe,
Geht's auf beim Posthornklang und rasch davon!

Und in der engsten Gasse am Balcone
Verschiebt sich die Persiane, und es zeigt
Ein Mädchen sich, hoch wie auf einem Throne,
Und auch wie eine Königin geneigt.

Sie grüßt, sie lacht! den Busen seh' ich wallen,
Ich schwenke meinen Hut — ihr Auge flammt,
Und in den Hut läßt sie die Rose fallen,
Die jetzt geblüht an ihres Mieders Sammt!

Schön war sie, wie die scheidende Minute,
Die uns das Glück raubt, mit ihm fort sich schleicht!
Du denkst Cordovas, Herz! Ja! Blute, blute,
Denn was vergangen, bleibt dir unerreicht!





Papst Urban.

Fieberkrank und nah am Sterben
Liegt zu Rom, im Lateran,
Einer von St. Peters Erben,
Ist ein Papst und heißt Urban. —

Einen dürren, kahlen Stecken
Hält er in der mag'ren Hand;
Lange schwang als Völkerschrecken
Er den Hirtenstab im Land!

Schwang ihn, Sünder zu verfluchen,
Schwang ihn segnend über's Haupt,
Das genaht, hier Ruh' zu suchen,
An Verzeihung hier geglaubt! —

Und in seinen Fieberträumen
Dünkt unfehlbar sich der Papst:
„Dank Dir, Herr in Aetherräumen,
Der Du alle Weisheit gabst!

Deines Himmels bin ich würdig,
Denn ich fluchte nur gerecht;
Herr, ich bin Dir ebenbürtig:
Ich verdammte hier, was schlecht!

‚In die Hölle, wer gesündigt,
In den Himmel, wer geglaubt!‘
So hab' ich Dein Wort verkündigt,
Bis Du mir die Kraft geraubt!

In des Lebens tollen Wirren
Hab' ich niemals mich geirrt,
Nur das Schäflein kann sich irren,
Nie der weise Völkerhirt!

Dritthalb Tage sind verflossen,
Da kam an mit wundem Fuß
Einer von der Lust Genossen,
Fleht' um Ablaß, Sühn' und Buß'!

Hat Tanhuser sich geheißen,
Und sich schwerer Schuld gezieh'n,
Jener Gunst, die Alle preisen,
Venusgunst, die Gläub'ge flieh'n!

Und da mußt ich ihn verdammen,
Weil es im Matthäus heißt:
‚Braten soll in Höllenflammen,
Wer versündigt sich am Geist!‘

Ich versprach ihm Ablaß, Sühne,
— Geh' er um wie Ahasver —
Wenn der dürre Stecken grüne:
Das geschieht wohl nimmermehr!“ —

In der Hand des Fieberkranken
Zuckt's, als zög' ein Blitzstrahl hin;
Um den Stecken treibt's wie Ranken,
Nun als Thyrsus schwingt er ihn!

Wahnsinn nah', wie bacchostrunken,
Springt vom Lager auf der Greis;
Sieht's am Stab wie Blüthenfunken,
Blätter, Blumen, roth und weiß!

Und er schlägt sich wild die Schläfe:
„Irrthum! Irrthum all' mein Thun!“ —
Heischt, daß, wer den Pilgrim träfe,
Her ihn zwänge, sonder Ruh'n!

„Größer noch ist Gottes Gnade
Als Evangelistenwort!
Doch wir tappen uns're Pfade
Tief im Dunkeln ewig fort!

Sündlich hab ich mich vermessen!
Fehllos auf Sanct Peters Stuhl! —
Wolle, Herr, dies Wort vergessen,
Muß sonst in der Hölle Pfuhl!

Aber, wenn Du kannst verzeihen
Jenem Mann, vor dem mir graut,
Lässest mir Du angedeihen
Gnade, d'rauf die Welt gebaut!

Gnade, grundlos, unermeßlich,
Unverständlich mir bis heut';
Lehre, heilsam, unvergeßlich,
Die erschüttert und erfreut!

Aber zweifelnd muß ich fliehen
Aus dem Leben in den Tod!
Dem Tanhuser ward verziehen —
Unklar ist, was mich bedroht!

Denn jetzt kann ich's eher fassen,
Daß es größ're Strafe giebt
Für ein Uebermaß im Hassen,
Als für den, der viel geliebt! —

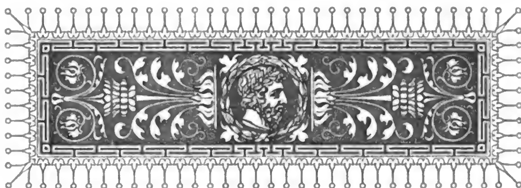
Heißt's doch, die Gebenedeite
Hab' Tanhusern sich geneigt,
Als ich Rom von ihm befreite,
Ihm den Höllenweg gezeigt!“ —

Und der Fieberkranke wendet
Röchelnd sich zur kalten Wand,
Während neue Blüthen sendet
Noch der Stab in seiner Hand.

* * *

Und sie haben ihn begraben
Um die nächste Mitternacht.
Keine von den Boten haben
Tanhuser zurückgebracht!





Die Angst vor der Folter.

Unter Ximenes Cisneros,
Prior blut'gen Angedenkens,
War kein Ende in Hispanien
Des Verbrennens und des Henkens.

Als Häretiker verklagten
Sich die Mauren und die Juden,
Während Christen die Hebräer
Vor des Priors Schranken luden.

Dieser sprach: „Wer lebt als Ketzer,
Muß im ird'schen Feuer brennen!
Also rett' ich ihm den Himmel,
Lehr' ihn Seelenfreuden kennen!" —

Don Diego de Saldaña
Hatte sich zum Freund erkoren
Einen Arzt, der oft gerettet
Leben, die schon halb verloren.

Auch der edle Don verdankte
Seinem Freund und Arzt das Leben. —
In der starken Burg Saldaña
Sitzen sie beim Schachspiel eben.

Horch! Es klopft! Dominikaner
Treten ein in härnen Kutten,
Dreie sind's. Sie klopften dreimal,
Sprachen dann von Luther, Hutten.

Klagen an den Arzt, und wollen
Ihn mit Feuerzangen zwicken,
Eingesteht er nicht! — Der Don spricht:
„Wir sind gute Katholiken!" —

— Doch sie schleppen den Gelehrten
Mit sich fort. Der Don mag poltern
Wie er will: der Arzt erklärt sich
Als Häretiker bei'm Foltern. —

Und der Freund, den Freund zu retten,
Stellt sich krank, und läßt bescheiden
Den Dominikanerprior
Zu sich, Trost im letzten Leiden.

Der betritt die Burg Saldaña,
Das Gelaß des scheinbar Kranken,
Sieht ein großes Feuer brennen,
Daß ihm beide Kniee schwanken.

Einen Helm von glühem Eisen
Sieht er an den Gluthen drehen,
Und er ahnt, in eine Falle
Hieß ihn Gottes Rathschluß gehen.

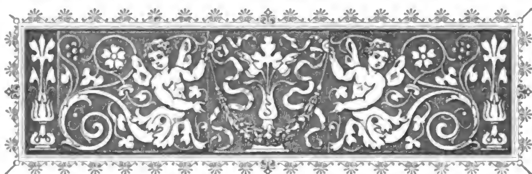
Und der Don, nun ganz gesundet,
Klagt ihn an der Häresien,
Droht, will er nicht eingestehen,
Ihm den Helm um's Ohr zu ziehen!

Leise winkt bei Seit' der Prior
Don Diego: „Laßt das Poltern,
Schriftlich will ich's gern Euch geben,
Daß ich luth'risch, ohne Foltern!"

Don Diego nimmt das Schriftstück,
Spricht: „Was nur in Höllenschmerzen
Hat bekannt mein Freund, der Doctor,
Ihr bekennt's aus ängst'gem Herzen.

Gebt ihn frei! Blieb heil sein Körper,
Sei verzieh'n, was er erduldet;
Doch bekennet, daß Ihr mordet
Tausende, die Nichts verschuldet!"





Straßenpoesie.

Welches Treiben, Stoßen, Drängen
In den Straßen, in den Gassen,
Welch' Gesurr von tausend Klängen,
Welch' ein Wogen fremder Massen!

Ueber Asphalt, Holz und Kiesel,
Welch' ein wildes Rädersausen!
Jetzt wie sanften Bachs Geriesel
Dämpft sich's ab — um — fortzubrausen.

Menschen wogen aneinander,
Weichen aus sich wie Planeten,
And're wandern froh selbander,'
Die sich jetzt den Weg vertreten.

Omnibusse, Eisenbahnen!
An der Erde! Hoch in Lüften!
Rauch und Staub. An's Bergwerk mahnen
Schwälle jetzt von Kohlendüften.

Tramways zieh'n mit grellem Läuten
Donnernd durch das Bahngeleise,
Keiner fragt, was soll bedeuten
Diese wilde Menschenreise?

Stillgeschäftig seine Zwecke
Zu verfolgen, eilt ein Jeder,
Mißt im Schwarme seine Strecke:
Mann vom Hammer, Mann der Feder!

Fußvolk, Wohlberitt'ne, stampfen
Strengen Tactes jetzt die Erde!
Wie im Schweiß die Männer dampfen,
Dampfen schäumend auch die Pferde!

Karren rollen, Hunde bellen,
Fleischerwagen rasseln, dröhnen;
Knaben spielen, die mit gellen
Schreien die Passanten höhnen.

Durch die Straßen klagt's und jodelt's:
Menschenlust und Menschenelend!
Wie im Hexenkessel brodelt's,
Tollste Märchen keck erzählend.

Aber in dem tollen Treiben
Miß' ich eins, im Wanderlaufe:
Poesie! Wo magst du bleiben,
Wo man Alles beut zum Kaufe?!

Kleider, Pelze, Puppen, Schuhe,
Waaren aus den fernsten Ländern,
Auszufüllen jede Truhe,
Und die Frauen zu bebändern.

Nun, am langen Zeilenende
Harr' ich, athmend tief, ein Weilchen,
Und mir ist, als ob mir sende
Süßen Hauch ein Beet von Veilchen.

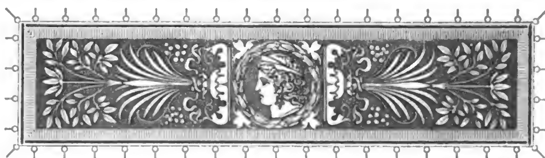
Ja, am dumpfen Nachmittage,
Im Gedampf von Staub und Kohlen,
Mitten in des Winters Plage,
Naht mir Frühlingsgruß verstohlen.

Und mir reicht ein junges Mädchen
Veilchen, die es band zusammen
Mit Staniol und einem Fädchen!
Ihr im Auge leuchten Flammen!

Aus den Veilchen strömen Düfte —
Und ich denke an die Tage,
Da wir, Lieb, durch Thal und Klüfte
Wanderten im Frühlingshage.

Brachen Veilchen, leicht gefunden,
Sangen süße Liebeslieder,
Lieb', an diese fernen Stunden
Dacht' im Straßen-Wust ich wieder!





Die Nonne und der Ritter.

Wenn Schönheit lächelt, nehmt Euch wohl in Acht,
Oft hat sie Wonne, oft auch Leid gebracht!

Ein edler Ritter, wohlerfahren
Im Lanzenkampf und im Turnier,
Deß Waffen immer siegreich waren
Am Rhein und am Quadalquivir,
Kam nach Madrid, bedeckt mit Ruhm,
Zu eines Klosters Heiligthum.

Hier will er ruh'n von seinen Siegen
Und durch die stillen Thäler gehn;
Vielleicht an seinen Busen schmiegen
Die Schäferin der Waldeshöh'n. —
Er betet in der Rüstung Glanz
Vor dem Altar den Rosenkranz.

Er weiht dem Kloster alle Spangen,
Mit denen Liebe ihn geschmückt;
Die Ketten, die ihm umgehangen
Die Schönheit, die sein Muth entzückt,
Und bittet „Uns're Frauen" leis
Um Liebesglück und Kampfespreis!

Dann blickt er auf und ist geblendet
Von einem Antlitz, wunderhold,
Auf das die Schönheit all' verschwendet,
Das, eingerahmt von Lockengold,
Ihn schmerzlich stumm vom Fenster grüßt
Und ihm des Lebens Tag versüßt.

Zu sagen weiß es wohl von Schmerzen,
Das große, dunk'le Aug' der Nonne;
Doch scheint's, sie weiß auch wohl zu herzen,
Zu spenden süßer Liebe Wonne!
Denn auf dem Ritter ruht ihr Blick
Und träumt von Kuß und Lustgeschick!

Doch bleich ist ihre zarte Wange
Und bleich die hohe Mädchenstirne;
Um ihre Lippen zuckt die Schlange,
Und nun, sowie die Alpenfirne
Beim Sonnengruße scheint zu brennen,
Grüßt sie, erröthend sich zu trennen!

Wenn Schönheit lächelt, nehmt Euch wohl in Acht,
Oft hat sie Glück und oft auch Leid gebracht.

Der Ritter kniet in der Capelle,
Das Glöcklein klingt, der Meßner spricht,
Und bei des Altars bunter Helle
Sieht er der Nonne Angesicht.
Sie winkt ihn leise zu sich hin,
Spricht: „Folge, schöner Paladin!“

Zum Klostergarten unter Rosen
Zieht sie den Ritter an der Hand:
„Zur That berief ich, nicht zum Kosen,
Dich, Ritter, her! — Doch sei mir Pfand
Der Eidschwur, den Du sollst geloben,
Daß Deine Treu' ich mag erproben!

Kann ich an Treu' und Ehre glauben?
Willst, was ich ford're, Du vollziehn?" —
„Du magst mir Glück und Ehre rauben,
Wird nicht Erfüllung Dir verlieh'n!
Der Eidschwur, den Dein Ritter spricht,
Er bricht ihn selbst im Tode nicht!" —

„Dann, schöner Ritter, komm' heut' Nacht
Und halte treulich Dein Versprechen;
Das Pförtlein wird Dir aufgemacht,
Verheiß'nes werd' auch ich nicht brechen!
Und däucht Dir allzuschnell Dein Siegen,
Verschmäh' mich nicht und sei verschwiegen!"

Wie langsam doch erscheint die Nacht
Der Liebe, die gern Flügel liehe.
Die Rüstung fort! — In Jugendpracht
Schmückt sich der Held! — O Sonne, fliehe!
O stiller Abendstern, steig' auf,
Der Wonne Stunden bring' herauf!

„Wohin, Herr, sonder Helm und Wehr,
So spät zur Nachtzeit?" fragt der Knappe.
„Hier bringt nicht Stahl und Panzer Ehr',
Mein Herz fliegt schneller, als mein Rappe.
Die Liebe ruft! Ihr folge ich,
Santa Maria, schütze mich!"

Er steigt zu Roß. Zum stillen Orte
Spornt er das Thier. Der Rappe zittert
Am Eingang jener Klosterpforte.
Ob er Verrath und Tod dort wittert?
Der Ritter achtet's nicht, klopft an,
Das Pförtlein wird ihm aufgethan.

Der Knappe hält am Thore Wacht,
Ihn fröstelt unter Gräbern. Leise
Singt er hinaus in stille Nacht
Der fernen Heimath traute Weise, —

Die Nonne schmückt ein weiß Gewand,
Sie führt den Ritter an der Hand.

„Erbleichst Du? Zitterst Du? Ein Franke,
Ein Christ, ein starker Held erbleicht?
Ein Irrlicht schreckt Dich!“ — „Mein Gedanke
Hat nie die Furcht gekannt!“ — Erreicht
Ist schon das Ziel. „Mein Ritter bebt?
Ich bin kein Geist, Dein Liebchen lebt!

Du denkst, ich sei ein Nachtphantom,
Hat ein Phantom so heiße Hand?
Hat ein Gespenst, hat je ein Gnom
Mit also heißem Kuß gebrannt?“
Der Ritter preßt die Hand der Nonne
Auf's Herz, das klopft, doch klopft vor Wonne.

Er sieht im dunklen Rosenhain
Den Spott nicht auf den Lippenrosen,
Die über Perl' und Elfenbein
Mit Küssen und mit Worten kosen. —
Betreten ist des Klosters Schwelle,
Erreicht des Liebchens stille Zelle.

Und sie credenzt in gold'ner Schale
Ihm einen süßen Liebestrank:
„Leer' ihn, mein Held, mit einem Male
Du bist vor Furcht und Liebe krank!“
„Ach,“ spricht er, „gieb' der Liebe Glück
Dem, der Dir's geben will, zurück!

Der Ritter, der so lang geirrt,
Will fürder nicht nach Liebe wandern;
Der tausend Blumen hat umschwirrt,
Sucht nun sein Glück nicht mehr bei Andern!
Auf Deinen rothen, süßen Mund
Besiegeln laß den Liebesbund!“

Die Nonne blickt bewegt, gerührt
Den Jüngling an zu ihren Füßen;
Sein Aug' entflammt sie, und sie spürt
Bei seines Blickes fleh'nden Grüßen,
Bei seiner Stimme leisem Hallen,
Den Strom der Liebe sie durchwallen.

Auf's weiße Bett fällt nun sein Blick.
Sie sieht den Blick, auf's Neu entflammt,
Doch nun bedenkt sie ihr Geschick;
Indeß ihr Blick den Blick verdammt,
Reicht sie die Schale, flüstert: „Bald!"
Zum Trank zwingt bittende Gewalt.

Dann: „Denk' zuerst an Dein Versprechen,
Erfülle Du erst mein Begehr,
Dann sollst Du meine Blüthe brechen —
Befrei' mich erst von dem! Sieh' her!"
Und sie enthüllt das Bett. Da ruht
Ein Leichnam mit noch warmem Blut.

Der Ritter wankt und weicht zurück,
Verflucht sein allzuschnell Vertrauen.
Er will zur Thür. Des Mädchens Blick
Erfüllt mit Schrecken ihn und Grauen.
„Zu spät! Hier giebt es kein Entflieh'n,
Was Du versprachst, Du mußt's vollzieh'n!"

Und aus der Brust der schönen Leiche
Reißt sie den Dolch, noch warm und blutig;
Dem Ritter droht die stolze Bleiche
Gebieterisch, selbst todesmuthig:
„Trag' weit ihn aus des Klosters Bann,
Den Todten, der mich tödten kann!

Du sollst verbergen mein Verbrechen,
Und darum rief ich Dich hierher!
Du schwankst und siehst, ich kann mich rächen!
Vollzieh'! sonst trifft mein Arm Dich schwer!
Denn wehrlos bist Du und allein —
Soll nicht allein der Todte sein?

Ich liebte ihn! In meiner Zelle
Hielt ich ihn lange Zeit versteckt,
Sein Aug' war meines Tages Helle,
Sein Morgenkuß hat mich geweckt.
Doch weltwärts riefen ihn die Triebe
Und er war satt von meiner Liebe!

Soll Lieb' vom Liebsten scheiden können,
Von ihrer Lust geschieden sein,
Und sollt' ich einer Andern gönnen,
Was ich für immer hielt als mein?
Mehr war mir Liebe, als sein Leben, —
Da hab' ich ihn dem Tod gegeben!"

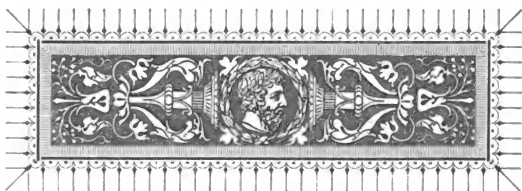
Dem Ritter graust. Er faßt die Leiche
Und schwankt mit ihr durch feuchte Hallen;
Gezückten Dolches folgt die Bleiche
Und stützt ihn, wenn er droht zu fallen.
Mit Lächeln facht sie seinen Muth —
Vom Todten tropft das warme Blut.

Der Fackel schwacher Rest versinkt,
Ein off'nes Grab hemmt seine Tritte,
Er wankt. Die Thüre knarrt. Da blinkt
Das Morgenlicht. Des Knappen Schritte
Ertönen nah. Voll Todesschmerz
Fällt er dem Treuen an das Herz.

„Zu Hülfe! Alles ist vorbei!
Sieh diesen Todten, einst so blühend!
Mein Freund, bald sind der Todten Zwei.
Der Nonne Blick, er traf mich glühend,
Sie weiß, wie süß die Liebe trifft —
Ihm gab den Dolch sie, mir das Gift!"

Wenn Schönheit lächelt, nehmt Euch wohl in Acht,
Oft hat sie Glück und öfter Leid gebracht!





Von der Sammlung.

Sammlung, hoheitstrahlende Matrone,
Sei gegrüßt mir zu vieltausend Malen!
Hinter Dir liegt aller Täuschung Zone,
Wo das Leben lockt zu ew'gen Qualen.
Laß Dein stilles Sternenlicht mir strahlen,
Laß mich ein in Deine Kirche treten,
Laß mich leis zu Deiner Tochter beten,
Sie, vor deren Namen meine Seele bebt,
Sie, die Hoffnung, Leuchte des Poeten:
Sie, die Stimmung, die schon näher schwebt!

Der Empfindungen geprief'ne Krone,
Sammlung, führ' Dein Kind in Frührothsstrahlen
Zu mir, gieb es mir zu schönstem Lohne,
Oede, leergeblieb'ne Monde mir zu zahlen,
Da mich Herz und Welt mir selber stahlen!
Da zu selten ich Dein Heiligthum betreten,
Da ich trank vom Wasser aller Lethen,
Nicht die Weihequelle, die belebt,
Die Du spendest, wenn sie unerbeten,
Sie, die Stimmung, die schon näher schwebt!

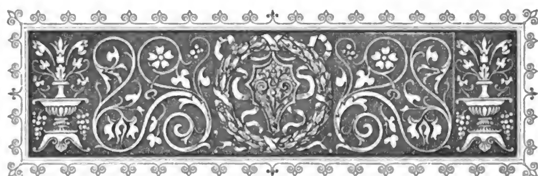
Sammlung, steig' herab von Deinem Throne,
Scheuch' die Weltgespenster mir, die fahlen,
Auf die Weltlust gieß von Deinem Mohne,
Und auf mich nun der Begeist'rung Schalen,
Laß im Lied den höchsten Traum sich malen,
Deine Tochter sende, oft erbeten,
Die so selten mein Gelaß betreten,
Doch mit der vereint mein Geist erstrebt,
Was noch unerreicht blieb den Poeten,
Sie, die Stimmung, die schon näher schwebt!

Sammlung, schöne Mutter, Heil'ge! Ohne
Die kein echter Künstler Schöpfungsqualen
Dulden mag, wie auch Erfolg ihn lohne.
Leuchtendster von allen Rittergralen:
Laß der Tochter Zauberlicht mir strahlen!
Als mein Weib soll sie mit mir betreten
Hehrer Dichtkunst Kirche; unser Beten
Sei wie Orgelsang, der aufwärts strebt!
Sei uns hold und segne den Poeten,
Sie auch, Stimmung, die schon näher schwebt!

Envoi.

Und Ihr Kleinen, die an's Licht getreten
Aus dem holden Bund, von uns erbeten,
Werdet Götter, zündet und belebt!
Ihr seid echte Kinder des Poeten
Und der Stimmung, die schon näher schwebt!





Von der Anregung.

Ein Lied von Rosen und von Nachtigallen,
Wie sich das leicht im Lenz des Lebens singt!
Auch lallt sich's nach (und dennoch mag's gefallen),
Wenn Dich der Winter hinter'n Ofen zwingt!
Ein altes Versmaß fingernd nachzudichten,
Nochmals zu sagen älteste Geschichten,
Die Kunst stellt sich im stillen Zimmer ein,
Und die sie üben, mögen Dichter sein —
Der Name wird verschwenderisch gegeben!
Doch diese Dichtung borgt nur fremden Schein,
Anregung spendet uns allein das Leben!

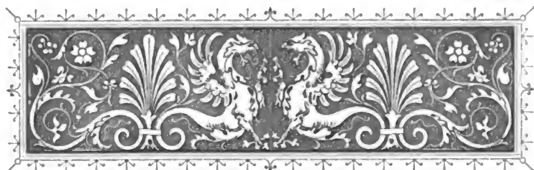
Die ausgesung'nen Weisen, sie verhallen,
Obwohl das alte Lied noch besser klingt,
Als was dem Besten von den Neuen allen
Nochmals von „Ros' und Nachtigall" gelingt!
Gethane Arbeit wieder zu verrichten,
Schickt der sich an, der zwischen Lust und Pflichten
Den Menschen wählend zeigt, und doch allein
Reicht der in eine spät're Zeit hinein,
Der kühn geschildert uns'rer Neuzeit Streben!
Nur stell' er mitten sich in's frohe Sein,
Anregung spendet uns allein das Leben!

Es kann die Phantasie nicht halten allen
Ereignissen den Spiegel vor, es zwingt
Das Denken nicht die Muse nach Gefallen,
Wie weit es auch in's Unerforschte dringt!
Wohl mag ein „Bild" im Schlaf und auch in lichten
Momenten ein Erinnern Dich zum Dichten
Erregen; doch, was bleibt im Marmelstein,
Was Du der Zukunft darfst vertrauend weih'n,
Kannst Du nicht einzig aus dem Innern heben,
Nicht wirklich, wahr wird's, sei's auch hehr und rein,
Anregung giebt uns nur allein das Leben!

Zum Volke steige, in den Marmorhallen
Der Volksvertretung lausche; da, wo ringt
Die Armuth mit Versuchung, wo die Krallen
Des Lasters uns zerfleischen; da, wo schwingt
Der Krieg die Geißel, Völker zu vernichten,
Nationen Heldenmale sich errichten,
Tyrannen Monumente aus Gebein —
Da fließt auch der Begeist'rung echter Wein! —
Auf heil'gen Zornes Flügel wird es schweben,
Dein Lied, und schallen so wie Donner drein:
Anregung giebt uns nur allein das Leben!

Doch auch des Kindes erstes, süßes Lallen,
Das Glück der Mutter und dem Hause bringt,
Belausche! Zu der Liebe Stätten wallen
Sollst Du verstohlen, wo der Friede winkt:
Der Seelen Inhalt mußt Du zögernd sichten,
Das Herz erspäh'n in hohen, niedern Schichten,
Dein eig'nes aller Lust, dem Schmerze weihn,
Denn, was Du selbst erlebst, ist immer Dein!
Nur lebend kannst des Daseins Schatz Du heben,
Dich selbst verbrauchend nur befruchtend sein:
Anregung giebt Dir nur allein das Leben!





Der Sänger im Walde.

(Zu einem Bilde Hans Makart's.)

Motto: Reizvoll klang ihm des
Ruhmes lockender Silberton.
Klopstock.

Tief in eines Urwalds Schatten lag der Sänger, still, allein,
Schwermuth auf der hohen Stirne, in den Augen finst're Pein.
Und die treue, süße Laute, seines Waltens Trösterin,
Sank ihm aus den müden Armen in die hohen Farren hin.
Ringsum rauschten all' die Wipfel in einander wirr und bang,
In des raschen Waldstroms Brausen mischte sich der Vogelsang.
Wär' ein Mägdlein hingeschritten durch die Waldeseinsamkeit,
Wie erfreute sie das Rauschen und des Frühlings Sangeszeit.
Aber auf des Mannes Herzen lag die Sorge, lag der Gram —
Bis ihm die Vision vergang'ner Tage vor die Seele kam!
Durch die lichterfüllten Aeste sah er nach der fernen Welt,
Die er hoffnungsvoll betreten, der er gläubig sich gesellt!
Wie ein Sänger hingezogen war er durch der Jugend Thor;
Kränze brachte ihm die Hoffnung und des Lebens bunter Chor.
Groß und herrlich war sein Wollen, nach dem Höchsten strebt' er kühn,
Fühlt' für Freiheit, Licht und Liebe stolz sein Heldenherz erglühn.
Und das Schönste, was, o Gottheit, Du dem Liebling leihen kannst,
Hattest Du, die Macht des Liedes, in die Seele ihm gepflanzt.

Hehre Bahnen zog sein Stern, es wogte frei sein Schiff im Meer,
Und es ward an Götterfreuden nimmer ihm der Busen leer.
Da entzog ihm Götterneiden, ach, sein Bestes über Nacht,
Und er fühlte sich gestorben, todt des Liedes Wundermacht.
Und er ward wie seine Laute, die kein süßes Echo gab —
Einst der Wohnsitz holder Töne — kalt und stumm nun, wie das Grab.
Heut' auch war sie ihm entsunken, in das hohe Halmen-Grün,
Nun der Sonne letzte Funken durch des Laubes Ritzen sprüh'n.
Seine Seele war gezogen aus dem namenlosen Leid
In die Arme des Vergessens — in den Schlaf — den Tod der Zeit!
Horch! da rauscht es in den Wellen, die geschäftig weiter ziehn,
Wie der Sehnsucht wirre Bilder an dem Geist vorüberfliehn.
Und ein schiefer Strahl der Sonne, leuchtend wie geschmolz'nes Gold,
Zeigt, den Wassern jetzt entsteigend, eine Nixe wunderhold.
Rosig zwischen dunklen Bäumen glänzt der götterschöne Leib,
Und es greift, von Perlen tropfend, nach der Laute leis das Weib.
Sieh, da klingt, die lang geschwiegen — wie die Wellen jenes Strand's,
Die unsagbar lieblich singen an den Ufern Griechenlands!:

„Armer Sänger bist verdorben, bist gestorben,
Ohne Wahl,
Hast im Herzen alle Schmerzen,
Hast der Unmacht bitt're Qual.

Willst das Glück dir wieder binden, wiederfinden
Macht des Lied's!
Suchst des Lebens Glück vergebens,
Ewig Dich von nun an flieht's.

Sieh, es fließt nur Einer Quelle Wunderwelle
Voller Macht;
Giebt hienieden jenen Frieden,
Den Dir raubte eine Nacht!

Ach, das Licht von einem Sterne, aus der Ferne
Blickt's Dich an;
Nur sein Strahlen kann Dir zahlen
Leiden, die Dir angethan!

Nur der Duft von einer Rose, tief im Schooße
        Grünen Hag's,
Löscht die Thränen, stillt Dein Sehnen,
        Eine Rose nur vermag's.

Ros' und Stern, die Wunderwelle jener Quelle
        Harrt auf Dich,
Und das ferne Licht vom Sterne
        Ros' und Welle, das bin ich!

Wach! Erwache! süßer Sänger, schlaf' nicht länger
        Sorglos hier!
Gunst der Götter schickt als Retter,
        Süßer Sänger, mich zu Dir!

Willst Du mir Dein ganzes Leben hold ergeben, —
        Kehrt zurück
Sangesfülle, und es quille
        Wie ein Frühling neu Dein Glück!

Ja! Ich bin der Menschen Blüthe; Göttergüte
        Schickt mich her,
Wo ich fehle, klagt die Seele,
        Alles scheint ihr schaal und leer!

Aber wo ich Hohe, Hehre niederkehre,
        Reift die Frucht,
Und die Stunden, die verwunden,
        Eilen mit des Blitzes Flucht.

Nah' ich, blüh'n nach einem Weilchen holde Veilchen
        Voller Duft,
Sorgen fliehen und es ziehen
        Selbst die Todten aus der Gruft.

Und die Armen, die sich wenden, um zu enden —
        Laß' ich nicht,
Daß auf's Neue sich erfreue
        Ihre Seele an dem Licht.

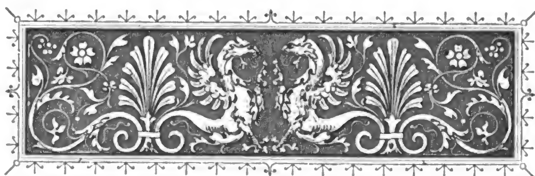
Vieles Schöne sollte werden hier auf Erden
Euch zu Theil —
Weltgetriebe doch ist Liebe —
Ich bin Liebe — bin das Heil!"

Und sie schmiegte sich dem Sänger um den Hals und in den Schooß,
Legte seinen trauervollen, gramerfüllten Busen bloß,
Küßt' ihn mit den rothen Lippen auf das stumme, kalte Herz,
Ihn durchzuckt's — wie eines Pfeiles eingedrungen, schneidig' Erz.
Er erwacht, berührt die Saiten, und, o Lust — die Harfe klingt,
Daß es wie der Wollust Schauer ihm Gebein und Mark durchdringt.
Wieder ist er Sänger worden, und die Welt ist wieder sein —
Und am Abend strahlt um's Haupt ihm neuer Liebe Glorienschein!



Streitbares.





Am Nil.

(7. Aug. 1882.)

Am Meeresstrand, im Egypterland,
Da steht eine herrliche Schöne,
Sie hält eine Urne von Bronce in der Hand,
Und lauschet dem Wogengetöne.

Pandora ist's, auch — Albiona genannt!
Von allen Göttern mit Gaben
Gar reichlich beschenkt und in Neugier entbrannt,
Was wohl in der Urne begraben?

Sie blickt auf's Gefäß von getrieb'nem Metall,
Darauf eine Sphinx ist erhoben;
Es hat alles Leid in den kleinen Ball
Gelegt Zeus' Gottheit droben!

Albiona, umflossen von goldenem Haar,
Wie Venus dem Meerschaum entstiegen,
Sie kennt das Verbot und sie ahnt die Gefahr,
Und kann nicht die Neugier besiegen!

Sie öffnet mit weißer, zitternder Hand — —
Und es dampft wie hephästische Essen!
Es grollt vom Meer ein Sturm an's Land,
Beschworen in wildem Vermessen!

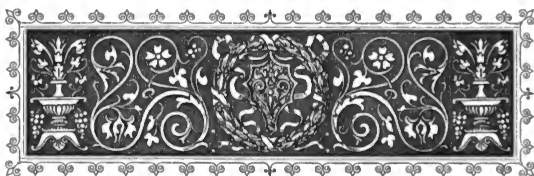
Es erzittert die Erde, das Meer erbraust,
Durch die Luft fliegt heulend' Verderben;
Der Speerwurf Apollo's die Lüfte durchsaust,
Und Tausende liegen im Sterben!

* * *

Am Meerstrand steht im Egypterland
Pandora — Albiona, erschrocken:
Die Unheilsbüchse sinkt in den Sand —
Voll Blut sind die goldenen Locken!

Die Sphinx auf dem Deckel der Urne spricht:
„Entfesselt hast Du die Geister,
Die höllischen all', und weißt es nicht,
Ob ihrer Du je wirst Meister!"





Neunzehntes Jahrhundert.

Eclectisches Jahrhundert,
Dem wir geboren sind,
Ich geh' durch dich verwundert —
Dein Sohn — und nicht Dein Kind!

Wir lesen alle Meister —
Was man so lesen heißt;
Wir kennen alle Geister
Und haben keinen Geist!
Wir bau'n in allen Stylen
Und haben keinen Styl;
Wir sind Anthropophilen
Und haben kein Gefühl!
Wir sprechen alle Zungen —
Wer kennt die seine recht?
Es kritisiren Jungen
Homerisches Geschlecht.
Der Sprachen sind wir Meister,
Verwildert ist nur die,
Die reden hehrste Geister:
„Die deutsche Poesie!"
Wir jagen nach dem Gelde,
Das uns're Gottheit ist;

Und doch aus jedem Felde
Wächst nur — der Socialist!
Wir möchten gern begreifen
Das ganze Weltensein,
In jedes Leben greifen
Die Nihilisten ein!
Die Nationalitäten
Steh'n sich genüber, feind;
Und die Nationen thäten
Das Beste, wenn vereint!
Wir sind Egyptologen
Im Schatten goth'schen Doms,
Durch deutsche Bücher zogen
Die Schatten einst'gen Roms:
Daß man den Deutschen liebe,
Man ihn zum Heros macht,
Das haben deutsche Hiebe
Einstweilen nicht vollbracht!
Wir sprechen durch die Meere,
Wir sprechen durch die Luft,
Doch fremd ist uns die Lehre,
Wie man den Bruder ruft.
Der Draht, der große Rüssel,
Spricht von Berlin nach Wien,
Und von Newyork nach Brüssel
Hör' ich die Worte zieh'n;
Doch wie man zu dem Herzen
Und zu dem Freunde spricht:
O Welt, umhüllt von Erzen,
Das, wahrlich, weißt Du nicht!
Bis zu den Botokuden
Geht christliche Mission,
Doch uns're Heidenjuden —
Die jagen wir davon!
Wir schlagen auf Congressen
In fremde Bruderhand,

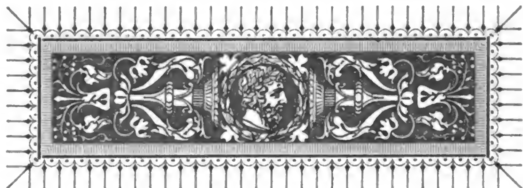
Der Treuschwur ist vergessen
Im eig'nen Heimathland.
Wir legen Eisenschienen
Um's ganze Erdenrund,
Umschließen auch mit ihnen
Das Herz und so den Mund.
Wir pred'gen Atheismus
Und haben einen Gott
Und der heißt Egoismus:
Die andern sind uns Spott!

* * *

Bis dieser Zeit Klepsydra
Ganz abgelaufen ist,
Wächst immer neu die Hydra,
Der Vielkopf: Egoist!
Ich flüchte zu den Alten
In's ferne Griechenland,
Da, wo ich die Gestalten
Der Jugendträume fand!

O griechisch Land von Lerna,
O schönes Argolis:
„Solatia sempiterna
Humani generis!"





Unser Fortschritt.

Wie sind wir aus der Nacht der Zeiten
So himmelhoch doch aufgetaucht,
Die Weisheit darf ihr Licht verbreiten,
Wo Rost und Holzstoß einst geraucht!

Uns dünken die Egyptertage
Nun wie des Aberglaubens Nacht.
Gott brach, nach siebenfacher Plage,
Dort selbst der Pharaonen Macht!

Wär' ein Messias uns verkündigt,
Wir planten keinen Kindermord,
Wie sich Herodes einst versündigt:
Wir glaubten einfach nicht dem Wort!

Und wär' ein Geist herabgestiegen, —
War auch sein Nah'n schon Blut und Noth —
Wir würden ihn auf Händen wiegen
Und lohnten nicht durch Kreuzestod.

Wir schreiben Lieb' auf uns're Fahne,
Wie jener Gott aus Bethlehem,
Und haben keine Vespasiane
Für Tempel zu Jerusalem!

Wir haben keine Löwen, Tiger,
Für des Christianers Lebensschluß;
Nicht einen Gladiatorensieger,
Und keinen Circus Maximus!

Wir haben nur Theodoriche,
Die durch Ravenna's Straßen hin
— Vereitelnd der Verfolger Schliche —
Die Judenmörder peitschend zieh'n!

Wir lachen, macht man heut' uns glauben,
Daß in dem Weltentdeckungsjahr
Hispanien selbst sich wollte rauben,
Was ihm der Zukunft Leben war:

Kaum ist das Maurenheer geschlagen,
Jagt Isabell' und Ferdinand
Die Juden, die zum Himmel klagen,
Achthunderttausend, aus dem Land.

Den Philipp August, der berauben
Die Christen alle Juden heißt,
Mit Richard Löwenherz für Glauben
Und Judengeld zum Kreuzzug reist,

Simon von Montfort und Waldenser,
Verweisen wir in's Fabelreich!
Wir haben keine Albigenser,
Und Christ und Jude sind uns gleich.

Wie König Kasimir von Polen
Die Jüdin Esther sich erwählt,
So haben offen, unverhohlen,
Wir uns der Toleranz vermählt!

Zehntausend Silbermark begehrte
Von einem Juden, ohne Grund
Ein König einst. — So lang der's wehrte,
Schlug er ihm Zähne aus dem Mund.

Das hat sich niemals zugetragen
Herr König Johann ohne Land?
Dieweil es aus dem Reich der Sagen
Den Weg in die Geschichte fand!

Ein Märchen sind die Loire-Noyaden,
Die Frankenwellen roth gemacht!
Wer will ein Königshaupt beladen
Mit der Bartholomäusnacht?

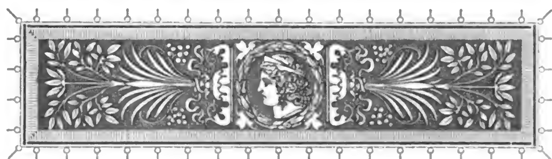
*　*　*

Ganz fern nur, bei den Botokuden,
Wo sich die Erdax' polwärts bohrt,
Wird hie und da ein Kind der Juden
Langsam am Thran, der brennt, geschmort.

Fern, an des Erdrands weitster Ferne,
Verfolgt man den, der and'res glaubt!
Nein — Kunde ist's von and'rem Sterne,
Denn sternwärts reicht ja unser Haupt! —

Wie sind wir aus der Nacht der Zeiten
So himmelhoch doch aufgetaucht!
Die Weisheit darf ihr Licht verbreiten,
Wo einst der Flammenstoß geraucht!





Erzherzog Karl! Einen kühnen Sprung!

Ich stand in der kalten Dezembernacht
Am Burgthor, versunken in Träume,
Die Barke des Mondes in silberner Pracht
Schwamm langsam durch sternlose Räume.

Die Säulen des Thores glänzten wie Schnee
Und warfen gespenstische Schatten,
Die Wache sang leise ein Liedchen vom Weh,
Das zwei in Galizien einst hatten.

Vom Kaiserhaus schritten in Roth und Blau,
Ein paar schnurrbärt'ge Panduren —
An des Horizontes fahlem Grau
Ringsum der Gebäude Konturen

So scharf gezeichnet, so scharf gegrenzt,
Als sei'n aus Papier sie geschnitten,
Und geklebt einem Glase, vom Monde durchglänzt,
Zur Rechten, zur Linken, inmitten!

Das sind die Museen, zu bergen bestimmt
Die Breughels, Van Dyks und Tiziane;
Ist der Themis Palast, in dem Oesterreich vernimmt
Den Spruch, der da sühne und mahne!

Das Parlament, dem Parthenon gleich,
Für Volksvertreter, — entsendet
Zu schützen das Volk und zu fördern das Reich,
Das nach West und nach Osten gewendet,

Das Burgtheater, der Sprache geweiht,
In der unser Schiller geschrieben;
Den Shakespeare der Zukunft zu spielen bereit,
Und des Aeschylos Genius zu lieben.

Und die Alma mater, noch weiter hinauf,
Besternt mit glänzenden Namen;
Einst nimmt sie die Herrlichsten Oesterreichs auf,
Die im Namen des Geistes kamen!

Ich aber stand vor dem Monument
Eines Helden mit fliegender Fahne,
Deß Roß entlockt Funken dem Postament,
Als ob vorwärts und aufwärts es mahne:

Und stadtwärts blickt der Reiter — voll Zorns?
Dem Rosse flattert die Mähne.
Ein Sperling schläft auf der Stange des Sporns,
Und im Lesen — da kommt mir die Thräne! —

Gewonnener Schlachten Namen viel
Seh' ich auf Wappen und Schilden,
Sie künden des Erzherzogs Adlerziel
Dem Wanderer im Mondschein, dem milden!

Ich lese im wandelnden Mondesglanz:
„Dem Führer von Oesterreichs Heere!“
Und hier im eisernen Lorbeerkranz:
„Dem Kämpfer für Deutschlands Ehre!“

Da faßt mich ein Grausen namenlos,
Und die Bauten, sie sind mir ein Babel,
Und die Söhne von Oestreich, so stark und so groß,
Sie scheinen mir Kain und Abel.

Und was sie wollen und was sie thun,
Es däucht mir wie endlose Irrniß;
Ich vergleiche das „einst“ und das traurige „nun“
Und seh' überall Zwietracht und Wirrniß!

O Oesterreich! Eines Harlequins Kleid,
Aus Lappen von vielerlei Farben!
An Dir reißt ein jeder — zu Niemands Leid,
Kein Band knüpft Dich mächtig zu Garben!

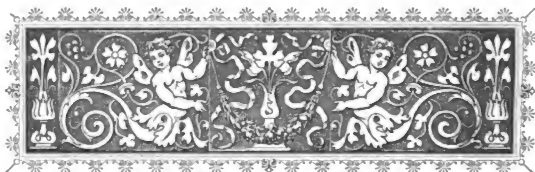
Und Du bist doch so ehren- und ährenreich,
Dein Volk gleicht den goldenen Halmen;
Wärst eins Du, wer käm' Dir an Ruhme gleich,
Dir, fruchtbar, wie Yemens Palmen!

O, stütze Dich doch auf Dein deutsches Schwert,
Entfalte die deutsche Fahne,
Laß wohnen die Deinen an deutschem Herd,
Vom Haupt bis zum Fuß sei Germane!

Ein Deutscher bin ich und Dich lieb' ich mit Macht,
Hast Fremden Du auch Dich verschrieben!
O Oesterreich sag', wie hast Du's vollbracht,
Daß man Dich trotz allem muß lieben!

Erzherzog Karl, einen kühnen Sprung,
Mach' Deine Fahne zum Speere!
Sei einmal noch, wie bei Aspern, jung
Und kämpfe für deutsche Ehre!





Deutsches Lied für Oesterreich.

Melodie: Der Frühling naht mit Brausen,
Er rüstet sich zur That.
Mendelssohn (Nr. 50).

Was willst, mein Volk, Du säumen?
Erwach', erwach' zur That!
Wach' auf aus Deinen Träumen,
Dein Frühling ist genaht!
Erwach', erwach', Germanenkind,
Bedenk', wer Deine Ahnen sind!

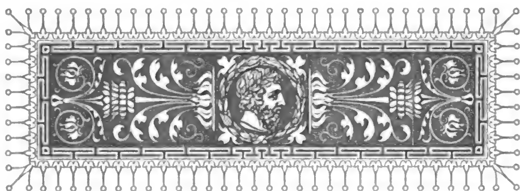
Wer will mit Dir sich messen?
Aus Indien zogst Du her!
Und hast Du's denn vergessen,
Die Römer schlugst Du schwer!
Du Cimbren- und Teutonenkind,
Bedenk', wer Deine Ahnen sind!

Mein Volk Du der Gedanken,
Mein Volk der Wissenschaft,
Du schlugst die stolzen Franken
Mit Deiner deutschen Kraft!
So wirst Du immer siegreich steh'n,
Wo Deines Geistes Fahnen weh'n!

Ob Du am Rheine throneſt,
Ob an der Donau Strand,
An Weichſel, Nordſee wohneſt,
Ob in der Böhmen Land:
Nur „Vorwärts!“ wird Dein Wahlſpruch ſein,
Aus jeder Nacht in's Licht hinein!

Dich kennt man an der Sitte,
Dich kennt man an der Art;
Du hältſt die rechte Mitte,
Haſt ſtets das Recht bewahrt.
Zum Bruder zieht's Dich ewig fort,
Dorthin, wo klingt ein deutſches Wort!





Mein Oesterreich.

(1874.)

O Oestreich, zweites Heimathland,
Wie bist Du traut und wonnig,
Ob Deiner Wälder Lenzlaub schwand,
Ob noch Dein Himmel sonnig.

Die Heimath, die mir Fremde nun,
Sie weiß mir's recht zu zeigen,
Wir herrlich sich's in Dir läßt ruh'n,
Wie sehr ich bin Dein eigen.

Wenn mich die Unrast weiter treibt
Auf ferne, wilde Reisen,
Wie kommt's, daß Dir mein Herz verbleibt,
Dich preisen meine Weisen?

Fontana Trevi bist Du mir!
Ich warf in Dich mein Singen:
Das ist das Gold, das mich zu Dir
Zurück wird immer zwingen.

Wenn Deines Lebens Horizont
Sturmwolken finster säumen,
Ist Dein Gemüth doch warm umsonnt
Und Deine Becher schäumen.

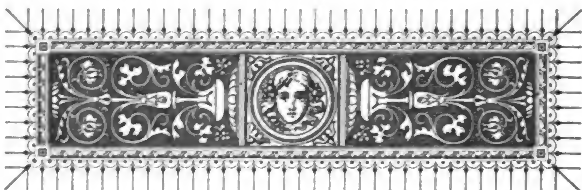
Und spielen sie Dir übel mit,
So wirst Du mir nur werther;
Du ziehst mit mir auf Schritt und Tritt,
Ersehnter und begehrter.

Und wenn ich Deines Volkstons Laut
In fremdem Land vernehme,
Geschieht's, daß, was einst lieb und traut,
Ich fliehe und verfehme!

Erlausch' ich Deiner Walzer Tact,
So möcht' ich zu dir tanzen,
Heut' hört' ich einen Raimund-Act —
Da schnürt' ich meinen Ranzen!

Nun bin ich wieder heim in Wien
Und will es nimmer meiden,
Bis ich einst muß die Straße zieh'n,
Nach der es giebt kein Scheiden!





Theno.

Durch Hellas Alkibiades Name klang,
Daß bis zur schönen Priesterin Theno drang
Der Ruf von der Athener Liebling,
Wie ein Gesang zu dem Lob der Götter!

Im Weihrauch schickt sie leises Gebet empor,
Und Kränze windend, singend im heil'gen Chor,
Fleht sie zu Kypris, ihn zu retten,
Führt' ihn sein Dämon dereinst in Fährniß.

Und, wie ihr Held des Sokrates Inn'res fand
Hellleuchtend so, daß äußere Mißform schwand,
Sah sie im Leichtsinn nur der Jugend
Irrende That und allmächt'ges Feuer.

Sein Waffenruhm erfüllt ihr das Herz mit Lust,
Und selbst ihn wissend an Hipparete's Brust,
Beneidet kaum das Glück der Gatten
Diese der Göttin geweihte Reine.

Die Kränze holt' er bei dem olymp'schen Streit!
Verschwend'risch mit den Schätzen der Griechenheit,
In melisches Gewand gekleidet,
Zündet den Peloponnes der Held an! —

Zuletzt, bethöret zwar durch des Weines Rauch,
Beleidigt Alkibiades Götter auch,
Und eleusinisches Geheimniß
Wird er beschuldigt verlacht zu haben!

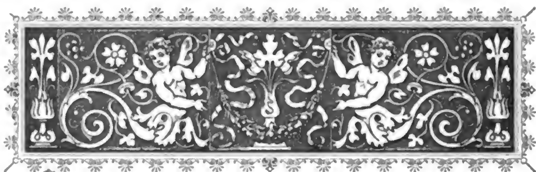
„Demeter, Persephassa“ — so heißt der Spruch —
„Verlangen Deinen Tod!“ — Und des Volkes Fluch,
Des wandelbaren, trifft den Liebling,
Priester auch fluchen ihm, Eumolpiden!*)

Im Einklang aber müssen die Priester sein,
Sobald dem Tod sie Sterbliche wollen weih'n,
Und aus dem Tempel der Aglauros
Tritt nun die Theno und spricht erröthend:

„Der Held ist frei! Nicht will ich des Sünders Tod!
Antigone's Gesetz ist auch mir Gebot,
Der Edlen, die mit Sel'gen wandelt:
Nicht um zu fluchen, zu segnen leb' ich!“

*) Die ersten Priester der eleus. Mysterien. (Plutarch.)





Schlußbetrachtung.

(1886.)

Sei wie Du willst, es wird die Welt Dich schmähen.
Sei edel, hülfreich, gut, sie wird Dich hassen;
Der Neid wird Deiner Thaten Saaten mähen
Und irgendwo wird Dich die Mißgunst fassen!

Der Sünder wird Dich ob der Sünden schmälen,
Die er verübt, und die nicht Du begangen!
Sei arm, man wird Dich zu Verworf'nen zählen,
Sei reich, man wird Dich ob des Guts belangen.

Schon daß Du bist, scheint Andern als Verbrechen,
Man harrt auf Deinen Tod, trittst Du in's Leben,
Dann suchen sie aus Deiner Brust zu brechen,
Was doch Natur hinein gelegt, Dein Streben!

Das, was Du leistest, will Dir Keiner gönnen,
Sie werden suchen, was den Muth Dir dämpfe!
Doch meinen Alle, daß sie's besser können —
Sei, wie Du mußt, der Welt zum Trotz, und kämpfe!



Urtheile der Presse
über
Werke von Alfred Friedmann.

Savilla. Wien, L. Rosner. 2. Auflage.

Das Colorit ist glänzend, die Schilderungen sind warm und lebendig, der reimlose, fünffüßige Jambus ist mit Meisterschaft gehandhabt. National-Zeitung.

Aus Hellas. 3 Gesänge. Wien, L. Rosner.

In jeder Zeile keusch, stylvoll vollendet, erfüllen diese Gesänge uns mit der höchsten Achtung für den jungen Dichter, der aus dem Lärm und Qual des Tagestreibens hinweg, unsern Sinn nach den sonnigen Höhen des reinen Menschenthums zu lenken versucht. Grazer Tagespost. Friedr. Marx.

Merlin Orpheus. 2 Gesänge. Wien, L. Rosner.

Biblische Sterne. Hamburg, J. F. Richter.

Dieses Buch hat ein Poet in seinen weihevollsten Stunden geschrieben.
P. K. Rosegger im Heimgarten.

Die Feuerprobe der Liebe. Angioletta. Wien, Wallishauser.

Eine Geschichte in Versen, dem Filiberto des Bandello in sehr geeigneter Weise und in Ottave Rime nacherzählt. Die Geschichte wird effectvoll dargestellt, die Diction ist leicht, gefeilt und gefällig. Saturday Review, 19. Mai 1877.

Das Werkchen, welches schon bei seinem ersten Erscheinen durch den Hauch wahrer Poesie, die dichterische Sprache, durch welche es sich vor so manchen anderen Erscheinungen ähnlicher Art auszeichnet, gerechtes Aufsehen in litterarischen Kreisen hervorgerufen, liegt nun in dritter Auflage vor — gewiß der schlagendste Beweis für den hohen Werth der beiden Dichtungen, in denen Alfred Friedmann so recht seine bedeutende Begabung leuchten läßt. Die meisterhafte Beherrschung des Metrums, dessen schwierigste Form der Dichter mit Vorliebe wählt, verdient zumal höchste Anerkennung und Bewunderung.
Frankfurter Zeitung, 3. Mai 1879.

Leichtsinnige Lieder. Hamburg, J. F. Richter.

Es herrscht in der That ein leichtsinniges, lustiges Leben voll schalkhafter, sinnlicher Grazie in dem Liederbuche, in dem bald die Champagnerpfropfen knallen und der süße, prickelnde Inhalt schäumend überströmt, bildlich uns aus einem Versfuße die graziöse Spitze eines Balletschuhes entgegenstreckt 2c.
Deutsche Zeitung, 31. Aug. 1877.

Vertauscht. Novelle. Leipzig, Reclam.

Diese Novelle möchte uns fast klassisch anmuthen, auch wenn sie nicht unter und zwischen Klassikern in der Universalbibliothek vor uns träte; fein an Form, reich und gediegen an Gehalt. P. K. Rosegger, Heimgarten, Heft 12, 1878.

Lebensmärchen. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Die Vestalin. Leipzig, Otto Lenz, Salonbibliothek.

Ersetzter Verlust. Novelle in Versen. Hamburg, J. F. Richter.

Don Juan's letztes Abenteuer. Drama in 2 Akten. 1881, in 8. Leipzig, C. Reißner.

Die zwei neuen Werke Alfred Friedmann's zeigen uns das Talent des begabten jungen Dichters von zwei verschiedenen Seiten. Im Drama bekundet er eine mächtige Gestaltungskraft. Er drängt in kurze zwei Akte eine tragische Handlung und eine reiche Entwickelung bedeutender Charaktere zusammen. Der alternde Don Juan kehrt nach langjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt Sevilla zurück. Er erblickt ein Weib, das er vor Jahren schon gesehen und in das er sich verliebt hatte. Auch sie hatte ihn damals gesehen und geliebt, aber mittlerweile hat sie geheirathet, den eignen Bruder Don Juan's geheirathet! Don Juan ist nicht der Mann, die Rechte seines Bruders und die Heiligkeit einer Ehe zu achten. Er bedrängt das Weib, in welchem die Pflicht mit der Liebe ringt und über sie siegt. Wüthend über die Abweisung, ersinnt Don Juan eine verderbliche Intrigue. Er erweckt die Eifersucht seines Bruders, indem er ihn glauben macht, sein Weib liebe einen jungen Pagen. Der Bruder tödtet den Pagen und das unschuldige junge Weib, das sterbend die beiden Brüder versöhnt. Don Juan verläßt verzweifelt Sevilla und will eine Wallfahrt unternehmen — „nach dem Hörselberge", ruft Leporello spöttisch und der Vorhang fällt; dieser letzte Ruf des Dieners faßt die tiefsinnige Idee des Dramas zusammen. Don Juan ist eine Elementarkraft. Er ist die Verkörperung der stürmischen, blinden Leidenschaft, die gerade vor sich hintobt und drängt, ohne sich um ihre Wirkung zu kümmern. So oft der Wille auch eine Anstrengung macht, die Leidenschaft zu bändigen, befreit sie sich schließlich doch immer wieder von seinen Banden und Don Juan-Tannhäuser kehrt nach jedem Versuch, aus dem Hörselberg zu fliehen, stets von Neuem dahin zurück. In seinen „Gedichten" offenbart sich Friedmann als echter Poet. Er hascht nicht mit affektirter Mittelalterlichkeit nach Effekten und sucht nicht durch verstaubte, vergessene Archaismen dem Leser zu imponiren. Er trifft die Töne des Volksliedes ebenso, wie die der Ode, und seine traurigen Stimmungen sind ebenso rührend, wie seine heiteren Lichtblicke erfreulich und anregend sind.

Vossische Zeitung, 1882. Nr. 47.

Gedichte. Leipzig, 1882, Wilhelm Friedrich.

Was gleich von vornherein bei Alfred Friedmann auffällt, das ist eine seltene Formgewandtheit, wie sie in der neuesten Lyrik, die sich meist einem unkünstlerischen Formschlendrian hingiebt, nicht oft anzutreffen ist.

Gegenwart, Nr. 20. 1882.

Die schwierigsten Versmaße beherrscht Alfred Friedmann sicher und gewandt, die Rhythmen sind frisch und schön, die Sprache ist wohllautend.

National-Zeitung, 14. Febr. 1882.

Der bekannte, durch vielfache poetische Arbeiten zu verdientem Rufe gelangte Dichter Alfred Friedmann läßt seine gesammelten „Gedichte" erscheinen; die in ihnen niedergelegten Gedanken sind neu und anregend; ihre schöne Sprache und Abrundung in Form und Ausdruck machen diese „Gedichte" der Theilnahme aller litteraturfreundlichen Kreise würdig. **Hamburger Nachrichten, 1881. Nr. 286.**

Die **Saturday Review vom 18. Febr. 1882** sagt: A. F. possesses great lyrical facility, his pieces are always melodious and correct in point of form; not few are individually remarkable, the general impression of the whole is undoubtedly pleasing. —

A. F's. Gedichte eignen sich besonders für solche Leser, die mit uns der Meinung sind, daß formale Vollendung nicht der letzte Vorzug eines Lyrikers sei. Wenn in dieser Beziehung die Gedichte unseres geschätzten Mitarbeiters, der sich auch vielfach in selbsterfundenen Formen bewegt, volles Lob verdienen, so soll

damit nicht gesagt sein, daß der Inhalt weniger anspräche. Ganz im Gegentheil! Derselbe ist ebenso originell, wie die Form, und die schönen Verse sind das Kleid vielfach neuer und immer ansprechender Gedanken.

Schorer's Familienblatt, Nr. 25. 15. Juni 1882.

A. F's. Strophengebäude und seine Rhythmen zeigen vielfach neue, eigenartige Erfindungen. Was Friedmann's Lebensanschauung und sein dichterisches Naturell betrifft, so ist er ein ausgesprochener Optimist, etwas von einem Mirza Schaffy in deutschem Gewande. Unser Dichter ist eine vornehme Natur, die einem edlen Schönheitskultus huldigt und seine „Gedichte" dürfen mit Recht Allen empfohlen werden, welche in unsrer poesielosen Zeit noch Sinn für das anmuthige Spiel mit schönen Formen und die feine Ciselirarbeit künstlerisch modellirter und zugespitzter Gedanken haben. **Gartenlaube, Nr. 47. Nov. 1882.**

Alfred Friedmann, von welchem uns ein neues Bändchen „Gedichte" vorliegt, ist kein Neuling mehr in der Litteratur. Er hat sich durch seine Gesänge „Aus Hellas", „Biblische Sterne", „Die Feuerprobe der Liebe", Angioletta" sowie durch „Die Vestalin" bereits einen geachteten Namen als Poet erworben. Auch seine neuesten Gedichte bekunden eine unstreitig bedeutende lyrische Begabung, ein Talent zur poetischen Verherrlichung aller Schönheiten der südlichen Natur und eine vielgestaltige Beherrschung der Form. Das Bändchen gehört jedenfalls zu den besseren Erzeugnissen der modernen Lyrik.

Leipziger Illustrirte Zeitung, 1882. Nr. 2019.

Alfred Friedmann ist kein Fremdling auf dem Parnaß. Wir sind dem liebenswürdigen, munteren Poeten bereits auf mehreren Gebieten der Dichtkunst begegnet und haben uns jedesmal seiner Bekanntschaft gefreut; denn er hat es immer verstanden, uns durch eine würzige Frische, durch eine graziöse Bewegung in der Form und durch eine vornehm dichterische Originalität anzuziehen. Es braucht nur an die Dichtungen: „Savilia", „Aus Hellas", „Biblische Sterne", „Die Feuerprobe der Liebe", „Leichtsinnige Lieder", „Vertauscht", „Die Vestalin", „Ersetzter Verlust", „Lebensmärchen", „Don Juan's letztes Abenteuer" u. A. erinnert zu werden, um einerseits an die ganze anmuthende Eigenart, andererseits an die — vielleicht nur allzu große Fruchtbarkeit dieses Dichters zu erinnern. Die vorliegende Sammlung von Gedichten hat alle Vorzüge aufzuweisen, welche an den genannten Dichtungen gerühmt werden, als: meisterhafte Behandlung der Sprache und Form, glänzendes Colorit, hohen Gedankenreichthum und echt dichterisches Empfinden. Die Mehrzahl der Gedichte ist lyrisch; prächtig wiedergegeben sind die Stücke der fremden Litteratur. Glänzende Zeugnisse einer nicht gewöhnlichen Formgewandtheit sind die „Formversuche" und „Sonette". Reizend und so recht für den Geschenktisch passend ist die Ausstattung des Büchleins, welches wir denn auch als ein in jeder Hinsicht gediegenes und erfreuliches Geschenk empfehlen wollen. **Heimat, 1882. Nr. 18.**

Für das schlichte Lied trifft die Muse von Alfred Friedmann weniger den rechten Ton; sie ist zu bilderreich dazu. Dagegen zeigt sie sich heimisch in weichern Strophenformen des Sonetts und dem Reimluxus derselben. Sie hat einen stark kosmopolitischen Zug, wie nicht blos die „Lusitanischen Sonette", sondern auch die zahlreichen Aneignungen aus dem Französischen und Italienischen beweisen.

Unsere Zeit, 1881. Nr. 12.

Eine mediçäische Hochzeitsnacht. Drama in 5 Akten. Leipzig, W. Friedrich.

Der bunte Wechsel der Scenerie, die Mannigfaltigkeit der Figuren und das florentinische Lokalkolorit könnten wohl die Meininger zur Darstellung bringen.

Berl. Mont.-Ztg., 16. Oct. 1882.

Unseres Erachtens müßte namentlich die Gestalt des Lorenzino, in welcher die Züge eines Richard III. und Brutus zu einem neuen, einheitlichen, korrekten Gebilde verschmelzen, für einen tüchtigen Charakterdarsteller eine ebenso interessante, wie lohnende Aufgabe sein. **C. R. Saner, Triester Ztg., 29. Dec. 1882.**

Horaz und Lydia. Leipzig, C. Reißner.

Der Friedmannsche Alexandriner klingt mit wenigen Ausnahmen frei und flüßig, und die Wiedergabe der Ponsard'schen Ode, die mit allerliebstem Geschick aus Bruchstücken verschiedener Horazischer Gedichte ein neues Ganze bildet, ist sogar musterhaft. **H. Bulthaupt in Nr. 1 der Bl. f. litt. Unt., 1. Jan. 1886.**

Horaz und Lydia, Lustspiel von Ponsard, aus dem Französischen von Alfred Friedmann, Leipzig, Carl Reißner. Bei einer Uebersetzung Friedmann's, dessen vorzügliche Uebertragungen aus allen romanischen Sprachen bekannt sind, kann man einer sorgfältigen und gediegenen Nachbildung des Originals sicher sein. Auch bei dem vorliegenden Werke haben wir es mit einer pietätvollen Arbeit zu thun, bei welcher weniger die Kunst des Uebersetzers, als vielmehr die kongeniale Nachempfindung des Dichters in erster Linie hervorzuheben ist. Das Werk des berühmten französischen Lustspieldichters ist in manchem Betrachte eine litterarische Kuriosität, da es ein Kind jener interessanten Litteraturepoche, in welche die Gegenströmungen der romanischen und antikisirenden Richtung fielen. Hervorzuheben ist das Verdienst des Uebersetzers, welcher die etwas schwerfälligen Trochäen des Originals in unserer Sprache fließend und geschmackvoll wiederzugeben und für manchen zöpfig-altfränkischen Anachronismus und Schwulst der damaligen Sprache einen klaren, oft graziösen Ausdruck zu substituiren verstand.

W. konst. Vorst.-Ztg., 21. Dec. 1884.

Familientheater, auch akademische Vereine möchten wir ganz besonders auf das kleine antik gefaßte Juwel aufmerksam machen.

Berner Bund, 16. Nov. 1884.

Optimistische Novellen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Zwei Novellen Friedmann's sind ganz frei von wirklichem Leid, ganz in Sonne und Fröhlichkeit getaucht, zwei der schönsten: „Der neue Actäon" und „Der Venus Durchgang". Hier gewinnt denn auch der Humor einen breiten Spielraum, nicht etwa ein gesuchter oder gekünstelter Witz, sondern echter, gesunder, ungezwungener Humor, den wir in der Charakteristik einzelner Personen, Situationen ebenso, wie in der Wahl des Sujets und in dem Bau der ganzen Geschichte spüren 2c. **Franz Muncker in der Münch. Allg. Ztg., 1885. Nr. 1.**

Alles in Allem genommen, zählt Friedmann nach der Veröffentlichung dieses Bandes zu den lesenswerthesten deutschen Novellisten. **Pester Lloyd, 6. Nov. 1883.**

Neue Lebensmärchen. Band 8 d. Bl. f. Ost und West. Wien, Hugo Engel.

Theils kummervolle, theils ernstere und interessante Probleme behandelnde Novellen, wie „Der Schein trügt", „Der Venus Durchgang", welche wir als die besten des Buches bezeichnen müssen. **Neue Freie Presse, Nr. 7287. 11. Dec. 1884.**

Das rasch aus dem Leben geschöpfte Sujet findet namentlich in der leicht novellistischen Form bei Friedmann seinen besten Ausdruck und gerade diese Sammlung bietet dafür die besten Muster, wie überhaupt Muster des Feuilletons.

Ueber Land und Meer, Nr. 40. 1884.

Seraphina. Eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen von *** Mit einem Vorwort von Alfred Friedmann. Zweite Auflage. 1886. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.

„Seraphina" ist der Titel einer soeben im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden erschienenen Sammlung von Gedichten, welche sich vielfach durch ihre Formvollendung und durch die Pflege des Aesthetisch-Schönen und Ethisch-Gehaltvollen gegenüber ähnlichen Erzeugnissen vortheilhaft auszeichnen. Die dichterischen Erzeugnisse sind das Vermächtniß eines Dahingeschiedenen, eine von einer talentvollen Kraft in lyrische Form gekleidete Erzählung, mit deren Veröffentlichung sich der Herausgeber Alfred Friedmann unstreitig ein besonderes Verdienst erworben. **Frankfurter Journal, 1885. Nr. 711.**

Ueber das neueste Werk Alfred Friedmann's „Seraphina“ können wir uns günstig aussprechen. Wir müssen die feste Beharrlichkeit rühmend anerkennen, mit der dieser so fleißige Schriftsteller seinen höheren Zielen nachstrebt und sehen mit Freuden den Fortschritt, den dieses Werk gegen frühere Arbeiten des Verfassers bekundet. **Frankfurter Beobachter, 1885. Nr. 257, 1. Blatt.**

Das lieblichste Liebesgedicht taucht wie eine echte Perle aus diesen Wellen und Wogen hervor, es ist eine Festgabe für die Glücklichen, die lieben und geliebt werden! Das erotische Element und der Zauber der weiblichen Schönheit sind mit großer Zartheit behandelt, halb verhüllt von duftigen Schleiern.

Berliner Fremdenblatt, 1885. Nr. 259.

In der Novelle in Versen wird eine romantische Erfindung mit machtvoller Phantasie und allem Reiz einer edlen, wohlklingenden Diktion ausgeführt.

Volks-Zeitung, 1875. Nr. 271. Berlin.

Von **Alfred Friedmann** ist ferner in J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westf., erschienen:

Erlaubt und Unerlaubt.

Novellen und Skizzenblätter.

Enthaltend:

Novelletten. — Reisen. — Litterarisches.

28 Bog., brosch. M. 4,50, elg. geb. M. 6,50.

Seraphina.

Eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen

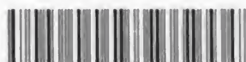
von * * *

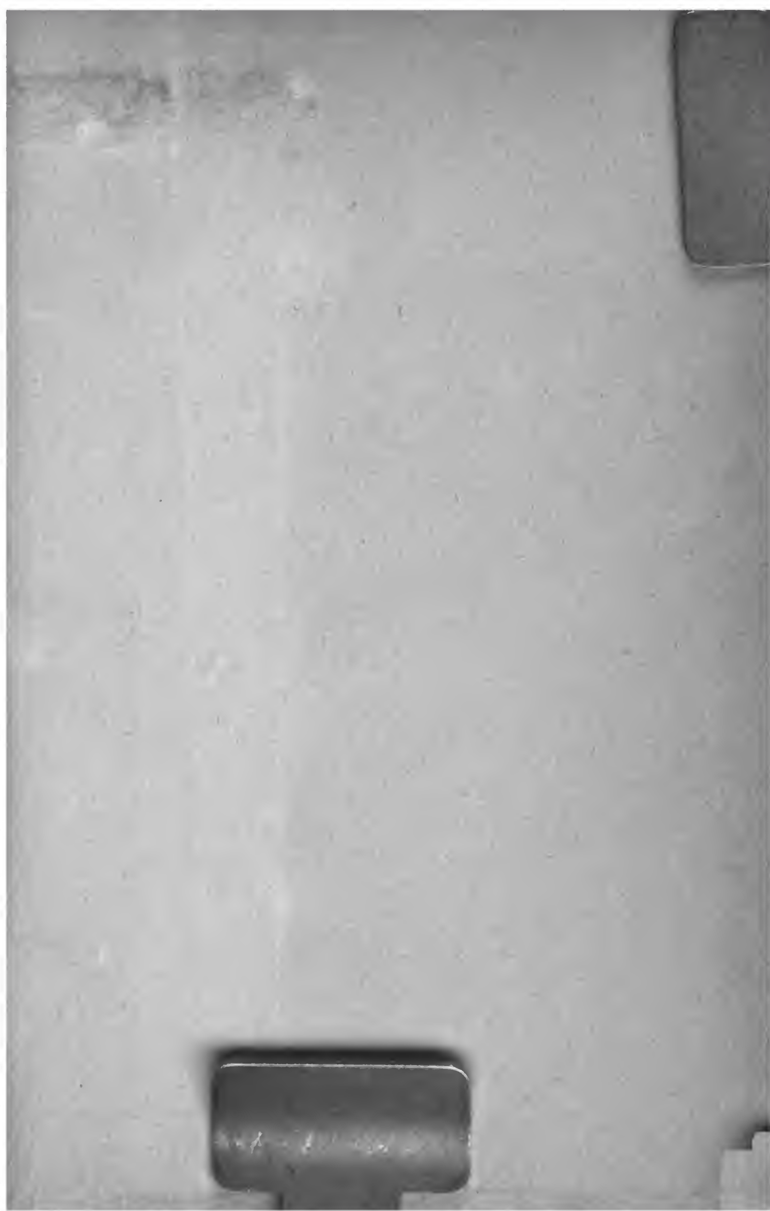
Mit einem Vorwort von **Alfred Friedmann.**

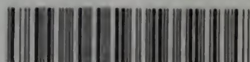
Zweite Auflage.

Eleg. brosch. M. 1,—, eleg. kart. M. 1,50.








89000565259